Heft 12 Dezember 1999 8,- DM

C 12611 F

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- Wehrmachts-Ausstellung: Reserve hat Ruh
- Ethno 2000: Aufstand der Stämme
- Rot-grüne Außenpolitik: Panzer und Moral
- Zukunftsmodell Grosny
- Essay: Die Kritische Theorie und der Holocaust
- Servus Kina!

in konkret Dezember 1999

hier konkret von Jean Ziegler, Martin Hantke
Blocher rauf, Ziegler raus: Bei den Schweizer Wahlen Ende Oktober wurde Christoph Blochers Schweizerische Volkspartei (SVP) mit 44 (vorher: 29) Sitzen zweitstärkste Partei. Blocher bezeichnet sich selbst als Bollwerk gegen »amerikanisch-jüdische Frechheit«. Kein Wunder, daß der von seinen Gegnern als »Judenknecht« und »Nestbeschmutzer« verschriene Jean Ziegler es nicht mehr in den Bundesrat schaffte. Der langjährige sozialdemokratische Abgeordnete hat nun Zeit, an seinem nächsten Buch »Wie der Hunger in die Welt kommt« zu arbeiten

von konkret

an konkret

Mein Kriegs-Tagebuch von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Reserve hat Ruh von Otto Köhler
Nun, da das Hamburger Institut für Sozialforschung die Wehrmachts-Ausstellung fürs erste los ist, kann es sich ganz seiner eigentlichen Aufgabe widmen:Propaganda für die Berliner Republik und ihre Eliten zu machen

Wir helfen Naumann aufs Pferd VI von Karl-Heinz Hansen
Schröders Kulturbeauftragter hat geschworen, die 35 nach Hitleroffizieren benannten Kasernen umzutaufen. KONKRET hilft nach

Aufstand der Stämme von Jürgen Elsässer
Kosovo war nur der Anfang: Der Dritte Weltkrieg wird wie der Zweite von den Blutsvölkern unter deutscher Führung vorbereitet

Bock und Gärtner von Thomas Becker
Ein Serben-Schlächter aus der Krajina wurde zum Kommandeur der Kosovo-Schutztruppe ernannt

Revanche d'une superpuissance von Jürgen Elsässer
Wurde gegen Jugoslawien ein »deutscher Krieg« geführt? Die besten Antworten auf diese Frage kommen aus dem Ausland. Eine Sammelrezension

Panzer und Moral von Justus Wertmüller
Allen Gutmenschen zum Trotz: Deutsche Waffen in der Türkei verteidigen tatsächlich das Menschenrecht. Fraglich ist nur, welches

Modell Grosny von Ralf Schröder
Drei Jahre lang durften die Tschetschenen ungestört an der Gesellschaft von morgen basteln

»Europa contra Amerika« von Corell, Fürst
Nach Chrysler nun Aérospatiale: Daimler schmiedet einen kontinentalen Luftwaffenkonzern

Gehirnwäsche, Vollprogramm von Rayk Wieland
Verloschen sind die Kerzen, verwaist die Runden Tische, sanft ruht der Bürgerrechtler. Ein Nachruf

Jetztzeit von Peter Hacks

Couplets

An der schönen braunen Danubia II von Peter Kratz, Lorenz Schrötter
Die Hinwendung alter Apo-Helden zur extremen Rechten ist kein Zufall, sondern nur folgerichtig: Zweiter Teil eines Beitrags über das nationalrevolutionäre Treiben Bernd Rabehls und seiner Kameraden

In diesem Sinne - PDS und PUS von Georg Fülberth

In diesem Sinne - Björn Bolz von Jürgen Roth

In diesem Sinne - Weiche Ziele von Kay Sokolowsky

Aszendent Marx von Ralf Blendowske
Wie eigentlich hält die Krisis-Gruppe es mit der Empirie? Eine Erwiderung auf Norbert Trenkles Essay »Es rettet euch kein Billiglohn!« (KONKRET 10/99)

Buch des Monats von Jens Hoffmann
Myriam Anissimov: Primo Levi – Die Tragödie eines Optimisten. Biographie. Philo Verlag, Berlin 1999, 640 Seiten, 59,80 MarkPrimo Levi: Gespräche und Interviews. Hanser Verlag, München/Wien 1999, 288 Seiten, 39,80 Mark

Kunst & Gewerbe von Marit Hofmann

Servus Kina! von Joachim Rohloff

Kein spezifisch deutsches Problem von Matthias Küntzel
Erster Teil eines Beitrags über die Versuche der Kritischen Theorie, den Holocaust zu verstehen

Buch & Deckel von Gerhard Henschel

Buch & Deckel von Stephan Grigat
Lars Rensmann: Kritische Theorie über den Antisemitismus. Studien zu Struktur, Erklärungspotential und Aktualität. Berlin/Hamburg, Argument Verlag 1998, 386 Seiten, 49,80 Mark

Buch & Deckel von Christian Reichert
Ben Diettrich: Geschlecht Arbeit Rassismus Marginalisierung. Klassenfragmentierung im Postfordismus. Unrast-Verlag, Hamburg/Münster 1999, 302 Seiten, 39,80 Mark

Buch & Deckel von Jens Hoffmann

Bolschewik Park von Alexander Bogner
Mit Kritik an der Eugenik sparte die traditionelle Linke nie. Sie wollte die falsche Zucht durch die richtige ersetzen

Der ewige Schwule? von Eike Stedefeldt
Die bürgerliche Schwulenszene fühlt sich durch den Beschluß des Bundestags, den ermordeten Juden Europas ein Denkmal zu setzen, diskriminiert und reagiert antisemitisch

German Open von Armin Schreiber
Der Geist im Endspiel: nach Georg Seeßlens Beitrag »Triumph der Eventkultur« (KONKRET 11/99) ein zweiter Blick auf die Berliner Ausstellung »Das XX. Jahrhundert – Kunst in Deutschland«

Herzkranke Hochkunst von Armin Schreiber

Über Robert Gernhardts »letzten Zeichner« und seine Dilettantenparade

filmtheater von Kay Sokolowsky

Das entflochtene Band von Georg Seeßlen
David Lynchs neuer Film »the Straight story« überwindet das postmoderne Kino

Melodie & Rhythmus von Klaus Smit

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 12/99, S. 3

Jean Ziegler, Martin Hantke

hier konkret

Blocher rauf, Ziegler raus: Bei den Schweizer Wahlen Ende Oktober wurde Christoph Blochers Schweizerische Volkspartei (SVP) mit 44 (vorher: 29) Sitzen zweitstärkste Partei. Blocher bezeichnet sich selbst als Bollwerk gegen »amerikanisch-jüdische Frechheit«. Kein Wunder, daß der von seinen Gegnern als »Judenknecht« und »Nestbeschmutzer« verschriene Jean Ziegler es nicht mehr in den Bundesrat schaffte. Der langjährige sozialdemokratische Abgeordnete hat nun Zeit, an seinem nächsten Buch »Wie der Hunger in die Welt kommt« zu arbeiten

konkret: Was ist Blocher? Ein Rösti-Faschist? Eine Mischung aus Tell und Hitler?

Ziegler: Blocher ist ein Höhlenbewohner mit multipler Persönlichkeit: fundamentalistischer Protestant, Pfarrerssohn, hochintelligent, hochkompetent, multinationaler Industrieller, Börsenspekulant, astronomisch reich, politisch obsessiv. Unterschätzt wird seine ökonomische Funktion: Die eidgenössische Bankoligarchie, eine Weltmacht, will aus der Schweiz einen Offshore-Platz, ein globales Steuer- und Anlageparadies, machen. Das Finanzkapital will auf keinen Fall in die EU eintreten und auch nicht in die Uno.

konkret: Blocher als Verteidiger der Alpenfestung?

Ziegler: Das ist einfach eine Arbeitsteilung. Blocher bereinigt das politische Terrain, er blockiert auf demokratische Weise den Eintritt in die EU für mindestens 20 Jahre. Die Oligarchie hofft, daß der Euro zusammenbricht, dann wird der Schweizer Franken die kontinentale Reservewährung.

konkret: Wurde er deswegen gewählt?

Ziegler: Er sagt erstens: Die Fremden sind schuld, die Asylbewerber, die Fremdarbeiter. Er sagt zweitens: Die Amerikaner lügen, der jüdische Weltkongreß erpreßt uns. O-Ton: »Wir haben Hitler widerstanden, wir werden auch Israel Singer widerstehen« – dem Vorsitzenden des Jüdischen Weltkongresses. Nach den Wahlen hat er noch nachgelegt: Die Boykottdrohung jüdischer Organisationen gegenüber Schweizer Banken in Zusammenhang mit dem Raubgold sei dasselbe wie der Naziboykott jüdischer Geschäfte 1933.

konkret: Wie wichtig ist der Antisemitismus bei Blocher und seinem Anhang?

Ziegler: Blocher hat den Antisemitismus der protestantischen Fundamentalisten, nicht den Haider- oder Schönhuber-Antisemitismus. Aber er führt eben eine Sammelbewegung, und wenn die extreme Rechte herauf kommt, dann kriechen aus den Löchern die übelsten Figuren.

konkret: Wenn Sie sagen, man kann Haider und Blocher nicht vergleichen, dann sind wohl auch die soziale Basis der SVP und die der FPÖ sehr unterschiedlich?

Ziegler: Ganz und gar.

konkret: In Schweizer Zeitungen heißt es, es seien vor allem Rentner..

Ziegler: Das ist die Generation, die geglaubt hat, daß Hitler die Schweiz nur nicht angegriffen habe, weil er solche Angst gehabt hätte vor der Schweizer Armee. Dabei war Hitler zwar verrückt, aber nicht verrückt genug, seine eigene Bank anzugreifen. Der Glaube dieser Leute ist nun völlig zusammengebrochen: Von wegen karitative Schweiz, der barmherzige Engel der Verfolgten! 110.000 Jüdinnen und Juden wurden ab April 1942, als die Deportationen im Westen begannen, an der Schweizer Grenze abgewiesen. Sie wurden von der SS direkt in Lastwagen geladen ...

Die Schweizer Kollaboration hat den Weltkrieg verlängert. In elf Ländern haben die Massenmörder von Berlin das Gold geraubt, darunter das Zahngold der KZ-Opfer. Keiner wollte das haben – außer der Schweiz.

konkret: Gibt es Kontinuitäten zwischen damals und heute, etwa in den Familiendynastien der Finanzoligarchie?

Ziegler: Natürlich, die meisten Hauptaktionäre in unseren Großbanken wie UBS und Kreditanstalt, in den großen Industriekonzernen wie Brown-Boveri und Sulzer sind unglaublich familiengebunden. Die Leute, die heute mit ihrem Antisemitismus loslegen und die Schweiz verteidigen, verteidigen ihre Väter.

konkret: Sind Sie im Zusammenhang mit der Veröffentlichung Ihres Buches *Die Schweiz, das Gold und die Toten* auch persönlich angegriffen worden?

Ziegler: Nachdem ich von der Bankenkommission des Senats in die USA eingeladen worden war, um über die Raubgoldgeschäfte auszusagen, hat es einen Aufschrei gegeben, sogar eine Landesverratsklage. Antisemitische Briefe sind gekommen, Beschimpfungen wie »Du Judenknecht«, unterschrieben mit Namen und Adresse.

konkret: Befürchten Sie, daß es auch in der Schweiz zu gewalttätigen antisemitischen Übergriffen kommen wird?

Ziegler: Ja. Wenn einmal die Barrieren brechen, dann gibt es ein riesiges Potential an Nazismus. Wenn dann noch ein paar Honoratioren sagen, die haben recht, wir verstehen, daß die braven Schweizer die Juden nicht mehr ertragen können, die uns da beschimpfen und erpressen – dann sehe ich schwarz. So hat ein Abgeordneter der »Schweizer Demokraten« 1998 zum Jahrestag der Reichspogromnacht öffentlich zum Boykott jüdischer Geschäfte aufgerufen. Das ist toleriert worden, dem ist weder die Immunität aberkannt worden, noch kam er vor Gericht.

konkret: Hat die Schweizer Sozialdemokratie Wahlkampf gegen Rechts gemacht?

Ziegler: Überhaupt nicht. Die Mehrheit der Parteileitung war der Meinung: Im Wahlkampf ist das kontraproduktiv, weil die Wähler, die wir noch haben, sowieso rassistisch und fremdenfeindlich sind. Statt dessen thematisierte die SP nur die Sozialpolitik.

konkret: Offensichtlich ist die Strategie nicht aufgegangen.

Ziegler: Das war ungefähr so, als hätte man bei Hitler gesagt: Den Antisemitismus schenken wir Dir, aber beim Mindestlohn solltest du einlenken. Das geht nicht. Und deshalb ist die SP in der Krise.

Interview: Martin Hantke

Konkret 12/99, S. 4

von konkret

»Der Autorenkreis um Gremliza reklamiert für sich selbst besondere moralische und intellektuelle Überlegenheit, zeichnet sich aber zugleich durch ausgeprägte Arroganz und Menschenverachtung aus«, schreibt das Bundesamt für Verfassungsschutz im »amtlich geheimgehaltenen« Teil seines Jahresberichts, nicht ahnend, daß es mit der Übernahme dieser Wortwahl gleich zwei seiner »in linken Zusammenhängen« tätigen IM auffliegen läßt. Wahr ist freilich, daß KONKRET sich den genannten Ruf nicht unverschuldet zugezogen hat und auch ein bißchen stolz auf ihn ist. Das hat leider zur Folge, daß viele linke Publikationen und Autoren es sich zu Routine gemacht haben, da und dort ein böses Wort über KONKRET fallen zu lassen – nichts Ernstes meist, über das zu streiten lohnte, sondern ein Duftmärkchen, en passant gesetzt, zur Markierung der eigenen Bedeutung. Leider sind auch Autoren, die das nicht nötig hätten, nicht immer frei von diesem Reflex, wie im Fall, der hier abgehandelt werden muß. In seinem neuen Buch Ein deutscher Krieg schreibt Tjark Kunstreich (und er ist nicht der erste, der das schreibt):

Tatsächlich hatte es ... keinen linken Protest (gegen das Treffen in Bitburg) gegeben, die Zeitschrift KONKRET erschien mit einem Bild von Reagan auf der Titelseite: »The New Führer« war darunter zu lesen.

Daß das genannte Heft vier Wochen vor Bitburg in Druck ging und Gremliza in seiner Kolumne »The New Führer« Bitburg als den Ort markierte, an dem die deutsche Bourgeoisie ihre »endlich wiedergewonnene Frechheit« feierte, wird von Kunstreich und seinen Vorgängern ebenso souverän ignoriert wie Gremlizas dreiseitiger Artikel »Dreggers Bruder« (KONKRET 6/85) zu Bitburg im Heft nach Kohls und Reagans Friedhofsbesuch. Was die jüngeren Kritiker der deutschen Linken anno 1999 anhand von KONKRET nachweisen wollen, hat Gremliza ihr schon 1985 attestiert:

Vierzig Jahre sind vertan. Daß dieser 8. Mai begangen werden konnte, wie er begangen wurde, markiert Schwäche und Versagen der Opposition, des »anderen Deutschland«.

Von den ungezählten wissenschaftlichen Hilfskräften, denen die Weltenwende zu nie mehr erhoffter Karriere verhalf, zählt der Hubertus Knabe, vormaliger Student der Geschichte und der Germanistik. Er wäre wohl für immer der bedeutende »Studienleiter« einer Evangelischen Akademie geblieben, hätte ihn der Beauftragte Gauck nicht 1992 als »Historiker« in sein Institut für Auftragsforschung übernommen. Von welcher Art Knabes wissenschaftliche Arbeit ist, möge der eine Satz aus seinem Opus magnum *Die unterwanderte Republik* belegen, der einem KONKRET-Leser aufgefallen ist:

Gegen Gremlitza, heute Chef der Zeitschrift KONKRET, wurde vom Generalbundesanwalt 1993 ein – ergebnisloses – Ermittlungsverfahren wegen Spionage eröffnet.

Daß Staatsschutz-Historiker nicht in der Lage sind, auch nur die Namen der von ihnen Denunzierten richtig zu schreiben – geschenkt. Aber daß sie ein Verfahren, weil es ein anderes als das von ihnen gewünschte Resultat erbracht hat, »ergebnislos« nennen, liegt selbst unter den geringen Erwartungen, die man an solche Schmierfinken hat. (Das Verfahren war 1996 nach dreijährigen Ermittlungen mit dem Ergebnis »mangelnder Tatverdacht« eingestellt worden. Bei dieser Gelegenheit erfährt man, warum der »Spiegel«, 28 Jahre nachdem Gremliza als Redakteur dort ausgeschieden war, Gremliza plötzlich und erstmalig »Gremlitza« schrieb – an der hauseigenen Dokumentation vorbei, direkt aus Gaucks Kladden heraus.)

Es ist paradox: Je dreister und brutaler sich die zur UCK-geführten Volksgemeinschaft mutierten Kosovaren aufführen, um so stärker wird in Teilen der deutschen Linken das Bedürfnis, sich’s mit den Siegern nicht zu verderben und allzu scharfe Kritik an ihnen zurückzuweisen. Da diese seit Monaten zuverlässig in KONKRET steht, ist die Abgrenzung von KONKRET das probate Mittel zur Annäherung an die Schöne Neue Welt in Kosova. Mit Argumenten ist man dabei nicht gerade wählerisch. So denunzierte etwa der »Arbeitskreis Afrika Akafrik« aus Münster Hermann L. Gremlizas Polemik gegen die UCK-Terroristen (KONKRET 8/99) als »offensichtlich von der Praxis der deutschen Wehrmacht im Osten und Südosten Europas übernommen«. Und Jürgen Elsässers Artikel »Albanische Wirtschaft« (KONKRET 9/99) wurde nun vom Kiezgericht der Wochenzeitung »Jungle World« verhandelt, als Schöffen sogar Horkheimer und Adorno aufgeboten. Das Urteil war eindeutig: Das Verdikt »Eurozentrismus« sei noch zu milde, Elsässers Artikel »durchsetzt von rassistisch eingefärbten Stereotypen« und einem »ressentimentgeladenenen Ton«. Da hier offensichtliche eine veritable Begriffsverwirrung herrscht, hat Elsässer in diesem Heft seine Position weiter ausgearbeitet und zugespitzt. Weil es uns aber selbst dann nicht ums Rechthaben geht, wenn sich’s gar nicht vermeiden läßt, sondern um die Analyse der nächsten Kriege und um geeignete Strategien ihrer Verhinderung, sind weitere Diskussionsbeiträge zum Thema ausdrücklich willkommen.

Konkret 12/99, S. 6

an konkret

Vorwärts und vergessen?

KONKRET 11/99: Interview mit Hans Modrow: »Gekauft? Erpreßt? Erschlichen?«

Es ist möglich, mit Hans Modrow darüber zu streiten, was Verrat ist. Doch beziehen wir uns auf Georgi Schachnasarow, den engen Berater Gorbatschows. Er beantwortete in einem TV-Gespräch die Frage, ob »die Sowjetunion die DDR im Stich gelassen, verraten« hat, so: »Wenn man von dem Standpunkt des früheren Systems ausgeht, als es zwei Machtblöcke gab und jeder für seinen Teil verantwortlich war und verpflichtet war, seine Verbündeten zu unterstützen, dann ja, selbstverständlich.«

Wenn Modrow gegen »Verschwörungstheorien« polemisiert, sollte er exakt zitieren. Erstens: Wir haben in unserem Buch *Das Geschenk* (PapyRossa, Köln 1999) nicht geschrieben, daß am 18. Juni 1987 in Dresden ein Treffen stattfand, an dem der sowjetische KGB-Auslandschef Wladimir Krjutschkow, Manfred von Ardenne, Mischa Wolf und Modrow teilnahmen, »wo ein Komplott zum Sturz Honeckers verabredet worden sei«. Es heißt in unserem Report (S. 75 f.): »Am 18. Juni 1987 traf er (W. Krjutschkow) sich mit Manfred von Ardenne in dessen Haus. Der KGB-Chef wollte mit ihm, einem führenden Wissenschaftler der DDR, über mögliche Reformen in der SED sprechen. Günter Schabowski vermutet für diese Zeit weitere Gespräche Krjutschkows mit Hans Modrow, Wolfgang Berghofer und Markus Wolf in Dresden. Die Vermutung ist zwar zutreffend, aber eigentlich politisch nicht so aufregend, denn ›man‹ war sich in Dresden realistischerweise ohnehin darüber einig, daß die Zeit in der DDR ›noch nicht reif für Reformen‹ gewesen sei.«

Wir haben Hans Modrow also weder vorgehalten, an einer Viererbesprechung teilgenommen, noch haben wir ihm unterstellt, mit Krjutschkow ein Komplott gegen Honecker geschmiedet zu haben. Modrow bestätigt jedoch, daß er sich mit dem KGB-Vize getroffen hat (separat, versteht sich). Mehr haben wir auch nicht gesagt.

Zweitens: Wie weit Modrow über die Arbeit fremder Geheimdienste in der DDR informiert war, wissen wir nicht. Uns gegenüber betonte er jedenfalls, weder über die Tätigkeit des Bureau of Intelligence and Research des State Department noch über die der Arbeitsgruppe »Lutsch« des KGB in der DDR etwas gewußt zu haben. Wir glaubten ihm und meinten, darin die Schwäche der inneren Informationsstränge der DDR zu erkennen. Nun weiß Modrow plötzlich doch definitiv, daß es »Lutsch« nicht gab. Immerhin will neben dem BND auch Gregor Gysi (von Mitarbeitern des ZK der SED, wie er uns schrieb) über die Existenz von »Lutsch« etwas erfahren haben (vgl. G. Gysi: *Das war's. Noch lange nicht.* Econ 1995, S.85). Kotschemassow, der sowjetische Botschafter in der DDR, den Modrow als Ministerpräsident fast allabendlich in der Botschaft »zum Tee« aufsuchte (so Sinaida Kotschemassowa), kannte jedenfalls die Gruppe »Lutsch«, wie er uns bestätigte. Woher weiß Modrow plötzlich, daß »Lutsch« nur eine Legende war?

Drittens: Modrows Meinung, daß die Sitzung des ZK am 18. Oktober 1989 nur den Rücktritt Honeckers gebracht habe, aber keine Debatte, ist zumindest ambivalent. Modrow hat auf dieser Sitzung nicht nur ausdrücklich die ZK-Würdigung Honeckers mitgetragen, sondern auch die Meinung vertreten, das auf dieser Sitzung von Krenz vorgetragene Referat habe die Partei ein Stückchen weitergeführt. Eine Debatte hielt Modrow erst für die nächste ZK-Tagung für angemessen. Modrows heutige Sicht, daß die von ihm mitgeforderte folgende ZK-Tagung im November dann kaum mehr als ein neues Politbüro ergeben habe (in das er übrigens hineingewählt wurde), dürfte (vorsichtig formuliert) nicht ganz zutreffend sein. Doch geradezu peinlich wird es, wenn der Ex-Ministerpräsident der DDR den Unterschied zwischen einem Gesetz und einer Ministerratsverordnung nicht gekannt haben will. Seine Behauptung, das ZK der SED habe eben auf dieser Novembertagung ein Gesetz beschlossen (um die Grenze der DDR zu öffnen), ist absurd. Politbüromitglieder sagten uns, daß Modrow bei der Beratung der entsprechenden Verordnungs-Vorlage des Ministerrats im neu gewählten Politbüro anwesend war. Im Protokoll der ZK-Tagung ist auch nicht verzeichnet, daß sich der designierte Ministerpräsident gegen eine regelwidrige Annahme eines Gesetzes durch das ZK ausgesprochen hat.

Eberhard Czichon / Heinz Marohn

Berlin

Struuunz!!!

KONKRET 11/99: Titel und Aufkleber

Der Sinn des Titelbildes resp. des Aufklebers des letzten Heftes erschließt sich mir auch nach getätigter Lektüre nicht so ganz. Zuerst stellte sich mir natürlich die Frage: Ist mit der Flasche, die anstelle der dargereichten Hand des

Originalemblems dargestellt wird, die in die SED aufgegangene SPD oder die KPD gemeint? Aber davon ist im Heft ja keine Rede. Dann ist wohl die Flasche vor dem Hintergrund der roten Fahne allgemeiner zu deuten, etwa daß das Verbleiben in der SED nur nach reichlichem Biergenuß zu ertragen war. War also die SED zur Partei des kollektiven Biergenusses mutiert und so des Klassenkampfs nicht mehr mächtig? Das Emblem könnte dann bedeuten, daß die Mitglieder der SED Flaschen waren.

Jonas Dörge

Kassel

Die Bierpulle im Wappen erinnert mich an einen neuen Text zur alten Hymne, den Rolf Menrath aus Duisburg am 30. Oktober 1990 geschrieben hat:

Ständig geil und niemals nüchtern,
reichlich Bargeld in der Hand.
Hoch die Tassen, über alles
Dieses unser Vaterland.

Veilchenblau in rüden Horden,
grölend laut vor Unverstand.
Osten, Süden, Westen, Norden,
sprungbereit im Niemandsland.

Unser Vorbild ist der Lemming,
unser Wappen zeigt das Bier.
Osten, Süden, Westen, Norden,
das ist deutsch, so fühlen wir.

Ständig geil und niemals nüchtern,
reichlich Bargeld in der Hand.
Hoch die Tassen, über alles
einig Deutschland hirnverbrannt.

Arno Matthias

Erkrath

Nachschau

KONKRET 11/99: »Der Ethno-Weltkrieg« von Hermann L. Gremliza

Herr Gremliza erzählt immer wieder gern, »der Krieg gegen Serbien« habe »vorgeführt, wie kläglich das konventionelle Militärpotential Rußlands ist«. Hat er das? Und warum? Weil die Nato sagt, nur drei ihrer Flugzeuge seien abgeschossen worden? Im »Guardian« vom 18.5.99 heißt es: »Reliable alternative sources in Washington have counted up to 38 aircraft crashes or shot down, and an undisclosed number of American und British special forces killed. This ist suppressed, of course.« So suppressed, daß nicht einmal KONKRET davon weiß. In Jugoslawien hat man auch gezählt, was da so vom Himmel fiel, und kam auf über 300. »Das ist ja phantastisch übertrieben«, mögen Sie nun stirnrunzeln. Mag sein. Aber weniger glaubhaft als die Angaben der Nato sind die Zahlen bestimmt nicht.

Stefan Frank

Marburg

Nachfrage

KONKRET 11/99: »Operation Kultur« von Jan Pehrke

Das von Jan Pehrke im Novemberheft besprochene Buch *Who paid the Piper?* Scheint ja interessant zu sein. Teilt Autorin Frances Stonor Saunders mit, ob die CIA ihre Finger noch im »Monat« hatte, als Michael Naumann, der damalige Rowohlt-Chef und derzeitige Kultur-Staatsminister, das Blatt wiederbelebte? Oder steht das in den Folgebänden »Who bribed the Drummer?«, »Who gagged the Soprano?« und »Who laid the Flutist?«?

Hermann Kant

Prälank

Nachhilfe

KONKRET 11/99: »Friß die Hand« von Gerhard Scheit

Von Scheit erfahren wir, Haider habe einen Journalisten »jüdischer Herkunft« als Vertreter im Ausland angestellt. Da es sich hierbei nicht um eine Aussage Haiders handelt, muß noch einmal daran erinnert werden, daß man unter aufgeklärten Menschen nur Menschen »jüdischen Glaubens« oder »israelischer Herkunft«, nicht aber »jüdischer Herkunft« kennt.

Achim Sommerfeld

per e-mail

Konkret 12/99, S. 9

Hermann L. Gremliza

Mein Kriegs-Tagebuch

Ein Bericht von der Balkanfront: Sonst nichts Neues vor Bukarest. Außer daß die Rumäner ein widerliches Volk sind, üble Lausebalkantypen.

Noch ein Bericht von der Balkanfront: *Gleich am ersten Tag der Feindseligkeiten griff die deutsche Luftwaffe Belgrad an, den Sitz der Kriegsbrandstifter auf dem Balkan.*

Woher das zweite Zitat stammt, ist leicht zu erraten: Aus der »Bildzeitung« vom 26. März 1998. Oder aus der »Deutschen Wochenschau« vom Frühjahr 1941. Aber das erste Zitat? Es stammt aus dem Brief eines deutschen Vizefeldwebels, der heute durch ein anderes Zitat bekannt ist, das nicht von widerlichen, verlausten Balkantypen handelt, sondern im Gegenteil – von deutschen und anderen Vizefeldwebeln. Das bekannte Zitat heißt: »Soldaten sind Mörder.« Denn der Vizefeldwebel an der Balkanfront im Mai 1918 hieß Kurt Tucholsky.

Sie sehen: Kriege, und insonders deutsche Kriege, kennen keine Parteien. Der Krieg kennt nur noch Deutsche, Volksgenossen. Wo es aber keine Parteien mehr gibt, gibt es keine zwei Meinungen, und wo es keine zwei Meinungen mehr gibt, gibt es keine Information, sondern Propaganda. Das wäre vor ein paar Jahren eine Unterstellung gewesen, heute ist es offen erklärte Absicht. Ein paar Zitate aus dem jüngsten Krieg, zum Beweis:

Scharping: *Unsere Soldaten brauchen Rückhalt im Parlament und in der Öffentlichkeit. Dieser Rückhalt könnte durch Debatten geschmälert werden.*

Heiner Geißler auf die Frage, ob Rot, Grün, Schwarz und Gelb ein und dieselbe Position haben: *So können Sie das formulieren. Das hat nichts mehr mit Parteipolitik zu tun.*

Ludger Volmer: *Es war und ist Milosevics Absicht, einen Teil seines Staatsvolkes – die Albaner im Kosovo – zu vertreiben und auszurotten. Wer von dieser Analyse nicht ausgeht, ist für mich kein ernsthafter Gesprächspartner.*

Gerhard Schröder: *Jetzt ist nicht die Zeit, in der Mitglieder dieses Kabinetts Fragen nach der Sinnhaftigkeit des Einsatzes stellen ... Wir haben uns zum Handeln entschlossen, es gibt keine Alternative.*

Angelika Beer: *Jeder Zweifel an dem, was wir beschlossen haben, stärkt Milosevic, schwächt die Nato und verunsichert die Soldaten, die im Einsatz sind.*

Scharping, Schröder, Beer, Volmer, Geißler – sie kennen keine Parteien mehr, sie bilden einen ideellen Gesamtwilhelmzwo. Und die Presse, die vierte Gewalt im Staat, schließt sich an – als vierte Staatsgewalt:

Das »Hamburger Abendblatt« von Springer, der nicht enteignet wurde, stimmt zwei Wochen nach Kriegsbeginn einem Mitglied des Nato-Rates zu: *Jeder moderne Krieg braucht außer Kanonen auch Sprachrohre, denn wir können nur so lange kämpfen, wie unsere Öffentlichkeit mitmacht.* Jamie Shea sei dafür der geeignete Mann*. Immer wieder hat der Nato-Sprecher Argumente für den Luftkrieg. Manche Formulierungen sind so eingängig, daß sie von den Medienmachern gleich übernommen werden.*

Und der Segen für die Aufgabe, Volksaufklärung durch Propaganda zu treiben, kommt von oben, vom Evangelischen Pressedienst: *Der Medienbeauftragte der OSZE, Freimut Duve, hat in einem Gespräch mit EPD Verständnis für die Informationspolitik der Nato während des Kosovo-Krieges geäußert. Die Allianz habe wie eine Firma operieren müssen, die am Erfolg gemessen werde. Dazu gehöre nicht zuletzt die entsprechende Propaganda.*

Es gibt natürlich immer auch noch schlimme Propaganda, nämlich die der anderen: Das »Hamburger Abendblatt« vom 9. April, drei Tage nach dem Hoch auf Jamie Shea: *Die Nato bombardiert jugoslawische Rundfunk- und Fernsehstationen. Sie seien als Werkzeug der Propaganda und Unterdrückung verwendet worden, sagte der britische Luftwaffencommodore David Wilby. Sollte Milosevic sich bereit erklären, westliche Nachrichtensendungen unzensiert täglich sechs Stunden auszustrahlen, könnte die Nato von ihren Angriffen absehen.*

Wir machen keine Propaganda, sondern sagen die Wahrheit, wie unser geliebter Bundeskanzler – und zwar, nachdem er den Befehl zum Angriff erteilt hat, so: *Wir führen keinen Krieg, aber wir sind aufgerufen, eine friedliche Lösung auch mit militärischen Mitteln durchzusetzen.*

Hier und heute darf ja wieder – der Krieg ist aus – diskutiert und es dürfen auch Fragen gestellt werden. Ich will Ihnen dazu ein bißchen Material an den Kopf werfen, wie die deutsche Kriegspropaganda funktioniert hat. Ich beginne mit der Erfindung eines einleuchtenden Kriegsgrundes, genannt:

Der Völkermord

Scharping erklärte am 26. März, zum Kriegsbeginn: *Im Kosovo findet ein ethnisch begründeter Völkermord statt.* Am 28. März legte Scharping nach: *Im Norden von Pristina wird ein Konzentrationslager eingerichtet. Lehrer werden zusammengetrieben und vor den Augen ihrer Schüler erschossen. In Srebrenica mußten die UN-Truppen zusehen, wie 30.000 Menschen umgebracht wurden.*

Zur Erinnerung: UN und Rotes Kreuz haben 7.000 Verschwundene gezählt. 480 Leichen wurden bis heute gefunden. Mindestens 23.000, vielleicht 29.000 Leichen gehen auf Scharpings Konto. Auch Scharping weiß das. Tags drauf, am 29. März, der Völkermord findet seit Tagen statt, Konzentrationslager sind eingerichtet, läßt er durchblicken, daß er nichts weiß. Scharping sagt: *Die Präsenz von Militär und die vorliegenden Informationen signalisieren, daß hier ein Völkermord beginnt.*

Am nächsten Tag, es wird schon eine Woche lang gebombt, der Völkermord dauert noch länger an, sagt Scharping laut »Berliner Kurier«: *Der Völkermord hat begonnen.*

Einen weiteren Tag später, am ominösen 1. April, weiß Scharping was vom Hörensagen: *Es gibt Anzeichen für eine systematische Ausrottung.*

Am 6. April endlich – nach zwei Wochen Krieg – kann Scharping etwas vorzeigen, das die »Bildzeitung« so referiert: *Neuer Beweis für Massaker? Das Video des Grauens: Ein Albaner liegt in seinem Blut. Das schockierende Video könnte der erste eindeutige Beweis für Massenhinrichtungen der Serben an Kosovo-Albanern sein.* Könnte – der erste – eindeutige Beweis sein: zwei Wochen nach dem Beginn eines Krieges, der einen erwiesenen Völkermord beenden soll.

Scharping weiß immer noch nichts. Deshalb muß er sich, laut »Hamburger Abendblatt«, am 9. April beschweren: *Scharping übte Kritik an der Informationspolitik der Nato. Wenn das Bündnis diese Politik ändere, könne präziser über die humanitäre Lage im Kosovo berichtet werden. Er habe die Vermutung, daß es ziemlich großes Erschrecken geben werde, wenn bekannt werde, was dort wirklich geschehe.* Da war der Krieg bald drei Wochen alt.

Was die Nato tatsächlich wußte, berichtete der »Springer-Auslandsdienst« am gleichen Tag: *Hauptankläger Graham Blewitt vom Internationalen Gerichtshof äußerte sich unzufrieden: Die Nato hätte bislang nur vollmundige Erklärungen über Beweise für Kriegsverbrechen gemacht. Material, das diese Erklärungen stützt, habe das Tribunal nicht bekommen.*

Wir sehen: Für das Vorliegen des behaupteten Kriegsgrundes gab es nach drei Wochen Krieg noch immer keinen Beweis. Aber der war auch nicht nötig. Denn Scharping wurde von den deutschen Kriegsjournalisten keineswegs ausgelacht, sondern täglich in einer Tonlage gerühmt, die man aus Landserheften und von Konsalik kennt. Ich nenne diese Abteilung

Die Seifenoper

Scharping, schreibt »Bild«, *er wird ein richtiger Soldatenvater. Voller Anteilnahme erkundigt er sich nach der Stimmung in der Truppe.*

Scharping – der ewige Verlierer, schreibt die »Taz«, *ist nun auf der Siegesstraße.*

Am 9. April schreibt das »Hamburger Abendblatt«, was man in diesen Tagen überall zwischen »Flensburger Tagblatt« und »Altöttinger Liebfrauenboten« lesen kann: *Das Bonner Triumvirat zieht unerschütterlich an einem Strang. Scharping, Schröder und Fischer wachsen über sich hinaus. Der Krieg im Kosovo hat diese drei Männer zusammengeschweißt. Mit Härte und unbeugsamer Festigkeit verteidigen sie den Einsatz deutscher Soldaten.*

Reinster Konsalik. Oder Dwinger. Oder Ganghofer. Oder Peter Boenisch. Der ehemalige Regierungssprecher macht sich zum Sprecher der ganzen stolzen Nation: *Zwei deutsche Politiker – eine Überraschung. Jetzt erweisen sich beide – Fischer wie Scharping – in kritischer Zeit als verläßliche Politiker, die Vertrauen verdienen. Beruhigend für alle. Auch und gerade für die, die Scharping und Fischer nicht gewählt haben.*

Wie – mindestens – Max Piccolomini tritt Fischer vor die Presse: *Mit mir als Mensch bin ich völlig im reinen.* Das gilt ihm und seiner Propagandakompanie in diesen Tagen als ein Argument – fragen Sie mich nicht, wofür.

Überall werden Helden entdeckt, von Michael Wolffsohn in »Bild« beispielsweise dieser: *Ein hell leuchtender Stern am politisch-militärischen Himmel unseres Landes ist dieser Vier-Sterne-General Klaus Naumann.* Das ist nun schon eine völkische Beobachtung nach Art des Guido Kolbenheyer. Könnte aber auch einer von Gerhard Freys Leuten sein.

Oder in der »Bildzeitung« vom 14. Mai dieser: *Schröder in Peking. Als er über den Vater sprach, brach das Eis. Beim Treffen mit Staats- und Parteichef Jiang Zemin endlich der Durchbruch. Schröder: »Herr Präsident, ich möchte Ihnen eine Geschichte erzählen.« Leise spricht er von seinem Vater – »er fiel 1944 im Krieg, vier Tage nach meiner Geburt. Meine Mutter hat ihn sehr geliebt. Deshalb bitte ich Sie zu verstehen: Auch wir sind gegen den Krieg.«*

Keiner lacht, keiner erbricht die eiserne Ration, im geistigen Schützengraben wird jede Schweinerei dankbar geschluckt, auch diese, jedenfalls hat keiner in die zuständige Redaktion ein Paket Buttersäure geworfen, nachdem er in »Bild« die Geschichte gelesen hatte vom: *ersten Vertriebenen-Baby – Die Eltern nennen es Fitore (deutsch: Sieg).*

Was aber wäre den Medien ein Krieg ohne Vergewaltigung und Massaker oder, wie man in der Redaktion dafür sagt, ohne

Sex und Crime

Es war nicht ganz einfach, den Bedarf an den entsprechenden Nachrichten zu stillen. Was weiter half, war die alte Maxime: Nur was man erfindet, hat man exklusiv. Hier einige der tollsten Ergebnisse:

»Bild«: *Serben töten Babys, vergewaltigen Frauen. Die Milosevics – eine schreckliche Familie – ihn nennen sie »Schlächter«, seine Frau »Hexe von Belgrad« – 300 Schwerverbrecher aus dem Zuchthaus ins Kosovo losgelassen.*

»BZ«: *Milosevic – der Feind intim – Der Alkoholiker – Er nimmt immer stärker die Züge eines zweiten Hitler an.*

Ludger Volmer, Staatsminister: *Milosevic handelt nicht anders als Hitler.*

»Bild«, 1. April, ganzseitig, über einem Foto, das Flüchtlinge an der Grenze zu Albanien zeigt: *... sie treiben sie ins KZ. Nun wird der Alltag im Kosovo KZ-Wirklichkeit. Hitler und Stalin sind in Milosevic wiederauferstanden. Serben feuern auf schutzlose Flüchtlinge.*

»BZ«, 6. April: S*charpings grausamer Video-Beweis – Selbst Tote noch mit Baseballschläger zerschmettert.*

Es gibt natürlich immer mal wieder einen Spielverderber, wie hier die »Frankfurter Rundschau« am 7. April: *Sichtlich bewegt führte Scharping ein Video mit Greueln an Kosovo-Albanern vor. Von diesem müssen wir später hören, die Herkunft sei nicht geklärt. Es handle sich um ungesicherte Quellen.*

Oder hier der »Spiegel«, 31. Mai, Bericht von Peter Schatzer, Direktor bei der Internationalen Organisation für Migration: *Von Massengräbern, Lagern und Vergewaltigungen wußten die Menschen, mit denen wir in den drei Tagen im Kosovo sprachen, nichts.*

Aber dann kommt dpa, 2. Juni, mit der Gesellschaft für bedrohte Völker und andere Greuel, und die schätzt die Zahl der getöteten oder auf der Flucht gestorbenen Kosovo-Albaner auf 30.000. Die Zahl könne aber auch deutlich höher liegen.

Wer jeweils nur Fernsehen guckte oder nur eine Tageszeitung las, erhielt das vom kriegführenden Triumvirat gewünschte Propaganda-Bild. Wer viele Zeitungen und Zeitschriften eingehend studierte, konnte aber auch die Wahrheit finden, die – mal da, mal dort – als publizistischer Zwischenfall auftrat. Ich nenne das Kapitel

Original und Fälschung

30. März, »BZ«: *Gestern wurden zwei Spitzenpolitiker der Kosovo-Albaner hingerichtet: Fehmi Agani und Baton Haxhiu.*

30. März, »Bild«: *Hinterhalt auf Beerdigung, Milosevic läßt fünf prominente albanische Oppositionelle erschießen.* (Der Vorgang wird detailliert beschrieben.)

30. März, »Süddeutsche Zeitung«: *Serben exekutieren fünf Albaner-Führer, darunter auch Fehmi Agani und der 37jährige Journalist Baton Haxhiu.*

6. April, »Frankfurter Rundschau«: *Am Montag sind sechs namhafte kosovo-albanische Intellektuelle mit Hilfe der deutschen Botschaft in einer Bundeswehr-Maschine nach Bonn gekommen: Fehmi Aghani, Baton Haxhiu* und so weiter.

»BZ« vom 30. März: *Ibrahim Rugova konnte untertauchen, sein Haus wurde dem Erdboden gleichgemacht.*

»Spiegel«, 12. April, Renate Flottaus Kriegstagebuch aus Pristina: *Die Straße vor Rugovas weißgetünchter Residenz wirkt merkwürdig leer. Erst nach langem Klingeln öffnet Rugova.*

»Zeit«, 27. Mai: *Die Bewohner Pristinas wagen sich kaum ins Freie. Die Männer vegetieren aus Angst in Kellern.*

»Los Angeles Times«, 28. Mai, über den von den Serben gehaßten UCK-Führer Demaqi: *Er lebt nicht nur wohlbehalten in der Hauptstadt des Kosovo, sondern geht auch täglich durch die Straßen, kauft sein Gemüse bei Bauern auf dem Markt und zeigt keine Angst inmitten der kriegsmüden Polizisten und Soldaten, denen er begegnet.*

»BZ«, 1. April, über die Frauen in den Flüchtlingslagern: *Wo sind ihre Männer, Väter, Brüder? In den KZs von Milosevic, enthüllt Scharping.*

»Süddeutsche Zeitung« vom 1. April: *In langen Kolonnen fahren die Busse der Flüchtlinge die Straße hinunter, die in die 200 Kilometer entfernte Hauptstadt Tirana führt. Doch schon nach 15 km werden alle Fahrzeuge an einer Straßensperre gestoppt. Hier hat die UCK das Kommando. Rund 30 Uniformierte mit Kalaschnikows kontrollieren jeden Wagen. Die Männer im kampffähigen Alter müssen aussteigen. »Wir erlauben ihnen nicht zu fliehen«, erklärt ein UCK-Offizier, »sie müssen zurück in den Kosovo.« Eine junge Frau fleht den Kämpfer an, ihren Mann weiterfahren zu lassen. Doch der Mann muß mit. Auch die UCK kennt kein Erbarmen mit den Flüchtlingen.*

Der 68er-Schriftsteller Peter Schneider in der »FAZ«: *Bisher hat der Westen keine Antwort auf die schreckliche Wette von Milosevic gefunden: »Ich kann über Leichen gehen, ihr könnt es nicht.«*

Was Schneider zitierte, hatte in der »Zeit« gestanden, und zwar so: *Ziemlich erschrocken erinnerte Joschka Fischer sich später: Milosevic sei ihm vorgekommen, wie einer, der ihm in die Augen sieht und schweigend mitteilt: »Ich gehe über Leichen, und das kannst du nicht.«* Keiner hat sich enschuldigt, natürlich nicht, weder die »FAZ« noch ihr Lügendichter.

7. April, »FAZ«: *Zunehmende Sorgen macht sich die Nato um das Schicksal der männlichen Kosovo-Albaner im wehrfähigen Alter. Eine ganze Generation junger Männer, insgesamt mehr als 100.000, seien verschwunden. Die Nato habe davon erfahren, daß in Pec und Pristina die Sportstadien mit Männern gefüllt seien.*

Das war, wie gesagt, die »FAZ« vom 7. April auf Seite 1. Auf Seite 7 hieß es im Bericht einer Korrespondentin: *In Pristina wird über alles Gerüchte verbreitet. Man berichtete, Menschenmassen würden in der Sportarena der Stadt zusammengetrieben. Von meiner Wohnung aus konnte ich jedoch sehen, daß dort nichts dergleichen geschah.*

Aber das gilt nicht, denn vier Tage später, am 11. Mai, schreibt die »FAZ« über eine Untersuchung der Ärzte ohne Grenzen: *Beim Zusammentreiben würden auch häufig Männer und Frauen getrennt. In der Regel dürften hinterher nur einige Männer zu den Flüchtlingsgruppen zurückkehren. Unter den Flüchtlingen in Rozaje befanden sich 13 Prozent weniger Männer zwischen 15 und 55 Jahren, als normalerweise zu erwarten gewesen wäre.*

»BZ«, 3. April: *Der als ermordet gemeldete Kosovo-Politiker Alush Gashi lebt. Über Telefon meldete er sich aus seinem Versteck ...*

»Bild«, 9. April: *Dossier des Grauens – erstmals hat die Nato in einem streng geheimen Dossier ein furchtbares Massaker von Serben an albanischen Zivilisten bestätigt. Demnach haben serbische Soldaten 500 albanische Männer nackt auf einem offenen Feld zusammengetrieben. Dann feuerten die Serben!*

Ich habe mir die Mühe gemacht, das streng geheime Nato-Dokument aus dem Englischen zu übersetzen. Da hieß es: *Den 500 Männern wurde alles abgenommen, was sie besaßen, und sie mußten zwei Stunden mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden liegen ... Um Mitternacht wurden ca. 300 der Männer etwa fünf Kilometer vor die albanische Grenze gebracht, von wo aus sie in etwa drei Stunden zur Grenze gingen. Das Schicksal der anderen 200 Männer ist nicht bekannt.*

»Taz«, 12. April: *Die Rambouillet-Lüge – Was wußte Joschka Fischer? Die Abgeordneten des Bundestags und die Führung des Auswärtigen Amts waren über (den Annex B) nicht infomiert.*

»Bildzeitung«, 13. April: *Das Auswärtige Amt teilt mit: Der Vertragstext (samt Annex B) sei bereits am 24. Februar dem Auswärtigen Ausschuß weitergeleitet worden, einen Tag bevor der Bundestag darüber abgestimmt habe – von Geheimniskrämerei könne keine Rede sein.*

»Hamburger Abendblatt«, 13. April: *Der Annex B, sagte Fischer, sei eine Vorstellung der Militärs, der nicht indossiert (in die Verhandlungen eingebracht) wurde. Das aber ist falsch, da der 82seitige Text von der kosovarischen Delegation abgezeichnet worden war.*

»Berliner Kurier«, 30. März: *Serben-Killer treiben Albaner in KZ-Zonen* und »Bild«, am 15. April: *Schreckliche Berichte über Vergewaltigungen / Das Leid der Frauen – Freiwild für eine entfesselte Soldateska.*

»Hamburger Morgenpost«, 15. April: *Kehrtwende auf der Hardthöhe. Nachdem Minister Scharping noch vor Ostern von Konzentrationslagern im Kosovo gesprochen hatte, sind seine Militärs auf einmal vorsichtiger geworden. In einer Auswertung der Gespräche, die im mazedonischen Flüchtlingslager Neprosteno geführt wurden, (heißt es): Zu Vergewaltigungen gibt es bislang keine verwertbaren Aussagen.*

Nach all dem hat Pit Schnitzler von Sat.1, der nicht gerade als linker Kritiker bekannt geworden ist, angeekelt von einer *Verwilderung der journalistischen Sitten* gesprochen: *Krieg bringt Quote ... Heute reicht es aus, wenn es auf den Malediven ein Gerücht gibt, daß es im Kosovo Konzentrationslager gibt ...*

Das stimmt schon, aber haben deshalb die Medien, wie Schnitzler meint, versagt? Natürlich nicht, im Gegenteil: Sie haben vorzüglich funktioniert und sich qualifiziert für all die Kriege, die jetzt kommen werden. General Naumann hat sie angekündigt und Scharping dafür bereits neue Rüstung für 20 Milliarden reklamiert. Unter schwierigsten Bedingungen – so gut wie ohne jedes seriöse Material – haben die Medien ihre von Schröder, Fischer, Scharping, Beer und Duve gestellte nationale Aufgabe vorbildlich erfüllt: den angesichts der dürftigen Nachrichtenlage immensen Bedarf an Falschmeldungen und Stimmungsmache gestillt, das nationale Kollektiv zusammengeschweißt, keine störenden, unnötigen Fragen gestellt. Wie Pressefreiheit zu funktionieren hat, das hat die führende kriegführende Tageszeitung Deutschlands, die »FAZ«, aus gegebenem Anlaß klargemacht, als sie über die serbischen Oppositionsblätter schrieb: *Es ist nur noch ein minimaler Unterschied festzustellen zwischen der Propaganda des serbischen Staatsfernsehens und der Kritik der Luftangriffe durch die angeblich oppositionelle Szene,* und fragte: *Sind all die Millionen Mark und Millionen Dollar nichts gewesen, die westliche Regierungen und Stiftungen in die unabhängigen Medien gepumpt haben?*

»FAZ«, »Taz« und alle anderen Bildungsblätter haben zustandegebracht, den Krieg in Jugoslawien zu dem werden zu lassen, was sie alle immer wieder einen Paradigmenwechsel in der deutschen Politik genannt haben: Sie nehmen das Fremdwort Paradigmenwechsel, das nur wenige Auguren verstehen, verstehen sollen. Etwas frei, aber durchaus nicht unkorrekt übersetzt, bedeutet Wechsel der Paradigmen etwa: Sieg der Gesinnungslumperei.

Vortrag auf dem Journalistentag der IG Medien in Stuttgart am 25. September 1999

Konkret 12/99, S. 12

Herrschaftszeiten

Da lacht der Nazi

7. September, »Frankfurter Rundschau«:

Vor zunehmender Fremdenfeindlichkeit im ländlichen Raum haben Experten bei einer Tagung der Evangelischen Akademie Arnoldshain gewarnt. Rassismus sei in Dörfern inzwischen »zum Alltagsphänomen geworden und stößt dort auf wachsende Akzeptanz«. Da schmieren Jugendliche in einem 600-Seelen-Dorf eines Nachts Hakenkreuze auf das Haus einer Flüchtlingsfamilie. Der Vorfall wird als »Jux« heruntergespielt. Ältere Dorfbewohner pilgern neugierig zum Tatort, um zu schauen, »ob die Jungs das auch richtig hingemalt haben«.

700 Leichen entdeckt

23. September 1999, »Tageszeitung«:

Neues Massengrab im Kosovo entdeckt – (afp) Im Norden des Kosovo ist offenbar ein Massengrab mit bis zu 700 Leichen entdeckt worden. Experten des Haager UN-Kriegsverbrechertribunals wollen von heute an nach den mutmaßlichen Opfern in einer Mine in Trepca in der Nähe der Stadt Kosovska Mitrovica suchen, hieß es gestern aus französischen Ermittlerkreisen vor Ort. In einen trichterförmigen, bis zu 35 Meter tiefen Belüftungsschacht der Mine sollen serbische Einheiten nach Angaben von Augenzeugen bis zu 700 getötete Kosovo-Albaner geworfen haben.

700 Leichen verschwunden

13. Oktober, Reuters:

Ermittler von Kriegsverbrechen haben in einer Mine im Kosovo, wo angeblich Hunderte Leichen versteckt worden sein sollen, nichts gefunden, hat das Internationale Kriegsverbrechertribunal für das frühere Jugoslawien bekanntgegeben. Gerüchte, daß serbische Einheiten die Leichen von bis zu 700 ... Albanern in der Trebca-Mine bei der Stadt Mitrovica versteckt hätten, hatten seit Monaten die Runde gemacht. Experten des Tribunals hatten zur Untersuchung der Gerüchte, die in den Medien des Kosovo ausführliche Verbreitung gefunden hatten, spezielles Exhumierungs-Equipment mitgebracht. »Sie haben absolut nichts gefunden«, sagte Kelly Moore, ein Sprecher des Tribunals, am Montag.

(Die »Tageszeitung« druckte das Dementi nicht.)

Massen gesucht

14. Oktober, »Frankfurter Allgemeine«:

Die Vereinten Nationen haben bislang keine Beweise dafür, daß die proindonesischen Milizen in Ost-Timor Massenmorde verübt haben. Greuelberichte über Massenmorde erwiesen sich in den meisten Fällen als übertrieben, sagte der Sprecher des UN-Koordinators für humanitäre Hilfe in Ost-Timor, Barton, am Mittwoch in Dili. Meistens würden nur »zwei oder drei verscharrte Leichen gefunden«.

Adabei (1)

21. Oktober, Gregor Gysi in »Neues Deutschland«:

Wenn wir die Charta der Vereinten Nationen als Ganzes verteidigen, müssen wir auch unser Verhältnis zu den Kapiteln 6 und 7 der Charta klären ... Problematisch dürfte vor allem das Kapitel 7 der Charta sein. Hier geht es um militärische Kampfeinsätze ... Ich meine, daß wir im Falle von Ruanda zumindest im Prinzip einem Beschluß nach Kapitel 7 der Charta der Vereinten Nationen hätten zustimmen müssen ... Auch im Falle von Ost-Timor bin ich der Meinung, daß einer der seltenen Fälle vorliegt, in denen die Anwendung des Kapitels 7 der Charta der Vereinten Nationen gerechtfertigt ist.

Gründlich zivilisiert

23. Oktober, »Frankfurter Rundschau«:

Die Anzahl rechtsextremistischer Gewalttaten nimmt zwar leicht ab, aber die begangenen Taten werden immer brutaler. Das erklärte der Parlamentarische Staatssekretär im Bundesinnenministerium, Fritz Rudolf Körper. Körper berichtete

weiter, die Zahl der Rechtsextremisten in Deutschland sei 1998 von 7.600 auf 8.200 gestiegen.

Ein Volk, ein Volker

25. Oktober, dpa:

Über die steuerliche Absetzbarkeit von Entschädigungszahlungen der Industrie für NS-Zwangsarbeiter droht neuer Streit in der Bundesregierung. Der Vorsitzende des Innenausschusses, Willfried Penner (SPD), plädierte dafür, daß die Wirtschaft ihre Entschädigungszahlungen nicht von der Steuer absetzen kann. Dagegen warnte der rechtspolitische Sprecher der Grünen, Volker Beck: »Eine Diskussion über die Beseitigung der steuerlichen Absetzbarkeit gefährdet die Bereitschaft der Wirtschaft, sich an dem Entschädigungswerk zu beteiligen.«

War is over

25. Oktober, »Bildzeitung« über die »Verbrecher-Szene«:

Wer die neuen Herren auf St. Pauli sind, zeigten vier Albaner nachts ganz ungeniert. Sie standen mitten auf der Reeperbahn und plauderten. Zehn Minuten lang. Der Verkehr brach zusammen. Aber kein Autofahrer wagte zu hupen.

Fundamentalisten

27. Oktober, »Frankfurter Allgemeine«:

Neben Pakistan, Saudi-Arabien, Iran, Nigeria und dem Jemen gehören die Vereinigten Staaten zu den sechs Ländern, die in diesem Jahrzehnt an Minderjährigen die Todesstrafe vollstreckt haben. In der Anzahl übertrifft Amerika all seine Mitbewerber spielend.

Da lacht der Vati

27. Oktober, »Frankfurter Allgemeine«:

Protestieren will geübt sein. Die Grünen haben es offenbar verlernt. Jetzt gibt es keine bundesweite Aktion gegen den türkischen Test-Leopard, dafür aber einen Ausschuß, der sich über die moralischen Modalitäten künftiger Waffenlieferungen Gedanken machen soll. Manch ein Anliegen wird so lange verdünnt, bis es sich verdünnisiert.

Kanther, komm zurück!

28. Oktober, »Die Zeit«, Interview mit Innenminister Otto Schily (SPD):

»Zeit«: Hat das deutsche Grundrecht auf Asyl – auch in seiner 1993 gerupften Fassung – überhaupt noch eine Überlebenschance?

Schily: Europa wird nicht einfach unsere Regelungen übernehmen. Ein subjektives Recht auf Asylgewährung wird die EU nicht akzeptieren.

»Zeit«: Sie selbst waren doch ein glühender Verfechter des Grundrechts auf Asyl. Jetzt wollen Sie es am liebsten ganz abschaffen. Warum dieser Sinneswandel?

Schily: Ich leiste mir den Luxus des Denkens und prüfe deshalb, ob eine Rechtsnorm in der Wirklichkeit das einlöst, was sie verspricht.

»Zeit«: War es etwa auch dieser Wirklichkeitsblick, der aus Ihnen einen Befürworter des großen Lauschangriffs gemacht hat?

Schily: Das heißt bitte akustische Wohnraumüberwachung.

SS-Klasse

28. Oktober, »Hamburger Abendblatt«:

»Wir haben einen Stein ins Rollen gebracht«, erklärt der Berliner Rechtsanwalt Wolfgang Kaleck, vor wenigen Tagen aus Argentinien zurückgekehrt. »Der Verdacht, daß leitende Angestellte der argentinischen Mercedes-Benz-Niederlassung in Menschenrechtsverletzungen während der Militärdiktatur (1976-1983) verstrickt waren, hat sich durch die Recherchen während unserer Reise erhärtet.« Wegen Entführung und Ermordung von mindestens 13 aktiven Gewerkschaftern des Mercedes-Benz-Werkes in der argentinisischen Hauptstadt Buenos Aires hatte Kaleck Ende September bei der Berliner Staatsanwaltschaft unter anderem Anklage gegen den deutsch-argentinischen Mercedes-Benz-Manager Juan Tasselkraut

eingereicht. Tasselkraut, der bislang immer noch als Manager bei DaimlerChrysler in Argentinien tätig war, (wurde) laut Aussagen verschiedener Arbeiter des Werkes Anfang Oktober auf unbestimmte Zeit beurlaubt. In seinem Haus melden sich Sicherheitskräfte und behaupten, er sei kürzlich verzogen. Die Pressestelle von DaimlerChrysler in Stuttgart bezeichnete die Vorwürfe gegen den Konzern als »wirr und unhaltbar«.

Was ist mit Albaner-Erich los?

29. Oktober, »Tageszeitung« (E. Rathfelder):

Es ist schon nicht mehr nur tragisch zu nennen, was da im Kosovo passiert. Wenn der unter dem Schutz der Kfor stehende Konvoi von 150 Serben aus Orahovac nach Montenegro in mörderischer Absicht überfallen wird, dann ist dies ein Verbrechen, das als Teil eines versuchten Völkermords gelten kann ... Mitschuldig macht sich ein großer Teil der albanischen Bevölkerung, weil die Täter sich in einem Umfeld bewegen können, das ihnen Schutz bietet ... Wenn Mutige wie der Herausgeber der Tageszeitung »Koha ditore« Veton Suroi und sein Chefredakteur Baton Haxhiu um ihr Leben fürchten müssen, weil sie die kriminellen Desperados verurteilen und die Freude eines großen Teils der Bevölkerung kritisieren, dann zeigt dies, wie groß das Sicherheitsvakuum ist.

Humanitäre Mission, Forts.

29. Oktober, AP:

Bundesinnenminister Otto Schily schließt Abschiebungen von Kosovo-Flüchtlingen in ihre Heimat nicht aus. Bei 180.000 Ausländern, überwiegend Kosovo-Albanern, bestehe eine Rückkehrpflicht.

Bin Unge-Laden

29. Oktober, dpa:

Das afghanische Taliban-Regime will die Beziehungen zu den USA und anderen westlichen Staaten verbessern. Der neue Außenminister Mullah Wakil Ahmad Mutawakkil sagte gestern, es gebe viele Mißverständnisse.

Waffenbrüder

30. Oktober, dpa:

Italien ermittelt mit deutscher Hilfe gegen Kriegsverbrecher. Nach Recherchen der »Süddeutschen Zeitung« sind einige hundert deutsche Kriegsverbrecher bis heute nicht bestraft worden, weil nach dem Krieg nie ernsthaft gegen sie ermittelt worden ist. Dies gehe aus Dokumenten der Alliierten hervor. Danach verzichtete Italien aus Rücksicht auf den Nato-Partner Deutschland auf die Verfolgung.

Fischers Freunde

1. November, AP:

Die jugoslawische Regierung veröffentlichte einen Bericht, wonach seit Stationierung von Nato-Truppen im Kosovo am 12. Juni 267 Angehörige von Minderheiten getötet wurden. Opfer der insgesamt 2.599 Übergriffe waren demnach vor allem Serben, aber auch andere Bewohner, die nicht der albanisch-stämmigen Bevölkerung angehören. Medienberichten zufolge richten sich die Übergriffe militanter Kosovo-Albaner zunehmend auch gegen die noch verbliebenen Kroaten im Kosovo. Deshalb wurden am Wochenende 293 Kroaten von ihrer Regierung nach Zagreb ausgeflogen.

War is over (1)

1. November, »Tageszeitung«:

Kosovo, sechs Monate nach Kriegsende: Serben, Roma, muslimische Slawen und katholische Kroaten sind täglich Opfer von Übergriffen. Selbst Angehörige internationaler Organisationen müssen um ihr Leben fürchten.

War is over (2)

1. November, »Berliner Zeitung«:

Zweifel an westlicher Opfer-Statistik im Kosovo – Der britische Außenminister Cook soll die Zahl der von Serben getöteten Zivilisten während des Kosovo-Krieges stark übertrieben haben. Die in London erscheinende »Sunday Times« berichtete am Sonntag, das parteiübergreifende Balkan-Komitee des britischen Parlaments wolle Cooks Ministerium deshalb in

dieser Woche zur Rede stellen. Cook hatte die Morde an Kosovo-Albanern mit dem Holocaust verglichen. Sein Ministerium schätzte die Zahl der ermordeten Zivilisten auf 10.000. ... Doch Emilio Perez Pujol, der Leiter eines spanischen Teams von Pathologen, das nach dem Krieg im Kosovo nach Massengräbern suchte, wurde von der Zeitung mit den Worten zitiert: »Nach meinen Berechnungen wird die Zahl der Toten im Kosovo am Ende höchstens bei 2.500 liegen.« Die Uno würde im November vermutlich bekannt geben, daß bisher weniger als 2.000 Kriegstote gezählt worden seien, berichtete die »Sunday Times«.

Adabei (2)

2. November, »Taz«-Interview mit dem Schweriner PDS-Chef Hans Holter:

»Taz«: Welche Ergebnisse muß die Programmdebatte bringen?

Holter: Ich will der Debatte nicht vorgreifen. Für mich steht aber soviel fest: Wir müssen diskutieren, wie wir mit unserem Antimilitarismus konkret umge-

hen – beispielsweise angesichts des Einsatzes von UN-Friedenstruppen in Krisengebieten. Wir müssen die Frage des Eigentums und der Gewaltenteilung klar beantworten.

Perestrojka

3. November, »Tageszeitung«:

In Rumänien macht die Rehabilitierung des profaschistischen Diktators und Kriegsverbrechers Ion Antonescu weiter »Fortschritte«. Ende letzter Woche stimmte der Stadtrat im siebenbürgischen Cluj (Klausenburg) für die Aufstellung einer Antonescu-Statue ... Marschall Ion Antonescu errichtete 1940 in Rumänien eine profaschistische Militärdiktatur und nahm als Verbündeter Hitlers 1941 am Überfall auf die Sowjetunion teil. Unter Antonescu wurden zahlreiche antisemitische Gesetze erlassen und Pogrome gegen Juden verübt. Nach Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion ordnete Antonescu die Deportation von Juden und Roma nach Transnistrien an. Dort kamen mindestens 120.000 Juden und 25.000 Roma um.

Kannitverstan

3. November, Reuters:

Die geplante Mehrheitsübernahme des kalifornischen Vermögensverwalters Pimco durch die Allianz soll erst dann abgewickelt werden, wenn der deutsche Konzern das Problem der Ansprüche von Holocaust-Opfern aus alten Versicherungsverträgen gelöst hat. Das sagte der kalifornische Versicherungskommissär Chuck Quackenbusch. »Wir sind irritiert über diese Äußerung«, erwiderte ein Allianz-Sprecher.

Sie heißen alle Target

6. November, »Hamburger Abendblatt«:

Der texanische Gouverneur George Bush jr. möchte zwar US-Präsident werden, seine außenpolitischen Kenntnisse muß er aber offenbar noch ein wenig aufpolieren. Auf die Frage eines TV-Reporters nach den Regierungschefs von Tschetschenien, Indien und Pakistan mußte Bush passen. In Bushs Wahlkampflager hieß es später, Bush wolle Präsident und damit Führer der freien Welt werden und nicht in einem Fernsehquiz gewinnen.

Konkret 12/99, S. 14

Otto Köhler

Reserve hat Ruh

Nun, da das Hamburger Institut für Sozialforschung die Wehrmachts-Ausstellung fürs erste los ist, kann es sich ganz seiner eigentlichen Aufgabe widmen:Propaganda für die Berliner Republik und ihre Eliten zu machen

»So könnte eine Generation, die ihr Grundgefühl einem polemischen Gesellschaftsbegriff verdankt und die es sich dann lange in oppositionellen Haltungen bequem gemacht hat, am Ende doch noch zur Verkörperung einer Berliner Republik taugen, die durch den Pufferstaat der Bonner Republik keinen direkten Anschluß an den Nationalsozialismus hat.«
Heinz Bude: »Nach dem Krieg« (»Süddeutsche Zeitung«, 14.6.99)

Ostersamstag 1999. Vorsorglich hat Bundesverteidigungsminister Rudolf Scharping weitere Tornados zur Verfügung gestellt, die Luftangriffe können zum Osterfest verstärkt werden: Erstmals seit 1941 bombardiert die deutsche Luftwaffe wieder Jugoslawien. In Köln eröffnet die Bürgermeisterin Renate Canisius (SPD) am elften Tag des dritten deutschen Krieges eine Ausstellung zum zweiten: »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944«. Sie steckt das Gelände ab. Es sei »hier nicht der Ort«, klärt sie auf, die »in den Auseinandersetzungen im Kosovo gefällten Entscheidungen erneut zu erörtern«. Sie begründet vielmehr, warum sich die Bundeswehr am Krieg gegen Jugoslawien beteiligt und warum »wir alle Vertrauen in den Geist unserer Bundeswehr« haben sollten: »Erstmals« sei auch »unsere Bundeswehr« an dem Versuch beteiligt, »mit Waffengewalt eine Schneise zum Frieden zu schlagen«. Und sie verlangt von ihren Zuhörern, von denen nur wenige protestieren: »Lassen Sie uns auch in diesem Geiste des Schutzes der Menschenwürde die heute zu eröffnende Ausstellung betrachten.«

Aus einer zunächst lediglich als hausinterne Fotowand des Hamburger Instituts für Sozialforschung geplanten Dokumentation war Anfang 1995 eine große Ausstellung über den deutschen Vernichtungskrieg im Osten geworden. Ihre These vom verbrecherischen Charakter der *Institution* Wehrmacht war unter ernsthaften – es gibt genug andere – Historikern nicht mehr umstritten. Auch das Militärgeschichtliche Forschungsamt Freiburg, damals noch unter Manfred Messerschmidt, hatte sie in vielen seiner Bücher und Aufsätze längst bestätigt. Doch in der Öffentlichkeit bestand weiter das Bild von der Sauberen Wehrmacht, das in den Jahrzehnten nach dem Krieg von den Memoiren der Generale, den von Springer verbreiteten Schriften des ehemaligen NS-Propagandisten Paul Carrell (*Unternehmen Barbarossa*), den endemischen Landserheften und der Volksaufklärungstätigkeit der Bundeszentrale für Heimatdienst (heute: für politische Bildung) ausging. Damit hat die von einem Team unter Hannes Heer gestaltete Wehrmachtsausstellung aufgeräumt. Ihren Erfolg aber verdankte sie dem CSU-Extremisten Peter Gauweiler, der in München alles, was rechts ist, gegen sie mobilisierte.

Die Ausstellung hat in diesem Lande aufgeklärt über etwas, was alle Welt weiß – nur bis dato eben die Deutschen nicht: daß die Wehrmacht eine verbrecherische Organisation war. Wie viele in diesem Land habe ich die Ausstellung, vor allem die Reaktion der Öffentlichkeit auf sie, bestaunt, die Tatsache, daß nahezu 900.000 Menschen sie in 34 Städten aufsuchten, diskutierten und endlich zu begreifen schienen, was die Wehrmacht war. Doch spätestens mit dem dritten deutschen Angriffskrieg in diesem Jahrhundert und dem nahezu synchronen künstlichen Koma, in das der Veranstalter, das Hamburger Institut für Sozialforschung, die Ausstellung durch ihre vorläufige Schließung versetzt hat, zeigt sich, welche List der historischen Unvernunft hinter ihr steckt(e).

Denn geplant war sie nicht so, wie sie schließlich wahrgenommen worden ist. Ich hätte vorsichtig sein müssen, aber ich hatte, als ich im Frühjahr 1995 die Ausstellung zum ersten Mal sah, vergessen oder verdrängt, was ich im November zuvor erlebt hatte. Im Institut hatte es damals eine Ausstellung zu Ehren des schon vor Jahrzehnten aus der Emigration nach Hamburg zurückgekehrten, aber nie angekommen 85jährigen Künstlers und Kritikers Arie Goral-Sternheim gegeben. Zu seinen Ehren diskutierten der Institutsangestelle Wolfgang Kraushaar und sein Chef Jan Philipp Reemtsma die Frage »Gibt es nach 1989/90 noch eine Linke?« Sie waren sich einig, und Goral war entsetzt über diese Ehrung: Es war die Beerdigung des linken Projekts, das manche noch immer im Hamburger Institut für Sozialforschung verkörpert sehen.

Anderes war längst angelaufen: »Projekt 1995. Zivilisation und Barbarei, Zwischenbilanzen zu einer Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts«. Das Projekt sollte den Schlüssel dazu finden, »was im 20. Jahrhundert falsch gelaufen« ist, und entdeckte Auschwitz, den Gulag und Hiroshima als »exemplarische Trias« der als »Rätsel« bezeichneten »Makroverbrechen«, denen nun eine »Makrotheorie« beikommen sollte (vgl. Karl Heinz Roth: *Geschichtsrevisionismus*. konkret-texte 19).

Daraus ist nicht viel geworden, allenfalls zur Wiederauflage der altbewährten Totalitarismustheorie hat es gereicht. Wolfgang Kraushaar erforschte den »Bedeutungshof der Totalitarismustheorie« und verstand sich dabei als »Tabubrecher«: »Ich will die Totalitarismus-Theorie der 50er Jahre nicht reaktivieren, aber ich will sie für neue Untersuchungen fruchtbar

machen.« Seither fragt er – das ist eine anstrengende Beschäftigung – nach dem »libidinösen Kitt totalitärer Regime«. Inzwischen ist man im Institut beim »Geschichtstotalitarismus der französischen Revolution« von 1789 angekommen.

Während die Untersuchungen der »Chiffren der Gewalt im 20. Jahrhundert« vor sich hin dümpelten, war als Nebenprodukt des »Projekts 1995« die Ausstellung über den deutschen Vernichtungskrieg entstanden, die das Institut berühmt gemacht und in Westdeutschland die Legende von der Sauberen Wehrmacht gekippt hat. Aber war die enorme öffentliche Resonanz auf ihre Wehrmachtskritik tatsächlich im Interesse der Beteiligten? Reemtsma zur »Welt«: »Das Schicksal dieser Ausstellung ist ihre öffentliche Aneignung. Die hat dazu geführt, daß vieles, was Wirkung der Ausstellung ist, uns als Intention angerechnet wird.«

Sein Institut war längst ein anderes geworden, mit anderen Intentionen. Es ist heute der Think-Tank der rot-grünen Kriegskoalition, mit Mitarbeitern, die beflissen das Geschäft der Politikberatung erledigen und Propaganda für die Berliner Republik treiben. Und so schloß das Nein zur Wehrmacht ein Ja zum Krieg gegen Jugoslawien ein.

Am 27. April 99 rief Wolfgang Kraushaar in der »Taz« zur bedingungslosen Parteinahme auf: Wer glaube, er könne sich hier – »bei einem gegen eine völlig wehrlose Zivilbevölkerung gerichteten Vertreibungskrieg« – neutral, friedensstiftend oder diplomatisch verhalten, der mache sich zum »Komplizen eines Massenmordregimes«. Enzensberger habe recht, wenn »er in der Militärintervention der Alliierten eine Art Existential der Bundesrepublik zu erkennen glaubt«.

Und Heinz Bude, Leiter des Institutsbereichs »Politik und Gesellschaft der alten und neuen Bundesrepublik«, der mehr und mehr als eine Mischung von Anchorman und Schamane der Hamburger Politikberater von sich reden macht, hat gleich »Nach dem Krieg« – so die Überschrift seiner Betrachtung in der »Süddeutschen Zeitung« vom 14. Juni – Erwägungen über den kriegsbedingten »Stilwechsel in der Performanz« der »neuen Politikergeneration« angestellt. Bilanz: Wer sich für den Krieg einsetzte, hat gewonnen. Am meisten Rudolf Scharping, der »als Verteidigungsminister wohl den größten Glaubwürdigkeitsgewinn zu verbuchen« habe. Man nehme ihm ab, daß er »unsere Soldaten« – so Bude wörtlich – nicht leichtfertig aufs Spiel setze: »Scharping trägt an der Last des Ältesten, der an Stelle des Vaters Sorge für seine Geschwister zu tragen hat. Das ist keine freudig gewählte Aufgabe, sondern eine Obligation natürlicher Vergemeinschaftung. Als psychodynamische Führungsfigur verkörpert Scharping die Transformation der großen patriarchalischen Brüderlichkeit in eine kleine, aber unnachgiebige Geschwisterlichkeit.«

Und so geht es mit den Geschwistern weiter. Der Flüchtlingsjäger Otto Schily »gewinnt Glaubwürdigkeit aus Undurchsichtigkeit und Uneindeutigkeit« und könne wie kein anderer in der jetzigen Regierung »partikularistische Interessenwahrung mit universalistischer Werteverpflichtung in Einklang« bringen. In Joseph Fischer »erfüllt sich ein Drama der Versöhnung«. Er sei der »Staatsmann seiner Generation geworden, in dessen Gesicht der Schmerz steht, der mit dem Abschied von dem schönsten Projekt der alten Bundesrepublik verbunden ist«. Und Gerhard Schröder sei »mit der Entscheidung für das erste militärische Engagement der Deutschen außerhalb des Landes nach 1945« das »Kellerkind«, das »sich jetzt im Ernstfall bewähren« konnte.

Bude hatte bereits vor der letzten Bundestagswahl eine »Generation Berlin« als »Vorbereitungsbegriff für den politischen Wechsel« ausgerufen. Die per Regierung in der gesamtdeutschen Republik angekommenen 68er brauchen intellektuelle Unterstützung, meint Bude, sie seien »angewiesen auf eine neue Generation von Stichwortgebern und Praxisvirtuosen, die ihnen die Impulse und Leitbegriffe liefern können. Es wird viel davon abhängen, inwieweit die 68er auf der Vorderbühne die Chance ergreifen, die Generation auf der Hinterbühne für sich zu gewinnen. Voraussetzung dafür ist eine sensible Stichwortdurchlässigkeit des führenden Personals.«

Diese Hinterbühne ist das Hamburger Institut für Sozialforschung. Es hat mit der Wehrmachts-Ausstellung – das ist die fürchterliche List der Unvernunft – die Wehrmacht historisch gemacht, zu einem Phänomen, mit dem die Bundeswehr nichts zu tun hat, die eben deshalb heute wieder Kriege führen darf, ja soll, nein muß.

4. November 1999. In Berlin spricht ein Amtsgericht den 45jährigen Dozenten Dr. Wilfried Kerntke frei, der öffentlich alle am Kosovo-Krieg beteiligten Soldaten der Bundeswehr aufgefordert hatte, ihre Einsatzbefehle zu verweigern, sich von der Truppe zu entfernen und sich gegen den Krieg aufzulehnen. Zur gleichen Zeit verkündet Prof. Dr. Reemtsma in einem Vortragsraum seines Instituts vor der geladenen Presse ein – er spricht von mindestens drei Monaten – Moratorium der Wehrmachtsausstellung und legt ein Sündenbekenntnis ab: »Es gibt handwerkliche Fehler, die hätten vermieden werden können, und es gibt Probleme des Materials, die man hätte in der Ausstellung auch besser spiegeln müssen.« Und es gebe einen nachgewachsenen Forschungsstand, der eingearbeitet werden müsse.

Die Schließung der Ausstellung kam nicht von ungefähr. Eine Woche vor Reemtsmas Frontbegradigung hatte die »Zeit« auf der Titelseite gepredigt, »das archaische Bildverbot (Du sollst dir kein Bildnis machen!)« habe »schon etwas für sich« gehabt. Ihr Autor Leicht entschloß sich darum zu einem in seinen Augen nur »scheinbar unziemliche[n], fast skandalöse[n]«, in Wirklichkeit also völlig angebrachten Vergleich: »Als die A-Klasse einer bestimmten Automarke den ›Elchtest‹ nicht bestand, wollten die meisten Manager mit einzelnen Notgriffen flicken, zurechtfummeln, nachbessern –

jedenfalls möglichst unverdrossen weitermachen, mit dem Kopf durch die Wand der Zweifel. Bis der Konzernchef einsam entschied: Schluß mit der ganzen Produktion, bis die Sache von Grund auf stimmt. Dieser Entscheid rettete alles.«

Was gut ist für DaimlerChrysler, ist gut für die Wehrmachtsausstellung. Leichts Schlußfolgerung: »Die Ausstellung wird aus dem Verkehr gezogen. Bis sämtliche Bilder, die Verbrechen der Wehrmacht bezeugen sollen, unter Mitwirkung sämtlicher verfügbarer Experten auf den Kern jener Stücke reduziert worden sind, an denen niemand mehr zweifelt.« Niemand? Auch nicht jene Historiker, die die Ausstellung von Anfang an zum Teufel gewünscht haben? Bis sie am Ende so aussieht, daß keiner mehr widerspricht? Ein deutsches Markenprodukt wie Mercedes?

Vier Tage nach der Anregung aus dem Hamburger Pressehaus stoppte Reemtsma die Arbeiten an den notwendigen Korrekturen der Ausstellung, deren nächste Station Braunschweig hätte sein sollen. Nach weiteren zwei Tagen, am Vorabend seiner Pressekonferenz, ließ er auch die Arbeiten für die geplante Präsentation in den USA einstellen. Dabei war er auf den Ausstellungsort New York besonders stolz gewesen. Manches war schon umgestaltet worden. Die große zentrale Installation der Ausstellung – das Eiserne Kreuz, auf dem die Mordbefehle und die Bilder von der Judenvernichtung angebracht waren – hatte verschwinden müssen. Es hätte zu Mißverständnissen führen können. Schließlich wird das Eiserne Kreuz von der Bundeswehr weiter benutzt und soll auch wieder Kriegsorden für die kämpfende Truppe werden – so hatte es jedenfalls schon einen Monat nach Beginn des Kosovo-Krieges der ehemalige Generalinspekteur Klaus Naumann vorgeschlagen. Derselbe, der 1992 einen Bundeswehrauftrag zur »Aufrechterhaltung des freien Welthandels und des ungehinderten Zugangs zu Märkten und Rohstoffen in aller Welt« durchgesetzt hatte.

Doch Reemtsmas Verzicht auf das Eiserne Kreuz im fernen New York hatte nichts genutzt. Sechs Wochen bevor dort (am 2. Dezember) die Ausstellung hätte eröffnet werden sollen, war die Oktoberausgabe der »Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte« mit dem Aufsatz erschienen, vor dem Reemtsma und der mittlerweile suspendierte Ausstellungsleiter Heer schließlich kapitulierten. Die »Vierteljahrshefte« werden herausgegeben vom Münchner Institut für Zeitgeschichte und dessen Chef Horst Möller. Zur Redaktion gehört der Zitel-Mann Manfred Kittel, Verfasser des Werkes *Die Legende von der Zweiten Schuld* (KONKRET 10/93). Möller war schon im Historikerstreit an Ernst Noltes Seite engagiert, und er hatte von Anfang an gegen die Wehrmachtsausstellung polemisiert. Jetzt aber konnte er mit einem Aufsatz des polnischen Historikers Bogdan Musial auftrumpfen, dem es tatsächlich gelang, falsche Beschriftungen einiger der knapp 1.500 Ausstellungsfotos nachzuweisen. Musial war wegen seiner schon früher vorgebrachten Kritik vom Reemtsma-Institut mit einer Klage überzogen worden.

Die »Frankfurter Allgemeine Zeitung«, die vom ersten Tag ihres nunmehr fünfzigjährigen Bestehens als »Stimme Deutschlands in der Welt« den deutschen Soldaten verteidigt hat – am 1. November 1949 war es der Verbrechergeneral Manstein – , machte ihre erste Seite mit den Vorwürfen Musials auf. Und konnte am nächsten Tag nachlegen mit einer weniger ernstzunehmenden Kritik, die der ungarische Historiker Kristián Ungvary gerade in »Geschichte in Wissenschaft und Unterricht«, dem Organ des Geschichtslehrerverbandes, veröffentlicht hatte. Sein erkenntisleitendes Interesse offenbarte Ungvary in einem Interview mit dem Deutschlandfunk: »Das ist eigentlich mein großer Vorwurf: ganz atypische Situationen werden als Alltagserscheinungen der Wehrmacht gezeigt, obwohl die Wehrmacht als Organisation im Ausland als eine der diszipliniertesten Organisationen bekannt ist.«

Eine Tradition, die »FAZ«-Leser in der Bundeswehr wiedererkennen, denn: »Die Bundeswehr wurde von Offizieren der Wehrmacht aufgestellt, sie wurde in den ersten Jahren fast ausschließlich von Offizieren und Unteroffizieren der Wehrmacht geführt, ausgebildet und erzogen«, schreibt ein »FAZ«-Leser und fragt: »Sollen diese jetzt, nachdem sie ihre Schuldigkeit getan haben, aus der viel beschworenen Kameradschaft entlassen werden?«

Kein Thema: Bezüge auf die Soldaten der Bundeswehr hatten die Ausstellungsmacher von Anfang an nicht im Sinn.« Hannes Heer erklärte schon im Juni 1995 in der »Taz«, warum die Kontinuität der deutschen Militäreliten unberücksichtigt bleiben sollte: »Das war eine ganz bewußte Entscheidung. Obwohl es auch innerhalb des Teams ganz starke Voten gab, mal zu zeigen, wie diese Wehrmachts-Generäle dann in die Bundeswehr gekommen sind. Aber da haben wir gesagt, dazu sind wir nicht in der Lage. Es hat sich also eine gewisse handwerkliche Bescheidenheit durchgesetzt.«

Drei Tage vor der Moratoriumspressekonferenz nun hat Institutsmitarbeiter Klaus Naumann dortselbst einen handwerklich hervorragenden Vortrag über die Kontinuität der Militäreliten gehalten, der keinerlei Zweifel ließ, wie die Wehrmachtsgenerale die Bundeswehr aufbauten. Naumann aber zog ein beruhigendes Fazit: Es sei doch alles gut gegangen, und die Bundeswehr habe heute eine prima demokratische Wehrverfassung.

Mit dem neuen Krieg setzte folgerichtig eine vorsichtige Rehabilitierung der alten ein. Als die Wehrmachtsausstellung im Juni dieses Jahres nach Hamburg zurückkehrte, durfte der lokale CDU-Chef van Beust am Eingang eine Tafel mit Zitaten des ersten Bundespräsidenten Theodor Heuss (er hatte 1933 im Reichstag, widerstrebend natürlich, die Hand für Hitler gehoben) aufstellen, die die deutschen Soldaten durch Einbeziehung ihrer »seelischen Situation« und ihres »dauernden inneren Konfliktes« von der Mittäterschaft entbinden.

Auch die Kölner SPD-Bürgermeisterin hat Anfang April sehr deutlich ausgesprochen, wozu im Zeichen des Krieges unserer Zivilgesellschaft die Ausstellung nicht mehr soll dienen können. »Meine Damen und Herren«, sagte sie, »es geht hier nicht um tausende braver Soldaten und Offiziere der ehemaligen Wehrmacht, die von einer verantwortungslosen Regierung unter einem verbrecherischen Diktator getäuscht wurden, als man ihnen sagte, sie müßten ihr Vaterland verteidigen, und die dann zu Werkzeugen eines Angriffskrieges wurden«. Es gehe auch nicht um das »unreflektierte Mitläufertum«, es gehe vielmehr »einzig und allein um jene Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der ehemaligen Wehrmacht, die ohne Not und auch ohne Skrupel an Greueltaten beteiligt waren«. Die *ehemalige* Wehrmacht? Ohne Not und ohne Skrupel hat jedenfalls auch Ausstellungsleiter Heer den Taten der neuen Wehrmacht in Jugoslawien zugestimmt. Am 4.11. erklärte er in Hamburg: »Ich bin ein Befürworter der Intervention gewesen. Ich habe das auch geäußert im Rahmen der Öffnung der Ausstellung (in Köln, O.K.), und ich bin als Privatmann zufällig derselben Meinung wie die Bürgermeisterin. Und das war's.«

Ob die Ausstellung ihr Moratorium überlebt, ist fraglich. Reemtsma auf der Pressekonferenz: »Den Ergebnissen dieses Moratoriums soll nicht vorgegriffen werden. Deshalb sage ich es so, wie es ist: Es ist eine offene Situation, Transparenz wird hergestellt sein. Über die Ergebnisse werden Sie unterrichtet. Ich werde vorweg über die Ergebnisse nicht spekulieren.« Das heißt: Wenn es die Ausstellung wieder gibt, werden nicht einfach Fehler beseitigt, das Thema wird ein anderes geworden sein.

Samstag, 6. November 1999. Die »Welt« fragt Reemtsma: »Ist es denkbar, daß in der neuen Ausstellung auch die gegenseitige Verschränktheit der nazistischen und der kommunistischen Barbarei thematisiert wird?«

Reemtsma antwortet: »Das kann ich mir sehr gut vorstellen.«

Konkret 12/99, S. 17

Karl-Heinz Hansen

Wir helfen Naumann aufs Pferd VI

Schröders Kulturbeauftragter hat geschworen, die 35 nach Hitleroffizieren benannten Kasernen umzutaufen. KONKRET hilft nach

Gerd Schröder hält es für seine Pflicht, die deutsche Industrie vor Entschädigungsansprüchen der noch lebenden NS-Zwangsarbeiter zu schützen. Rudolf Scharping scheint es für seine Pflicht zu halten, der Bundeswehr ihre Nazi-Namenspatrone für Kasernen und Schiffe zu bewahren und also dafür zu sorgen, daß die Tradition der zwischen NSDAP und Wehrmacht zur Vorbereitung ihres weltanschaulichen Vernichtungskrieges vereinbarten »nationalpolitischen Erziehung von Volk und Heer« fortwirkend Unheil stiften kann.

»Wir Frontsoldaten des nationalsozialistischen Staates (gehören) zu den besten, uneigennützigsten und selbstlosesten Nationalsozialisten. Unser Führer und Oberster Befehlshaber der Wehrmacht hat den nationalsozialistischen Staat zu einem wesentlichen Teil in seinen Grundmauern auf dem Fronterlebnis des deutschen Soldaten im Weltkriege aufgebaut. Die Gedankengänge Adolf Hitlers sind durchblutet vom Geist des Soldatentums. Welches sind diese Gedankengänge, in denen wir in langer Tradition erzogen sind? Es sind: Ehr- und Pflichtgefühl, Mut, Wehrbereitschaft, Einsatz und Opferbereitschaft, Führertum, Kameradschaft, Verantwortungsgefühl« (Konteradmiral Canaris im OKW, 1938).

Und Gehorsam und Tapferkeit, Tüchtigkeit und Disziplin, Sauberkeit und Ordnung undsoweiter – all die eingebleuten, andressierten Eigenschaften, die sich erst dann als Tugenden erweisen, wenn ihre Träger imstande sind, die elementare Frage nach dem *für wen* und *für was* moralisch unanfechtbar zu beantworten und danach zu handeln. Diese Primärtugend haben sich viele Deutsche allzu oft selbst verboten, meistens unterblieb schon das Fragen.

»Der entscheidende Punkt ist, ob man anerkennt: der Nazistaat war ein Verbrecherstaat, nicht ein Staat, der auch Verbrechen begeht. Ein Verbrecherstaat ist ein solcher, der im Prinzip keine Rechtsordnung stiftet und anerkennt. Was Recht heißt und was er in einer Flut von Gesetzen hervorbringt, ist ihm Mittel zur Beruhigung und Unterwerfung seiner Menschenmassen, nicht etwas, was er selber achtet und einhält. Was er will, ist Verwandlung der Menschen selber durch Gewalt, die die Menschheit im Ganzen unterwirft, geführt von irgendwelchen Vorstellungen vom Menschen, die in der Tat das Menschsein aufheben. Sein Prinzip bezeugt er durch Ausrottung von Völkern, die gemäß seiner Entscheidung keine Daseinsberechtigung auf der Erde haben sollen ... Daß er ein Verbrecherstaat sei, konnte jeder Mensch wissen in Deutschland« (Karl Jaspers: *Wohin treibt die Bundesrepublik,* 1966).

Nach diesem Grundsatz begeht auch derjenige geschichtliche Falschmünzerei und fördert verderbliche Idolatrie, der nachträglich einzelne Frontsoldaten des Führers als vorbildliche »Helden« glorifiziert, nur weil sie nicht persönlich Zivilisten als »Partisanen« gehängt oder Frauen und Männer, die sich vor der Verschleppung als Zwangsarbeiter versteckten, als »Saboteure« erschossen haben, sondern bloß »ihre Pflicht« taten, als sie besonders heftig und lange die feindlichen Befreier von den Vernichtungslagern im Hinterland und in der Heimat fern hielten. Es wäre höchste Zeit, neben anderen die folgenden militärischen Liegenschaften der Bundeswehr von ihren falschen Idolen zu säubern und deren Standort künftig durch schlichte Hausnummern zu kennzeichnen.

Hans Röttiger, Hamburg. Generalleutnant Röttiger, seit 1942/43 Chef des Generalstabes der 4. Armee im Osten, kam 1945 zu der Erkenntnis, »daß die Bandenbekämpfung, die wir führten, im Endziele den Zweck hatte, den militärischen Bandenkampf des Heeres dazu auszunutzen, um die rücksichtslose Liquidierung des Judentums und anderer unerwünschter Elemente zu ermöglichen.« Danach war er erster Inspekteur des Heeres in der Bundeswehr.

Johannes Steinhoff, Berlin-Wedding. Steinhoff war Berufsoffizier und von 1936 bis 1945 erfolgreich als Flieger in Hitlers Luftwaffe tätig, zuletzt als Oberst: 176 Luftsiege, Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern. Als Fachmann machte er sich ab 1952 beim Aufbau der Bundeswehr unentbehrlich, wurde 1970 Inspekteur der Bundesluftwaffe und 1971 Vorsitzender des Nato-Militärauschusses. Danach als Lobbyist im Aufsichtsrat der Flugzeugfirma Dornier GmbH. Träger des Großen Bundesverdienstkreuzes mit Stern und Schulterband.

Adalbert Schulz, Munster. Im hundertjährigen Munsterlager gibt es seit 1961 einen Ehrenhain der Panzertruppe, in dem jedes Jahr am Volkstrauertag Veteranen auch an Generalmajor Adalbert Schulz erinnern, mit dem Nachruf des »Völkischen Beobachters« von 1944 im Sinn: »... Held vieler Panzerschlachten. Er war hart wie Stahl, und er war so ein wahrer Panzermann ... Rattern der Panzermotoren, Klirren der Raupenketten, Krachen der Panzerkanonen – das ist sein Trauermarsch.« Der Führer dekorierte ihn mit dem Ritterkreuz mit Schwertern und Brillianten.

Dirk Lilienthal, Delmenhorst. Held der Ostfront, der an zwei Tagen im Februar 1943 »persönlich« mit seiner 7,5cm-Kanone achtzehn russische Panzer erledigte, dafür zum Feldwebel befördert und mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet wurde. 1944 war er tot.

Joseph Schreiber, Immendingen. Verdienter Soldat im Vernichtungskrieg gegen die Bolschewisten: Nahkampfspange in Silber für 30 Nahkämpfe. Nach weiteren Nah- und Fernkämpfen Ritterkreuz mit Eichenlaub, 1945 vermißt.

Kurt von Briesen, Flensburg. Kommandierender General der Infanterie.

Karl Henke, Neuwied. General der Pioniere. Einer der 311 Ritterkreuzträgern des »Kösener Corps« und von den Korporierten noch heute heftig verehrt.

Oswald Lutz, Munster. General der Panzertruppe.

Freiherr von Medem, Holzminden. General der Pioniere.

Jakob Ohnacker, Ahrbergen. General des Heeres.

Friedrich Fahnert, Karlsruhe-Neureut. General der 1. Luftflotte.

Wolfgang Martini, Osnabrück. General und Chef der Luftnachrichtentruppe.

Günter Rüdel, Rendsburg. General der Luftwaffe.

Hans-Georg von Seidel, Trier. General der Luftwaffe.

Walter Wever, Rheine. General der Luftwaffe.

Hubert Weise, Rottenburg/Laaber. General der Flakartillerie. 1918 Freikorpsführer. 1940 etwa 200 Flugzeugabschüsse.

Wer als ehemaliger Soldat Hitlers noch heute, da jeder alles über den Nazi-Verbrecherstaat wissen kann, sich seiner Taten rühmt oder auf das vom Führer verliehene Blech auf der Brust oder am Hals stolz ist, statt es als Brandmarkung zu begreifen, dem ist nicht zu helfen. Denn entweder reicht seine Intelligenz nicht aus zu erkennen, wessen williger Helfer er war, oder er hält den verbrecherischen Krieg auch heute noch für ehrenvoll.

Übrigens: Vor fast genau 20 Jahren, als sich der Überfall Hitlers auf Polen zum 40. Mal jährte und »Friedens- und Entspannungspolitik als Voraussetzung für soziale Entwicklung« (SPD-Parteivorstand) wenigstens noch im Programm der SPD stand, wurde auf dem Parteitag in Berlin ein Antrag mit großer Mehrheit und Zustimmung des heutigen Kriegsministers Scharping angenommen, der mit tausend anderen Beschlüssen im Keller der Friedrich-Ebert-Stiftung vermodert: »Die Bundesregierung wird aufgefordert, Truppenteile, Schiffe und Kasernen nur nach demokratischen Vorbildern zu benennen und gegebenenfalls Namensänderungen vorzunehmen.«

Konkret 12/99, S. 18

Jürgen Elsässer

Aufstand der Stämme

Kosovo war nur der Anfang: Der Dritte Weltkrieg wird wie der Zweite von den Blutsvölkern unter deutscher Führung vorbereitet

Der Dritte Weltkrieg begann in den Morgenstunden des 12. Juni 1999: Russische Eliteeinheiten aus Bosnien hatten nach Eilmärschen noch vor den Soldaten der Nato-Staaten die kosovarische Hauptstadt Pristina erreicht und den Flugplatz besetzt. US-General Wesley Clark, europäischer Oberbefehlshaber der Nato, gab daraufhin kurzentschlossen Order, die russischen Truppen mit Panzern zu umstellen und zur Übergabe aufzufordern. Der Kreml sagte njet, britische SAS-Fallschirmjäger drangen in den Tower des Flughafens ein – und wurden niedergeschossen. Während der russische Brückenkopf aus der Luft dem Erdboden gleichgemacht wurde, schlossen Jelzin, Lukaschenko und Milosevic noch in der Nacht ein formelles Militärbündnis, und TV Beograd zeigte hochmoderne Mittelstreckenraketen russischer Bauart gefechtsbereit in einem unterirdischen Silo. Am Morgen des 14. Juni landeten US-Marines in der montenegrinischen Hauptstadt Podgorica, und das Regionalparlament der Krim unterstellte die Halbinsel der Souveränität Moskaus und dem Schutz der russischen Schwarzmeerflotte.

Daß es nicht so gekommen ist, war Zufall: Der britische Kommandeur der Kfor, Michael Jackson, hatte mit den Worten »Ich riskiere doch nicht für Sie den Dritten Weltkrieg« den Befehl seines Nato-Vorgesetzten Clark zur Erstürmung des Flugplatzes Pristina verweigert. Während die brisanten Ereignisse von Anfang Juni mittlerweile zu einigen Krisensitzungen in der Nato und im US-Kongreß geführt haben, blieb das Presseecho hierzulande minimal. Selbst in linksliberalen und linken Publikationen, die in den frühen achtziger Jahren beinahe jede Woche ein »Euroshima« oder den »atomaren Holocaust« beschworen hatten, mochte man sich nicht mit den Möglichkeiten einer globalen Eskalation infolge des Kosovo-Krieges abgeben.

Die Wiederauferstehung Deutschlands als kriegführende Macht wird bis in die Linke hinein verdrängt. Keiner will vom bevorstehenden Nato-Einfall in Montenegro hören, auch wenn der ebenso deutlich angekündigt wird wie zuvor die Intervention im Kosovo. Überall läßt sich das Titanic-Syndrom beobachten: Man tanzt die alten Walzer weiter, weil die Bordkapelle so schön spielt – obwohl der Luxusdampfer den Eisberg schon längst gerammt hat. Das ist kein Wunder, denn die Analysen des Nato-Kriegs gegen die Serben sind quer durch alle politischen Lager hindurch von surrealer Leichtigkeit: Damit habe der Siegeszug der Menschenrechte begonnen, beruhigt sich Jürgen Habermas, Oliver Tolmein sieht das nur deswegen kritisch, weil die Menschenrechte leider nicht überall verteidigt würden, und selbst das anti-deutsche Periodikum »Bahamas« spricht vom »Menschenrechts-Krieg«, wenn auch, anders als der Frankfurter Altmeister, mit einem negativen Vorzeichen. Oft wird diese Interpretation mit Antiwestlertum verbunden: Es seien die westlichen Menschenrechte, die hier anderen Kulturkreisen aufgenötigt würden, und Subjekt dieser globalen Nötigung sei der vereinigte Westen, vulgo die Nato, oder, wie Georg Fülberth in Kautskyanischer Diktion formuliert, der »Ultraimperialismus«.

Dem sei hier in beinahe allem widersprochen: Es droht nicht der Krieg »The West against the Rest« – den haben wir längst – , sondern der Zerfall des Westens und der Aufstand der Barbarei gegen die Rudimente der Zivilisation. Erneut entfesselt die Warengesellschaft am Ende einer »langen Welle« (Kontratieff) die atavistischen Mechanismen, die sie in ihrer stabilen Phase integriert hatte. Ebenso wie der Zweite wird der Dritte Weltkrieg nicht vorangetrieben von einem ultraimperialistischen Global-Kapitalismus, sondern von den »reaktionärsten, chauvinistischsten, am meisten imperialistischen« Fraktionen des Kapitals, deren Credo »nicht bloß bürgerlicher Nationalismus, sondern tierischer Chauvinismus« ist (Georgi Dimitroff auf dem Komintern-Kongreß 1935). Ebenso wie in den dreißiger Jahren geht es den neuen Protagonisten des Weltkriegs nicht um Menschenrechte, sondern um Volksgruppenrechte – also nicht um die Durchsetzung, sondern um die Erledigung des westlichen Universalismus.

Auf der Treppe von Odessa

In seinem jüngsten Buch *Das Jahrhundert verstehen* blickt der Historiker Dan Diner als fiktiver Beobachter von der historischen Treppe in Odessa auf die Katastrophen des Säculums. Sein Blick schweift von der Ostsee über Galizien und den Bosporus hinüber zur Adria. An der Schnittstelle von Orient und Okzident wurde zum Beginn des imperialistischen Zeitalters die »orientalische Frage« durch einen »Clash of Civilizations« gelöst: Das Osmanische Reich kämpfte gegen die sich konstituierenden slawischen Nationen, Preußen und Habsburger kämpfen gegen Serben und Russen, Jungtürken gegen Armenier.

Die (Vor-)Geschichte von 1914 und 1939, also des Ersten und Zweiten Weltkriegs, aus der Perspektive von Odessa, mit Blick auf die Völker und Völkchen von Zwischeneuropa und der levantischen Peripherie zu erzählen, mag Linken ungewohnt, ja bürgerlich erscheinen. Ging es in beiden Fällen denn nicht um Rohstoff- und Weltmachtinteressen

konkurrierender kapitalistischer Metropolenmächte, wollte nicht namentlich der deutsche Imperialismus in beiden Fällen den Durchbruch zu den Ölfeldern von Baku, zu den Kohleflözen im Donezbecken?

Ex post mag an diesen Annahmen viel richtig sein. Doch wer erklären will, warum sich halb Europa begeistert in die Stahlgewitter stürzte, wird sich in die von Diner aufgesuchte Perspektive bequemen müssen: Erst die Leidenschaften der vermeintlich »unterdrückten Völker« bewirkten auf dem gesamten Kontinent jene tektonischen Erschütterungen, die das auf dem Wiener Kongreß 1815 penibel austarierte Gleichgewicht der Großen Mächte einstürzen ließ. »Das Prinzip der Selbstbestimmung durchschlug wie ein Projektil die Strukturen des alten Europa«, urteilt Diner. Dabei war, von Friedrich Engels ebenso glänzend herausgearbeitet wie von Diner sträflich vernachlässigt, die Initialzündung zum Großen Knall schon das Scheitern der Revolution von 1848. Es führte im Resultat statt zu der von den Demokraten ersehnten (multikulturellen!) deutsch-magyarischen Republik zum kleindeutschen Reich Bismarcks, nach dessen völkischem Vorbild – Ius sanguinis – sich all die Balkanvölkchen konstituierten, die schließlich den Untergang der im Rückblick vergleichsweise toleranten habsburgischen und osmanischen Monarchien bewirkten. Die antagonistische Kooperation zwischen den deutschen Völkischen und ihren balkanischen Zwillingen lief freilich nicht nur in eine Richtung: Schon 1848 konnte sich die Reaktion gegen die Demokratie nur deswegen durchsetzen, weil die erwachenden Nationen auf dem Balkan die Reaktion unterstützten. Friedrich Engels: »Die österreichische Kamarilla fand, außer (bei) dem hohen Adel, der Bürokratie und der Soldateska, nur Unterstützung bei den Slawen. Die Slawen haben den Fall Italiens entschieden, die Slawen haben Wien gestürmt, die Slawen sind es, die jetzt über die Magyaren von allen Seiten herfallen. An ihrer Spitze als Wortführer die Tschechen ... , als Schwertführer die Kroaten ... Die Südslawen ... haben sich 1848 nur darum zur Herstellung ihrer nationalen Selbständigkeit erhoben, um dadurch zugleich die deutsch-magyarische Revolution zu unterdrücken. Sie vertreten die Kontrerevolution.«

War Deutschland für den blutigen Völkerfrühling im Vorfeld des Ersten Weltkriegs die wichtigste spirituelle Quelle (während die politische Patenschaft der panslawischen Bewegung beim Zaren lag), so nahm es in Vorbereitung des Zweiten den völkischen Separatismus und Irredentismus direkt in seine Dienste. Die nach 1918 in Ost- und Südosteuopa entstandenen Staaten und neu anerkannten Volksgruppen prallten im Streben nach »überlieferten Rechten« oder »historischen Grenzen« schnell aufeinander. Diese Querelen, entstanden in dem traditionell von Deutschland beanspruchten »Lebensraum«, nutzten die Nationalsozialisten: Sie propagierten den Aufstand der »proletarischen« gegen die »plutokratischen« Nationen (so Robert Ley, Führer der Deutschen Arbeitsfront). Gegen die »künstlichen Staaten« des in den Pariser Vorortverträgen 1919/20 vereinbarten neuen Europa mobilisierte die NSDAP nicht nur die »deutschen Volksgruppen« (Saarland, Schlesien, Sudetenland), sondern ermunterte auch andere »unterdrückte Völker« zur Expansion oder Sezession: Ungarn, Kroatien, die Ukraine und die Slowakei eroberten sich ihre »nationale Selbstbestimmung« an der Seite Nazi-Deutschlands und wurden Teil der faschistischen Achse. Heinrich Himmler faßte das Kalkül bei der »Neuordnung des Ostens« 1941 wie folgt zusammen: »Bei der Behandlung der Fremdvölkischen ... müssen wir darauf sehen, so viel wie möglich einzelne Völkerschaften anzuerkennen und zu pflegen ... Ich will damit sagen, daß wir nicht nur das größte Interesse haben, die Bevölkerung des Ostens nicht zu einen, sondern im Gegenteil in möglichst viele Teile und Splitter zu zergliedern ...«

Daß ohne diese Fünften Kolonnen der Zweite Weltkrieg nicht oder nicht so möglich gewesen wäre, zeigt exemplarisch die Zerschlagung der Tschechoslowakei: Die Aggressionspolitik Hitlers hätte keinen Erfolg gehabt, wenn nicht in der CSR selbst bürgerkriegsähnliche Zustände entfesselt worden wären. Dazu trugen an erster Stelle der sudetendeutsche Mob der Henlein-Faschisten bei – deren Aktivitäten führten zur Krise im Herbst 1938, schließlich zum Münchner Abkommen und damit zur Annexion der Grenzgebiete – , aber auch das nicht-deutsche Völkchen der Slowaken suchte sein Heil beim Führer: Die Lossagung der Slowakei von Prag am 14. März 1939 war »der Schlüssel« (so der tschechslowakische Historiker Miroslav Karny), mit dem das Reich sich auch noch die nunmehr vollständig ihrer Glieder amputierte »Rest-Tschechei« als »Protektorat Böhmen und Mähren« einverleiben konnte.

Von der Treppe in Odessa aus kann man – Diner tut es unverständlicherweise nicht – einen weiteren Schandfleck auf der Weste der »selbstbestimmten Völker« erkennen: Auch an der Vernichtung der europäischen Juden waren sie keineswegs nur als Helfer oder Befehlsempfänger der Deutschen beteiligt. Das große Massaker in Odessa vom Oktober 1941 war eine rumänische Aktion, und es war der rumänische Marschall Ion Antonescu, der am 16. Dezember 1941 fragte: »Warten wir darauf, daß in Berlin eine Entscheidung getroffen wird?«, bevor seine Männer 70.000 Juden in der Präfektur von Golta töteten. Auch im Ustascha-Staat und im Baltikum haben sich die Einheimischen erfolgreich im selbstbestimmten Genozid geübt. Raul Hilberg hat also Recht, wenn er, gegen Daniel Goldhagen gerichtet, betont: »Die ›Vollstrecker‹ waren zu großen Teilen auch Rumänen, Kroaten, Ukrainer, Esten, Letten und Litauer.« – »Es wäre schwierig, all diesen Männern, die nie zur deutschen Gesellschaft gehört hatten, die Variante des deutschen Antisemitismus zuzuschreiben, die nach Goldhagens Ansicht das ›eliminatorische Potential‹ enthielt.« Allerdings: Zwar waren Antonescu, Tiso und Pavelic keine Deutschen – aber auch Hitler und Seyß-Inquart waren es nicht, jedenfalls, wenn man ein westliches Staatsbürgerrecht zugrunde legt. Aber genau dieses Verständnis von Nation hatten ja die Völkischen ersetzt durch das Ius sanguinis: Das Blut, und nicht der Paß, verbürgte in ihrem Wahn die gemeinsame nationale Identität. In diesem Sinne fühlten sich Hitler

und Seyß-Inquart als Deutsche, und Antonescu, Tiso und Pavelic sahen sich als ihre arischen Blutsbrüder. Die Deutschen hatten ihr Bild von Volk – und damit auch ihre »Variante des deutschen Antisemitismus, die das eliminatorische Potential enthielt« – erfolgreich nach Osten und Südosten exportiert. So gerierte sich ein Teil der slawischen und kaukasischen Fünften Kolonnen deutscher als die Bewohner des Altreichs – und Hitlers und Himmlers Pläne, nach dem »Endsieg« eine »nordisch-germanische Rasse« zu schaffen, indem man die »gemeinschaftsfremden« Deutschen beseitigt und dafür die »rassisch besten« Elemente der Osteuropäer »eindeutscht«, mögen ihrem Wahn Ansporn gewesen sein.

Der tödliche Fehler von Baku

Auf Lenins Drängen kam es in der kommunistischen Weltbewegung zu einer verhängnisvollen Revision des Marxschen Ansatzes in der Nationalitätenpolitik, welche den Nazis bei der Vorbereitung des Zweiten Weltkriegs in die Hände spielte. Marx und Engels hatten für die nationalen Aspirationen der »erwachenden Völker« wenig übrig gehabt: »Es ist kein Land in Europa, das nicht in irgendeinem Winkel eine oder mehrere Völkerruinen besitzt, Überbleibsel einer früheren Bewohnerschaft, zurückgedrängt und unterjocht von der Nation, welche später Trägerin der geschichtlichen Entwicklung wurde. Die Reste einer von dem Gang der Geschichte, wie Hegel sagt, unbarmherzig zertretenen Nation, diese Völkerabfälle werden jedesmal und bleiben bis zu ihrer gänzlichen Vertilgung oder Entnationalisierung die fanatischen Träger der Kontrerevolution, wie ihre ganze Existenz überhaupt schon ein Protest gegen eine große geschichtliche Revolution ist. So in Schottland die Gälen, die Stützen der Stuarts von 1640 bis 1745. So in Frankreich die Bretonen, die Stützen der Bourbonen von 1792 bis 1800. So in Spanien die Basken, die Stützen des Don Carlos.«

Lenin vertrat die Gegenthese: »... zu glauben, daß die soziale Revolution denkbar ist ohne Aufstände kleiner Nationen in den Kolonien und in Europa ... – das zu glauben heißt der Revolution entsagen.« Gegen den entschiedenen Widerstand Rosa Luxemburgs setzte sich diese Position durch. Die Komintern-Konferenz von Baku ergänzte 1921 die ehrwürdige Parole des *Kommunistischen Manifests* durch einen gemeingefährlichen Zusatz: »Proletarier aller Länder und unterdrückte Völker, vereinigt Euch!« Was aber ist ein »unterdrücktes Volk«? Die Konfusion war schon bei Lenin selbst angelegt: Nach Abschluß des Versailler Friedens gehörte für ihn plötzlich auch das imperialistische Deutschland, dessen »Griff nach der Weltmacht« (Fritz Fischer) immerhin den Ersten Weltkrieg herbeigeführt hatte, zu den unterdrückten Opfern, denen »ein Häuflein Staaten die Kehle zuschnürt«. Ein deutsch-sowjetisches Handelsabkommen glorifizierte Lenin gar als »Bündnis, das den Bund gegen den Weltimperialismus festigt«.

Die Auswirkungen der Leninschen Nationalitätenpolitik lassen sich am Beispiel Jugoslawiens verdeutlichen. Die Kommunistische Partei, unter Führung des später ausgeschlossenen Sima Markovic zunächst pro-jugoslawisch orientiert, änderte nach dem 5. Weltkongreß der Komintern 1924 ihre Linie und trat für die staatliche Loslösung der »unterdrücken Völker« ein. Der Tito-Vertraute (und spätere Dissident) Milovan Djilas schildert in seinem Memoirenband *Der junge Revolutionär*, wie dieser Kurs schon bald zu »verhältnismäßig guten Beziehungen mit den Ustaschas« führte. Djilas faßt zusammen: »Wir hatten einen gemeinsamen Feind, die Regierung und das Regime ... Vor allem glaubten beide Gruppen, daß Jugoslawien in seine Bestandteile aufgeteilt werden sollte ... Sowohl Ustaschas als auch Kommunisten waren der Meinung, daß Jugoslawien eine künstliche Schöpfung des imperialistischen Versailler Friedensvertrages sei und daher verschwinden müsse.«

Auch in anderen Ländern überlappten sich linke und faschistische Politik bei der Destabilisierung von Versailles-Europas: SPD und KPD bekämpften die Abtrennung des Saarlandes und seine Unterstellung unter ein Völkerbundmandat, weil damit »das deutsche Volk« – gemeint: die Saarländer – der Willkür des »französischen Imperialismus« unterworfen würde. Die Selbstbestimmung der Sudetendeutschen »bis zum Recht auf Lostrennung«, *der* Hebel zur Zerstörung der Tschechoslowakei, wurde von der KPC noch vor den Henlein-Faschisten gefordert. In Österreich trommelte die austromarxistische SPÖ so lange für den Anschluß an Deutschland, daß sie schließlich nur schwer plausibel machen konnte, wieso sie Hitlers Version dieses Anschlusses nicht unterstützte. Ihr prominentes Mitglied Karl Renner blieb selbst nach dem Einmarsch der Wehrmacht noch auf großdeutschem Kurs und unterstützte das Annexionsreferendum im April 1938.

Zu dieser Zeit waren die Kommunisten allerdings schon klüger geworden. Die Zäsur war der 7. Weltkongreß der Komintern 1935, auf dem nicht nur die Sozialfaschismus-Doktrin – die Bestimmung der Sozialdemokratie als Hauptfeind – , sondern auch die Leninsche Nationalitätenpolitik revidiert wurde. Der Abschied von letzterer fiel weniger deutlich aus – am Klassiker durfte nicht gerührt werden – , war aber in der Praxis genauso einschneidend: Mit der Parteinahme für die »unterdrückten Völker« war es fortan vorbei, statt dessen wurden die real existierenden Staaten, auch die zuvor als »künstlich« geschmähten, gegen die Aspirationen ihrer Minderheiten und die hinter diesen stehende faschistische Achse verteidigt. Der Umschwung hatte bereits 1934 im Saarland begonnen, wo Emissäre des Komintern-Exekutivkomitees wie Honecker die Kommunisten ab Mai auf ein Nein zum Anschluß an Deutschland beim Referendum 1935 eingeschworen hatten. In Österreich verabschiedeten sich die Kommunisten von der Fiktion eines grenzüberschreitenden »deutschen Volkes« und wurden zu den Vorkämpfern einer selbständigen österreichischen Nation. In Frankreich billigte die KP nicht

nur die Verteidigungsanstrengungen der Regierung, sondern stellte auch für die Kolonien die Losung vom »Selbstbestimmungsrecht der Völker« zurück. Parteichef Thorez 1937: »Wenn die entscheidende Frage im Augenblick der siegreiche Kampf gegen den Faschismus ist, so liegt der Vorteil für die Kolonialvölker in der Zusammenarbeit mit dem französischen Volk und nicht in einer Haltung, die den Plänen des Faschismus Vorschub leistet und zum Beispiel Algerien, Tunesien und Marokko dem Joch Mussolinis oder Hitlers unterwerfen oder Indochina zu einer Operationsbasis für den japanischen Militarismus machen könnte.« Auch in der Tschechoslowakei und in Jugoslawien wurden die Kommunisten seit 1935 zu Verteidigern der Gesamtstaatlichkeit. Der Flirt zwischen KP und Ustascha fand – mit Ausnahme von einigen Schwankungen in der schon damals unzuverlässigen kroatischen KP-Sektion – ein schnelles Ende.

Ein ähnliches Umdenken vollzog sich in den westlich-kapitalistischen Staaten. Wie Lenin hatte nämlich auch US-Präsident Wilson am Ende des Ersten Weltkriegs das »Selbstbestimmungsrecht der Nationen« propagiert, wie die Kommunisten waren folglich auch die Westmächte für Separatismus und Revanchismus offen gewesen. Aber nachdem spätestens mit dem Münchner Abkommen klar geworden war, wohin diese Politik führte, vollzog man einen Kurswechsel.

Das Bündnis von Jalta

Daß man sich in der UdSSR wie bei den Westmächten wieder auf jenes moderne Verständnis von Nation besann, das bei der Entstehung sowohl der französischen Republik als auch der amerikanischen und sowjetischen Union Pate gestanden hatte, war eine essentielle Vorbedingung für die Anti-Hitler-Koalition gewesen: »Nation« ist danach die Gesamtheit derer, die unabhängig von Herkunft, Sprache, Religion und Kultur nach gemeinsamen Idealen in einem gemeinsamen Staat leben wollen – ein politisches Konstrukt auf der Grundlage des Volonté générale. Der anti-modernen Vorstellung, es könne Völker (oder gar Rassen) vor, neben, über oder unter den Bevölkerungen dieser Staaten geben, war damit eine Absage erteilt. Wo in den einschlägigen Dokumenten der Aliierten von »self-determination« die Rede war, war in der Regel »self-government« gemeint, und ebenso verstanden auch die Sowjet-Vokabeln »Volksfront« oder »Volksdemokratie« die Kategorie »Volk« nicht teutonisch, sondern französisch: als Recht eines Staatsvolkes, die Geschicke seines bereits existierenden Staats in dessen existierenden Grenzen zu bestimmen.

Franz Neumann hat im *Behemoth* den Primat des Staates vor dem Volk gegenüber der völkischen Pervertierung verteidigt: »Wenn der Staat keine abstrakte rechtliche Einheit mehr ist, sondern lediglich das Gebäude von Volkstum und Rasse, und wenn die Souveränität nicht mehr beim Staat, sondern in Rasse oder Volkstum liegt, wie das in der nationalsozialistischen Theorie der Fall ist, ergeben sich daraus zwei offenkundige Konsequenzen ... Die souveräne Rasse kennt keine territorialen Grenzen, und dann gibt es keine Schranken für die höchste Gewalt ... Das juristische Faktum der Staatsangehörigkeit kann das biologische Faktum der Rassenzugehörigkeit nicht beseitigen. Die Souveränität der Rasse ist die ideologische Grundlage für die Fünfte Kolonne und den Imperialismus.«

Die Erfahrungen bei der Entfesselung des Zweiten Weltkriegs prägten aber nicht nur die theoretische Debatte, sondern führten auch zu wichtigen politischen Entscheidungen der Großen Vier, die in Potsdam die Versailler Nachkriegsordnung bestätigten. Allen Bevölkerungsgruppen, die sich den Nazis als »Volksgruppe« angedient und so deren Aggressionspolitik ermöglicht hatten, entzog man die territoriale Grundlage: So wurde die Abschiebung der kaukasischen Volksgruppen in der UdSSR auf der Potsdamer Konferenz stillschweigend, die der sogenannten Volksdeutschen in der Tschechoslowakei und Polen sogar ausdrücklich gebilligt. In den offiziellen Dokumenten war mit Bedacht nicht von »Deportation«, sondern von »Transfer« die Rede, um den Unterschied zu scheinbar ähnlichen Maßnahmen der Nazis nicht sprachlich zu verwischen.

Auch die Uno-Charta ist ein Resultat dieses Paradigmenwechsels: Der Zerschlagung souveräner Staaten unter Berufung auf Völker- und Volksgruppenrechte – von den Nazis in der Sudetenkrise und im Münchner Abkommen 1938 besonders erfolgreich praktiziert – wurde im Gründungsdokument der Vereinten Nationen ein Riegel vorgeschoben. Gewaltanwendung wird darin zwar zur (Selbst-)Verteidigung der »territorialen Integrität von Staaten« erlaubt, nicht aber zur Durchsetzung des »Selbstbestimmungsrechts der Völker«. Subjekt der internationalen Beziehungen sind laut UN-Charta Staaten, nicht Völker.

Zugespitzt könnte man sagen: Der Sieg der Anti-Hitler-Koalition war nur möglich, weil sich eine weltweite Einheitsfront der Etatisten gegen die Völkischen, der Staaten gegen die Stämme bildete. An der Spitze der Alliierten standen mit Stalin, De Gaulle, Churchill und Roosevelt Chauvinisten, denen es primär um die Macht und Stärke ihrer Staaten ging. Stalin etwa hatte schon in den dreißiger Jahren die Partei von Internationalisten gesäubert und später explizit vom »Großen Vaterländischen Krieg« gesprochen. Churchill und De Gaulle hatten in Kolonialfragen immer einen unnachsichtigen Kurs vertreten. Was sie allerdings zu Gegnern der Nazis werden ließ, war der multiethnische Charakter ihrer Staaten: Hitlers Plädoyer für das »Selbstbestimmungsrecht der Völker« hätte als Sprengsatz für ihre »Völkergefängnisse« gewirkt. Diese »Völkergefängnisse« repräsentierten, bei aller politischen Gegensätzlichkeit und trotz der Verbrechen, die darin begangen wurden, die Philosophie der einen und unteilbaren menschlichen Gattung: Staatsbürger kann jeder werden, und vor dem Gesetz sind alle Staatsbürger gleich.

Faschismus in Pristina

Dieses Prinzip ist heute im Kosovo außer Kraft gesetzt: Die Kosovaren sind allesamt jugoslawische Staatsbürger, doch leben kann dort heute nur, wer sich nicht als solcher, sondern als »Albaner« fühlt und bekennt. Die Souveränität liegt, wie Franz Neumann in Bezug auf den Nationalsozialismus schrieb, »nicht mehr beim Staat, sondern bei Rasse oder Volkstum«. Wie wenig der losgelassene Identitätswahn eines Blutsvolkes dem Nationalismus von Staatsbürgern selbst in deren rassistischen Äußerungsformen ähnelt, läßt sich vielleicht am besten am Beispiel der Roma zeigen: Unter serbischer Herrschaft waren sie im Kosovo zwar diskriminiert und manchmal schikaniert, aber immer geduldet. Um ihr Leben müssen sie erst fürchten, seit mit Hilfe der Nato die »Albaner« ihr Selbstbestimmungsrecht durchsetzen konnten – beinahe alle vordem im Kosovo lebenden Roma, etwa 150.000, sind geflohen, viele wurden ermordet. In Abwandlung von Daniel Goldhagen ließe sich definieren: Die Zigeunerfeindlichkeit der Jugoslawen ist diskriminatorisch, die der »Albaner« eliminatorisch.

Der Unterschied in der Aggressivität des Nationalismus bei Staatsbürgernationen und Blutsvölkern mag in folgendem begründet sein: Eine Staatsbürgernation ist zwar ein artifizielles Konstrukt, aber eben wenigstens ein Konstrukt; sie findet ihre Realität im Staat, und Feind kann ihr nur sein, wer diesem Staat Feind ist. Das Blutsvolk aber ist nicht einmal ein Konstrukt, es ist ein Hirngespinst ohne jede materielle Realität, und Gefahr droht ihm deshalb potentiell von jedermann jederzeit. »Albaner« beispielsweise gab es im Kosovo vor Erscheinen der Nato gar nicht. Es gab jugoslawische Staatsbürger moslemischer Religion oder albanischer Sprache. Diejenigen aus dieser Bevölkerungsgruppe – es war leider die erdrückende Mehrheit – , die sich in einem Prozeß der Selbstethnisierung als »Albaner« definierten (wobei Titos Nationalitätenpolitik Hilfestellung leistete), hatten ein Problem: Es gab kein objektives, nicht einmal ein kulturelles Definitionsmerkmal zur Erkennung der »Eigenen«. Was sollte etwa einen »Albaner« von einem »Türken« im Kosovo unterscheiden? Die »türkische« Minderheit, etwa 30.000 bis 60.000 Menschen, wird heute von den albanischen Behörden mehr gemaßregelt als vorher von den serbischen. »Trotz der religiösen, kulturellen und sprachlichen Verwandschaften zwischen Albanern und Türken im Kosovo scheint sie ein Abgrund von Ablehnung und Mißtrauen zu trennen«, konstatierte die »FAZ« Ende Oktober. Warum? Weil die »Türken« in den vergangenen Jahren versucht hatten, »sich neutral zu verhalten«. »Das trug ihnen nicht selten den Vorwurf ein, mit den Serben zu kollaborieren.«

Mangels objektiver Kriterien zur Bestimmung der ersehnten Volksidentität wird die Selbst-Definition »ex negativo« bei Stämmen erheblich schärfer gefaßt als bei Staatsbürgernationen. Die Jugoslawen garantierten allen Kosovo-Bewohnern (auch den »Albanern«), die nicht gegen die Zentralmacht rebellierten, bis zuletzt die staatsbürgerlichen Rechte – etwa nach dem Prinzip: Wer nicht gegen uns ist, ist für uns. Die »Albaner« können sich ihrer selbst offensichtlich nur vergewissern, wenn sie nach der Devise handeln: Wer nicht für uns ist, ist gegen uns.

Heute sind im Kosovo individuelle Menschenrechte – etwa die Meinungs- und Organisationsfreiheit – de facto von der UCK beseitigt, während allein das Volksgruppenrecht der »Albaner« gilt. Mit anderen Worten: Die Werte der »atlantischen Revolution« wurden suspendiert zugunsten der Werte der »völkischen Revolution«, die niemand konsequenter als die Nazis vertreten hat. Warum haben dann aber die Westmächte die Verwandlung des Kosovo in ein faschistisches Stammesgebiet unterstützt?

Vermutlich weil die modernen Nationen, die sich im Zweiten Weltkrieg noch gegen die Stämme hatten behaupten können, mittlerweile selbst in eine tiefe Krise geraten sind. Wo die soziale Kohäsion einer Gesellschaft über staatliche Ausgleichszahlungen nicht mehr zu gewährleisten ist, wollen sich reichere Regionen von ärmeren trennen, um ihren Wohlstand zu sichern. Umgekehrt ist es für die global agierenden Konzerne attraktiv, ihre weltweiten Zulieferer nicht in unsicheren oder möglicherweise renitenten Großstaaten zu unterhalten, sondern in willfährigen Sonderwirtschaftszonen, Mini-Republiken und Kalifaten. Das heißt: Der entfesselte Kapitalismus frißt seine Kinder, die von ihm in seiner Entstehungsphase generierten Nationalstaaten. Wer überleben will, muß sich den Hegemonen des Weltmarktes, den USA oder Deutsch-EU, unterwerfen. Daß dabei Deutschland einen Konkurrenzvorteil hat, zeigt sich in dem herzlichen »Heil Hitler«, mit dem die Eingeborenen im Kosovo bisweilen deutsche Journalisten und Soldaten begrüßen: Sie erinnern sich der Waffenbrüderschaft unter der Flagge von SS-Europa und knüpfen daran Hoffnungen für die Zukunft. Schließlich sind die Deutschen auch seit 1989 wieder Vorbild: Mit dem Schlachtruf »Wir sind ein Volk« haben sie einen halben Kontinent unter ihre Kontrolle gebracht – warum sollten Albaner, Kaukasier oder Hutu das nicht auch versuchen?

Noch gibt es in den Staatsbürgernationen Rudimente der Anti-Hitler-Koalition: Die Enkel von Stalin, De Gaulle und Churchill, also die russischen Nationalkommunisten, die französischen Gaullisten und die englischen Tories opponierten, im Verein mit Teilen der US-Republikaner, vergleichsweise stark gegen die Nato-Angriffe auf Jugoslawien. Die Argumente Henry Kissingers auf dem Höhepunkt der Rambouillet-Konferenz gründeten in der Staatsräson des modernen Ius soli: »Von Jugoslawien, einem souveränen Staat, verlangt man die Übergabe der Kontrolle und Souveränität über eine Provinz mit etlichen nationalen Heiligtümern an ausländisches Militär. Analog dazu könnte man die Amerikaner auffordern, fremde Truppen in Alamo einmarschieren zu lassen, um die Stadt an Mexiko zurückzugeben, weil das ethnische Gleichgewicht sich verschoben hat.«

Diese Positionen haben sich bis dato in den jeweiligen Staaten nicht durchgesetzt – genausowenig wie in den dreißiger Jahren, als Chamberlains Appeasement und Molotows Pakt die Antifaschisten aller Länder zur Verzweiflung trieb. Doch irgendwann machten Churchill und De Gaulle dem ein Ende – und die eingangs geschilderte Episode zeigt, daß eine solche Entwicklung auch heute nicht perdu ist: Offenbar gibt es im Westen noch immer Leute wie General Jackson, die wissen, wann sie – im Verein mit den Truppen Moskaus – dem Vormarsch der Faschisten eine Grenze ziehen müssen.

In eigener Sache

Jürgen Habermas' »postnationale Konstellation« und der von Hans Magnus Enzensberger ebenso befürchtete wie beförderte »molekulare Bürgerkrieg« sind ein und dasselbe – der permanente Aufstand der Stämme und Clans gegen die alte Weltordnung. In dieser Situation ist der simple Antinationalismus, der mittlerweile ebenso zum Repertoire der politisch Korrekten gehört wie Gender-Rituale und Mülltrennung, eine ähnliche Torheit, wie er es im Zweiten Weltkrieg gewesen wäre. Selbstverständlich sind Staatsbürgernationen wie Jugoslawien und Frankreich, Rußland und die USA gegen den Ansturm der Blutsvölker zu verteidigen. In diesem Kampf geht es um das Prinzip der universalen Menschheit, das in den Verfassungen der einen festgeschrieben ist und von den anderen destruiert werden soll; um die Einheit der menschlichen Gattung auf diesem Planeten oder um ihre ethnozoologische Aufteilung in verfeindete Völkchen und »Rassen«.

Das Plädoyer für die Verteidigung der modernen Nationen schließt nicht notwendig Zustimmung zu ihrer Militärpolitik ein – kann es aber, wie die Zusammenarbeit von Adorno, Horkheimer und Marcuse mit der US-Army und ihren Geheimdiensten zeigt. In erster Linie geht es um eine intellektuelle Kampfansage: all die Verrückten, die sich der jugoslawischen Republik als »Albaner«, der russischen als »Tschetschenen«, der französischen als »Korsen«, der britischen als »Schotten« entgegenstellen, nach Kräften mit Ressentiment, Spott und Verachtung zu überziehen. Wer das für »Rassismus« hält, glaubt bereits, was es gerade zu dementieren gilt: daß es unter- oder oberhalb der Bevölkerung real existierender Staaten tatsächlich Völker gäbe – und nicht nur die gemeingefährliche Halluzination davon in den Köpfen der Frankensteins, die sie aus Blut und Boden kreieren wollen.

Als Marx und Engels, die die Polemik gegen die Selbst-Ethnisierung vorexerzierten, von der Political-Correctness-Fraktion ihrer Zeitgenossen attackiert wurden, verhöhnten sie »die sentimentalen Brüderschaftsphrasen, die uns hier im Namen der kontrerevolutionärsten Nationen Europas dargeboten werden«: »Man erwidre uns nicht, wir träten hier im Interesse deutscher Nationalvorurteile auf. Die Beweise liegen ... vor, daß gerade die Redakteure der ›Neuen Rheinischen Zeitung‹ schon lange ... allen deutschen Nationalvorurteilen aufs entschiedenste entgegengetreten sind. Sie ... haben den zurückgebliebenen Deutschen gegenüber die Berechtigung der großen geschichtlichen Nationen des Westens, der Engländer und Franzosen, stets anerkannt. Aber deswegen gestatte man uns, ... andre Völker ebenso streng zu beurteilen wie wir unsre eigene Nation beurteilt haben.«

Konkret 12/99, S. 23

Thomas Becker

Bock und Gärtner

Ein Serben-Schlächter aus der Krajina wurde zum Kommandeur der Kosovo-Schutztruppe ernannt

Nach den Gefühlen gefragt, welche die Nato-Spitzen angesichts der Tatsache bewege, daß »die Leute, über die sie normalerweise mit einer gewissen Anerkennung sprechen, einen Mann zu einem ihrer Führer ernannt haben, der in ethnische Säuberungen verwickelt ist«, antwortete Nato-Sprecher Jamie Shea: »Wen sie zu ihrem Führer machen, ist ganz und gar deren eigene Angelegenheit.« Die Rede war von der UCK und ihrem Oberbefehlshaber. Agim Ceku, ein mit acht Ehrenabzeichen ausgezeichneter General der kroatischen Armee, hatte im Februar Kroatien verlassen, um noch einmal gegen die jugoslawische Armee in den Krieg zu ziehen. Am 21. März hatte die »New York Times« aus einem ihr zugespielten internen Bericht des Tribunals gegen Kriegsverbrechen im ehemaligen Jugoslawien in Den Haag zitiert, aus dem hervorging, daß gegen Ceku wegen »Massenerschießungen, rücksichtslosen Angriffen auf die Zivilbevölkerung und ›ethnischen Säuberungen‹« in den Jahren 1993 und 1994 ermittelt wird. Im April wurde Ceku Generalstabschef der UCK, und seit Kriegsende ist er verantwortlich für deren Entwaffnung und die mit der UN-Protektoratsverwaltung vereinbarte Umwandlung der UCK in eine Polizeitruppe (Kosovo-Protection Force, KPC).

Agim Ceku wurde 1959 im Kosovo geboren, absolvierte eine Ausbildung an der Militärakademie in Belgrad und arbeitete als Artillerie-Offizier in der jugoslawischen Armee. 1991 wurde er General der kroatischen Armee unter Franjo Tudjman. Der britischen Militärzeitschrift »Jane's Defence Weekly« zufolge war er der führende Kopf der Offensive der kroatischen Armee am 9. September 1993 in der Medak-Tasche, einer Gegend im Süden Kroatiens westlich der Krajina, bei der binnen weniger Tage mehrere serbische Dörfer ausgelöscht und viele Bewohner getötet wurden. Am 17. September war die Militäraktion abgeschlossen, und die kanadischen und französischen UN-Soldaten, die die serbische Minderheit in dieser Region hätten schützen sollen, konnten das Schlachtfeld besichtigen: »Als die Einheiten der Vereinten Nationen die Medak-Tasche betraten, fanden sie jedes Haus brennend oder zerstört vor. Es gab Hunderte solcher Häuser in den einzelnen Dörfern und Siedlungen. Keines davon war noch bewohnbar. Spezialeinheiten untersuchten und berichteten über die Zerstörungen, suchten nach Überlebenden und sammelten Leichen.«

Ceku war außerdem einer der führenden Strategen in der »Operation Sturm«, dem Blitzkrieg der kroatischen Armee Anfang August 1995, durch die der Widerstand der serbischen Minderheit gegen die Eigenstaatlichkeit Kroatiens endgültig gebrochen und 150.000 Serben aus der Krajina vertrieben wurden. Bereits während der ersten Tage der Offensive beklagten die Beobachter der Vereinten Nationen nicht nur, daß ihre eigenen Stützpunkte von der kroatischen Armee »überrannt und zerstört« und eines ihrer Bataillone zusammen mit einer Gruppe von Serben gefangen und »als menschliche Schutzschilde benutzt« wurden, sondern berichteten ebenso von »brennenden Häusern«, »Ermordung von serbischen Zivilisten, die sich auf der Flucht befinden«, zahlreichen »Menschenrechtsverletzungen« und einem »Massenexodus« der Serben. Während der »Operation Sturm« kooperierte Ceku bereits mit US-Militärberatern, der Military Professional Resources International (MPRI), einer von früheren amerikanischen Offizieren geführten Söldner-Firma mit halb-offizieller Unterstützung des Pentagon, die eine Schlüsselrolle beim Aufbau der kroatischen Armee spielte« (»Jane's Defence Weekly«). MPRI war auch beim Aufbau der bosnisch-muslimischen Armee behilflich; bis heute sind nach ihren eigenen Angaben noch »91 erfahrene frühere Berufsmilitärs in Bosnien-Herzegowina ...Wir arbeiten unter Vertrag der Föderationsregierung Bosnien-Herzegowinas mit Unterstützung der US-Regierung.«

Während des Kosovo-Krieges konnte Ceku – so ebenfalls Erkenntnisse von »Jane's Defence Weekly« – die Kontakte zu MPRI nutzen. Bemerkenswert: Ceku bekam seinen Posten als UCK-Oberbefehlshaber zu Beginn des Kosovo-Kriegs, nur wenige Wochen nach der Ernennung von Hashim Thaci zum politischen Führer der UCK. Die vorherigen Amtsinhaber (Suleiman Selimi und Adem Demaci) hatten dem fundamentalistischen Flügel der UCK angehört und den Rambouillet-Vertrag nicht unterschreiben wollen (wodurch der Kriegsvorwand – die Serben als alleinige Verweigerer eines Friedensvertrages – für die Nato weggefallen wäre).

Die neue Chefanklägerin des Haager Tribunals, Carla del Ponte, wollte sich noch während ihres Aufenthalts Ende Oktober in Pristina über den Fall Ceku nicht äußern. Mitglieder ihres Teams hatten allerdings schon zugegeben, daß gegen Ceku möglicherweise auch wegen Kriegsverbrechen im Kosovo ermittelt werde. Selbstverständlich bestreitet Ceku jede Verwicklung der UCK in die seit Kriegsende andauernden Morde und Vertreibungen im Kosovo.

Ceku selbst bewertet die Zusammenarbeit mit der UN-Mission im Kosovo (Unmik) als »gut«: »Unser strategisches Ziel ist es immer gewesen, den Kosovo zur Demokratie und in die europäische Integration zu führen. Das kann nur durch die Zusammenarbeit mit der internationalen Gemeinschaft erreicht werden.« Die Probleme, die es wegen der zukünftigen Rolle der UCK im Kosovo gegeben habe, seien entstanden, weil »die Hauptsorge der Internationalen Gemeinschaft die Demilitarisierung der UCK« gewesen sei, »während es unser Hauptziel war, die UCK umzuwandeln«. Das KPC-Projekt

soll ein Kompromiß sein. Am 20. September wurde Ceku von Unmik-Chef Bernard Kouchner höchstpersönlich zum Kommandeur der KPC ernannt, Kfor-Oberbefehlshaber Michael Jackson bestätigte diesen Schritt. Nach eigenen Angaben hat die UCK 10.000 Waffen abgegeben und besitzt keine »versteckten Waffen« mehr. Ceku: »Am Ende des (Nato-)Bombardements hatten wir rund 20.000 Soldaten, aber viele davon, vielleicht fünfzig Prozent wurden entlassen und hatten keine Waffen. Sie mußten sich eine Waffe teilen ... Ich kann nicht die Möglichkeit ausschließen, daß das Volk Waffen hat. Die Grenzen waren offen und jedermann konnte welche aus Albanien mitbringen.«

Nach den Vereinbarungen zwischen Unmik und UCK soll die KPC eine leicht bewaffnete Polizeitruppe von 3.000 Mann werden. Doch für Ceku ist sie nur eine »Brücke in die Zukunft, von der UCK als einer Organisation in Kriegszeiten hin zu einer regulären, modernen Armee des unabhängigen Kosovo«. Ceku läßt keinen Zweifel daran, daß er das KPC-Projekt dazu nutzen will, »wesentlich mehr als die 3.000 vorgesehenen« Mitglieder zu trainieren. Ceku weiter: »Diejenigen, die das Training abgeschlossen haben, schicken wir nach Hause, so daß für die nächsten Platz wird ... Wir wollen so viele wie möglich trainieren, damit wir, wenn es nötig wird, auf ausreichend fähige Führer zurückgreifen können.«

Konkret 12/99, S. 24

Jürgen Elsässer

Revanche d'une superpuissance

Wurde gegen Jugoslawien ein »deutscher Krieg« geführt? Die besten Antworten auf diese Frage kommen aus dem Ausland. Eine Sammelrezension

Stand am Ende des »deutschen Jahrhunderts«, von dem Eberhard Jäckel launig spricht, *Ein deutscher Krieg*? In seinem gleichnamigen Buch (Ca ira Verlag, 81 Seiten, 12,80 Mark) bejaht Tjark Kunstreich diese Frage vor allem mit Verweis auf die Siege an der Propagandafront. Die Lügen von einem Auschwitz auf dem Amselfeld nutzten die Deutschen zur Bagatellisierung ihrer Vergangenheit – das läßt sich schwer bestreiten. Und doch bleibt offen, ob auch jenseits der Ideologiekritik von einem »deutschen Krieg« gesprochen werden kann – etwa was seine Hintergründe, seine Vorbereitung und seinen Ertrag angeht.

Stefan Eggerdinger erinnert im »Streitbaren Materialismus« Nr. 19 (196 Seiten, 15 Mark, Bestellung über Telefon/Fax 089/540703-46/-48) an Bertolt Brechts Prognose aus dem Jahre 1952: »Die deutschen Kapitalisten haben zwei Möglichkeiten in einem Krieg. 1. Sie verraten Deutschland und liefern es an die USA aus. 2. Sie betrügen die USA und setzen sich an die Spitze.« Eggerdinger fährt fort: »Deutsche Außenpolitik seit der Annexion der DDR ist der sich vollziehende und nahezu vollzogene Übergang von der ersten zur zweiten Möglichkeit. Das ist das zentrale Geheimnis hinter dem derzeitigen Krieg in Jugoslawien.« Die USA hätten sich gegen ihren Willen 1995 in Bosnien und 1999 im Kosovo militärisch engagieren müssen, da sonst »die BRD den alleinbestimmenden Einfluß in Ost- und Südosteuropa« erlangt hätte.

Ähnlich sieht es Wolfgang Michal in dem von Klaus Bittermann und Thomas Deichmann herausgegebenen Sammelband *Wie Dr. Joseph Fischer lernte, die Bombe zu lieben* (Edition Tiamat, 208 Seiten, 30 Mark): »Das Pentagon hat inzwischen begriffen, um was es geht, und sich im Kosovo-Krieg an die Spitze der Bewegung gestellt. Es nimmt den Europäern, sprich: den Sturm-und-Drang-Deutschen, das Heft aus der Hand.«

Obwohl Michal damit meiner These von »Deutschland als Brandstifter« (in: *Nie wieder Krieg ohne uns*, konkret-texte 22) weitgehend folgt, wirft er mir expressis verbis vor, höchstens »einen Zipfel der Wahrheit« erfaßt zu haben. Als »kurios« bezeichnet er meine Annahme, die BRD habe noch bis kurz vor Kriegsbeginn die aggressivere Strategie als die USA vertreten. »Wie kann das möglich sein, wenn die (umstrittene) Racak-Expertise des amerikanischen OSZE-Beobachters William Walker zum Kosovo-Krieg führte?« wendet Michal ein.

Die Frage ist berechtigt und war auch von mir – anders als Michal es darstellt – offengelassen worden. Das sollte auch so bleiben, denn die Faktenlage ist selbst jetzt, ein halbes Jahr nach dem Krieg, widersprüchlicher als von Michal referiert. So hat zwar Walker als erster den Einpeitscher gegeben, als Mitte Januar 45 Leichen in Racak gefunden worden waren; doch der Obduktionsbericht der finnischen Ärztekommission, der die Eindeutigkeit seiner Schuldzuweisung an die Adresse der Serben dementiert, wurde von der damaligen EU-Ratspräsidentschaft unterdrückt – vom Auswärtigen Amt (AA). Selbst das vom Fischer-Ministerium inspirierte Dossier »Wie Deutschland in den Krieg geriet« – auf der Grundlage selektiver Akteneinsicht für »Die Zeit« vom 12. Mai verfaßt – gibt *contre coeur* Indizien preis, die der suggerierten These von der »Zuschauerrolle« Deutschlands in Rambouillet widersprechen. Demnach hat Fischer »alle Erfahrungen, die er in den Finten und Fehden seiner Partei gesammelt hat«, aufgeboten, »um der Entente Cordiale zwischen Paris und London (sowie Washington) eine Konzession abzuringen: ... daß für die Europäische Union nur einer verhandelt: Wolfgang Petritsch.« Im AA-Rapport vom 8. Februar heißt es zufrieden, anders als Dayton »ist diese Konferenz nicht amerikanisch geprägt«. Genauer: »Die Europäer gestalten ernsthaft mit. Petritsch verblaßt nicht neben (US-Verhandlungsführer) Hill.« Die Europäer? An anderer Stelle wird das Subjekt im Dossier unverschlüsselt genannt: »Die Deutschen ... für sie spricht ... der Österreicher.«

Wie der deutsche Frontmann Petritsch in Rambouillet agierte, kann man sowohl in dessen eigenen Erinnerungen (Petritsch/Kaser/Pichler: *Kosovo/Kosova*, Wieser Verlag, 400 Seiten, 40,80 Mark) als auch in einem Aufsatz des ansonsten indiskutablen Sammelbandes von Thomas Schmid (*Krieg im Kosovo*, Rowohlt-Taschenbuch, 284 Seiten, 14.90 Mark) nachlesen. Dessen Autor Andreas Zumach war in Rambouillet vor Ort, hatte Tuchfühlung mit allen Beteiligten und brachte in der »Taz« als erster Einzelheiten des geheimen militärischen Vertragsanhangs (»Annex B«) an die Öffentlichkeit. Nach seiner Darstellung war Petritsch in den Verhandlungen ein Hardliner. »80 Prozent unserer Vorstellungen werden einfach durchgepeitscht ... Vor Ende April wird der Kosovo-Konflikt entweder formal gelöst sein oder die Nato bombardiert«, drohte er zum Auftakt der Konferenz. Zur selben Zeit wurden auch schon die berüchtigten »Sicherheitsannexe« des Vertragsentwurfs in einem AA-Bericht erwähnt, und Petritsch gab im nachhinein zu: »Es war uns vollkommen klar, daß sich ein souveränes Land mit diesen Bestimmungen am schwersten tut.«

In seinem eigenen Buch – bei aller Einseitigkeit faktenreich und spannend, mit mehr Originaldokumenten als alle übrigen zusammen – rühmt sich der Österreicher über viele Seiten, durch herzliche Überzeugungsarbeit gegenüber dem UCK-Führer Hashim Thaci erreicht zu haben, was dem amerikanischen Verhandlungsführer Hill und seiner Vorgesetzten Albright in Rambouillet mißlang: die kosovo-albanische Delegation zur Unterschrift unter das Abkommen zu bringen. Damit war die wichtigste Bedingung erfüllt, um den Schwarzen Peter für das Scheitern der Konferenz Milosevic und den Serben zuschieben und mit den Bombardierungen beginnen zu können.

Wie eine antikapitalistische Perspektive die Kritik der besonderen Aggressivität Deutschlands eher fördern als behindern kann, demonstriert das Buch des belgischen Kommunisten Michel Collon, das leider bislang nur auf französisch vorliegt: *Poker Menteur. Les grandes puissances, la Yugoslavie et les prochaines guerres* (380 Seiten, 55 Mark, Bestellung über den Verlag: EPO, Lange Pastoorstraat 25, B-2600 Berchem). Collon sieht die Triebkräfte der Balkankriege in der Rivalität der Großmächte, die daraus entstanden ist, daß »Bonn veut devenir une superpuissance«. Materialreich schildert der Autor, wie die Krauts ihre historische Revanche über die Stimulierung völkischer Sezessionen vorantreiben, andererseits die Yankees bis zum Kaukasus Militärstützpunkte und Rohstoffgebiete unter ihre Kontrolle bekommen wollen. »Die Nato wird zwischen Deutschland und den USA zerrissen«, heißt es bilanzierend. »Cette rivalité croissante pour le leadership, c'est exactement la situation déjà vécue deux fois dans ce siècle.«

Leider würdigen viele einheimische Veröffentlichungen den spezifischen Beitrag Deutschlands nicht so gewissenhaft. Stattdessen wird oft das Bild eines relativ einheitlichen *Welt-Sheriffs Nato* gezeichnet. Die gleichnamige Broschüre des Münchner »Instituts für sozial-ökologische Wirtschaft« (isw-Report Nr. 40, 46 Seiten, 6 Mark; Bestellung via Fax über 089/1689415) präsentiert immerhin wichtige Fakten zur Untermauerung dieser These. Daß es bei künftigen Kriegen um die Ölvorräte am und im Kaspischen Meer gehen könnte, belegen die Autoren mit amerikanischen und deutschen Strategiepapieren recht überzeugend. Allerdings heißt das noch nicht, daß Jugoslawien überfallen wurde, weil US-Firmen eine »Pipeline durch Serbien geplant« hätten – von Baku nach Mitteleuropa gibt es viele andere und günstigere Transportmöglichkeiten als die Balkanroute.

Ein ähnliches Problem hat der PDS-Bundestagsabgeordnete Winfried Wolf (*Bombengeschäfte. Zur politischen Ökonomie des Kosovo-Krieges*, Konkret Literatur Verlag, 297 Seiten, 25 Mark). Sehr kundig erklärt er zunächst die Bedeutung der staatsfinanzierten Rüstungskonjunktur für die vorübergehende Stabilisierung kapitalistischer Systeme – nur um dann einräumen zu müssen, daß »der Balkan-Krieg, anders als die vorangegangenen Kriege, mittelfristig keine positive Wirkung auf die kapitalistische Ökonomie haben« wird. Für die USA, so Wolf weiter, habe sich die Air Campaign dennoch rentiert, da damit ein »strategischer Sieg des Dollars mit einer Vernichtung des Euro« näher gerückt sei. Wolfs Beweis – der Fall des Euro-Kurses – war allerdings bei Erscheinen des Buches bereits Makulatur.

Ärgerlich wird die Unterschätzung des deutschen Faktors dann, wenn Deutschlands Offensive für Menschenrechte (präziser: für Volksgruppenrechte) als Alternative zur Kriegspolitik der Nato gesehen wird – und nicht als deren Vorbereitung. So wird der im Auswärtigen Amt erarbeitete »Stabilitätspakt für Südosteuropa« bei Ulrich Albrecht und Paul Schäfer (*Der Kosovo-Krieg*. Papyrossa, 226 Seiten, 24,80 Mark) nur als verfehltes Wirtschaftshilfsprogramm kritisiert, und Dieter S. Lutz (zusammen mit Uli Cremer Herausgeber von *Nach dem Krieg ist vor dem Krieg*, VSA-Verlag, 222 Seiten, 24,80 Mark) lobt den Pakt gar als »richtigen Ansatz«. Selbst der rhetorisch schwer gepanzerte Dietrich Kittner sieht im deutschen Minderheitenschutz keine Drohung, sondern ein – leider bis dato nicht eingelöstes – Versprechen. Nach der Bombardierung von Subotica notierte Kittner in sein *Kriegstagebuch* (Neue Impulse Verlag, 128 Seiten, 14,80 Mark): »Ungarn und Deutschstämmige bilden dort zusammen die Bevölkerungsmehrheit. Budapest hat schon offiziell protestiert. Wird auch der deutsche Außenminister Fischer mit einer Protestnote ... vorstellig?«

Nur in einem einzigen Buch wird die eigentliche Brisanz des »Stabilitätspaktes« herausgearbeitet: Rüdiger Minow dokumentiert in *Von Krieg zu Krieg. Die deutsche Außenpolitik und die ethnische Parzellierung Europas* (dritte überarbeitete Auflage; Eigenverlag. 230 Seiten, 24,90 Mark; Bezug auch über KONKRET-Autorenbibliothek) den Text des deutschen Entwurfes sehr ausführlich. So wird deutlich, daß Fischer als wichtigste Aufgabe des Paktes »ungelöste Minderheiten- und Grenzfragen« sieht – als wären auf dem Balkan in den letzten zehn Jahren nicht genug Minderheiten angestachelt, nicht genug neue Grenzen gezogen worden. Minow kommentiert: »Mit den Menschenrechtsforderungen der US-Politik hat diese Methode den Vorwand gemein, nicht das Ergebnis. Ungleich radikaler, als Washington glaubt, zielt das deutsche Programm auf totale Entgrenzung der europäischen Staaten, die sich in Sezessionskriegen zerfleischen, verzwergen und im Zustand der Schwäche beherrscht werden sollen. Entsprechende Vorarbeiten finanzieren deutsche, nicht amerikanische Ministerien. Dieser Unterschied bestimmt auch die Jugoslawien-Politik. Die USA haben vorerst kein Interesse, ethnische Grenzen zu ziehen, denn diese Methode – auf sie selbst angewandt – wäre selbstmörderisch.«

Wer wen? So spannend die Klärung dieser Details im deutsch-amerikanischen Machtkampf für die Geschichtswissenschaft (von mir aus: für die Rekonstruktion einer Imperialismus-Theorie) auch sein mag, für die Entwicklung einer wirksamen Opposition gegen den Krieg sind sie ohne Belang. Denn es stimmt nicht, wenn Winfried Wolf als »wichtigsten Grund, daß dieser Krieg auch in den Köpfen gewonnen wurde«, anführt: »Eine überzeugende Erklärung für das Treiben der

Kriegspartei gab es kaum.« Der Grund für die massenhafte Unterstützung des Krieges war nicht die Unkenntnis der Volksgruppenpolitik von Stresemann bis Fischer oder der Ölinteressen von Texaco bis Shell, sondern daß die Propaganda vom Völkermord der Serben an den sogenannten Kosovaren geglaubt wurde. Doch die Widerlegung dieser wichtigsten Kriegslüge durch Fakten spielt in den besprochenen Büchern und Broschüren – unabhängig davon, an welchem politischen »Stammtisch« (Fülberth) die Autoren ihr Fähnchen aufgestellt haben – bestenfalls eine Nebenrolle.

Daß es auch anders geht, zeigt wiederum ein ausländischer Autor, nämlich Hannes Hofbauer in dem von ihm herausgegebenen Buch *Balkan-Krieg* (Promedia-Verlag, 268 Seiten, 34 Mark). Der Wiener Journalist zeichnet dort die Eskalation der letzten zehn Jahre nach und verbindet enorme Sachkenntnis mit anschaulichen und konkreten Anekdoten. Ein bißchen rasender Reporter à la Kisch, ein bißchen historischer Materialist à la Engels – mit anderen Worten: spannende Zeitgeschichte. Obwohl Hofbauers Co-Autoren (mit kleineren Aufsätzen) mehr oder weniger stark abfallen: Wenn Sie ein Weihnachtsgeschenk für einen Arbeitskollegen, für Ihre Großmutter oder Ihr Patenkind suchen, wenn Sie also nicht nur zu Getauften predigen wollen – nehmen Sie dieses Buch.

Konkret 12/99, S. 26

Justus Wertmüller

Panzer und Moral

Allen Gutmenschen zum Trotz: Deutsche Waffen in der Türkei verteidigen tatsächlich das Menschenrecht. Fraglich ist nur, welches

Ende Oktober feierten die Grünen ihr Comeback – die Essentials »basisdemokratisch« und »gewaltfrei« standen wieder hoch im Kurs. Bundesgeschäftsführer Bütikofer drohte seiner eigenen Regierung mit einer veritablen Apo-Aktion, einer Unterschriftensammlung immerhin. Claudia Roth, bis vor kurzem als deutsche Mutter Teresa für Kosovoalbaner und andere bedrohte Volksgruppen aktiv, entdeckte gar den Antikapitalismus neu: »Wenn es um ökonomische Fragen geht, scheinen die Menschenrechte eher hinten angestellt zu werden.«

Nach tagelangen Krisensitzungen im Kabinett – Fischer soll sogar seinen morgendlichen Marathon gecancelt haben, Trittin wurde mit falsch gebundener Krawatte gesichtet – sagte Bütikofer den Aufstand ab. Ein rot-grüner Kompromiß: Ein Probepanzer wird nach Ankara geliefert, 999 folgen unter der Bedingung, daß die Elektroschocks in türkischen Gefängnissen künftig nur noch mit Solarstrom verabreicht werden. Die »Taz«, die die Übereinkunft zunächst in einen Sieg des grünen Pragmatismus umdeuten wollte, sah sich schon einen Tag später gezwungen, einen FU-Professor dementieren zu lassen: »Eine Niederlage für die Grünen.« Notwendig sei »im rot-grünen Umfeld eine Koalition von unabhängigen Organisationen, die als ›Forum Rüstungsexport‹ der Regierung auf die Finger klopft«.

Von dem Vergnügen einmal abgesehen, die Fischer-Partei schon wieder als den erbärmlichsten Koalitionspartner vorgeführt zu sehen, der in einer Bundesregierung je vertreten war, bleibt die Frage, ob die »FR« recht hat, wenn sie feststellt: »Erst die Panzer, dann die Moral.« Sie hat nicht. Die Regierung ist keineswegs vor der deutschen Rüstungsindustrie eingeknickt. Denn hätten sich die Gegner des Panzer-Deals durchgesetzt, hätte sich nullkommanix geändert. »Zu den Realitäten gehört ..., daß wahrscheinlich die Amerikaner das große Geschäft machen würden, wenn Krauss-Maffei-Wegmann mit dem Leopard 2 nicht zum Zug käme. Der Abrams M1-A2 hat aber nicht nur eine von Rheinmetall in Deutschland entwickelte Kanone und ein aus Deutschland stammendes Getriebe; weil die Türkei es so wünscht, würde auch beim Antrieb die amerikanische Gasturbine durch einen von MTU in Deutschland entwickelten Dieselmotor ersetzt«, informierte die »FAZ«. Worum wurde also gestritten? Im einen wie im anderen Fall wird die Türkei die gewünschten 1.000 Panzer bekommen – in einem wie im anderen Fall wird die deutsche Rüstungsindustrie die notwendigen Gerätschaften zur Bekämpfung von Kurden und anderen Feinden des türkischen Staates liefern. Warum Schröder die Entscheidungen dennoch so durchdrückte und Fischer sie abnickte, liegt nicht an der Hard-, sondern an der Software, die da exportiert werden soll: der deutschen Vorstellung von Menschenrechten. In diesem Sinne war die Entscheidung genauso moralisch wie die Aufregung ihrer Kritiker.

Hauptfeind Kemalismus

Gegner wie Befürworter des Panzerbeschlusses eint der Befund: Nicht der Islamismus ist das entscheidende Menschenrechtsproblem in der Türkei, und der kurdische Nationalismus schon gar nicht. »Gefährlicher sind Korruption, Halbfeudalismus im Osten und ein allgemeiner politischer Immobilismus, der zum Beispiel vom Militär mit der ›Bewahrung des kemalistischen Erbes‹ gerechtfertigt wird. Zu ihm gehört auch der unselige und brutale Kurdenkrieg der letzten 15 Jahre.« Claudia Roth? Medico International? Parteivorstand der PDS? Nein, wieder die »FAZ«. Allen geht es um die geeignete Strategie, wie man die Türkei in eine ihr gemäße Menschenrechtssituation bringen kann. Auffällig einig ist man sich, daß die Türkei »auf dem gegebenen Stand der Menschenrechte .... (nicht) als aktueller Kandidat für die Mitgliedschaft einer Europäischen Union in Frage kommt« (»FR«). Das würde ihr auch nicht gut tun, denn das wäre dem Wesen der türkischen Nation fremd. Ein Grundproblem nämlich bleibt, das »ungelöst und unlösbar bleiben wird: weder Asien noch Europa zu sein, sondern etwas dazwischen« (»FAZ«). Eine wirkliche Lösung der Mißstände kann nur in der Überwindung dieses schizophrenen Zustands liegen, und die deutsche Medizin ist bekannt: Identität.

Dabei entspricht das Bild vom gespaltenen Land der aktuellen Realität: Staatliche Repression und Terror werden beantwortet durch islamistischen Gegenterror bzw. kurdischen Nationalismus. Die an etatistisch-westlichen Vorbildern orientierte Türkei ist am Ende: Das Projekt eines autoritären Entwicklungsregimes mit seiner ökonomischen und kulturellen Aufholjagd auf das Niveau des Westens ist gescheitert. Die Anfänge von Sozialstaat sind zerfallen, das ehrgeizige Bildungssystem kommt an sein Ende, weil der Zusammenhang zwischen Ausbildung und auskömmlicher Berufstätigkeit weggebrochen ist, und der Laizismus als Kampfprogramm gegen die islamisch geprägte Rückständigkeit ist dort am Ende, wo der Staat nichts mehr im Angebot hat.

Dem offiziell aufrechterhaltenen laizistischen System wachsen scheinbar höchst unterschiedliche Konkurrenten heran: Eine liberale, demokratische, antietatistische Mittelschicht – verkörpert etwa durch die Besserverdienenden der Sabanci-Holding

oder den Hightech-Unternehmer und Polityuppie Cem Boyner – setzt auf die Verbreiterung des winzigen weltmarktkompatiblen Sektors des Innovationskapitals. Auf der anderen Seite steht der politische Islamismus, wie er sich keineswegs nur in der Tugendpartei darstellt. Beide Strömungen stehen sich näher, als die westlich-demokratische Oberfläche hier und der scheinbar mittelalterliche Wertekanon dort zunächst vermuten lassen. Die marktwirtschaftlichen Demokratisierer fordern das Ende der staatlichen Einmischung in Religionsangelegenheiten, die Anerkennung von Minderheitenrechten für die Kurden und freie Marktwirtschaft ohne Gängelung durch die Regierung. Die Islamisten sind von jeher für – moralische – Marktwirtschaft und die Gleichheit aller in der Türkei lebenden Nationen (unter dem Gebot Allahs). Die kurdische Irredenta, die schon keine mehr sein will, widerspricht dem nicht: Sie ist längst Ausschuß zur Verwaltung kurdischen Massenelends in den Dörfern und Großstadtslums im Zeichen des Nationalstolzes, der inzwischen vielfach vom ganz ordinären Islamismus nicht mehr zu unterscheiden ist. Der Islamismus wiederum ist ausgesprochen modern. Gestalten wie der kürzlich geschaßte Oberbürgermeister von Istanbul, Erdogan (Studium in Deutschland), verbinden verwaltungstechnische Effizienz mit den – zum Glück kostenlosen – Verheißungen des einfachen und gerechten Lebens, und der islamische Arbeitgeberverband stiftet die entsprechende Arbeitnehmerorganisation gleich mit.

Der Kemalismus, die türkische Version des sozialdemokratischen Wohlfahrtsstaates, ist das gemeinsame Feindbild von Islamisten, kurdischen Nationalisten und der deutschen Außenpolitik. »Der unter Atatürk geschaffene staatsmonopolistische Sektor, offenkundig von der Sowjetunion abgeschaut, lastete bis zur Ära des 1993 verstorbenen Präsidenten Turgut Özal wie Blei auf dem Land« (»FAZ«). Nur noch die vermeintlich allmächtige Offizierskaste scheint den Lehren des Staatsgründers treu zu sein – und zieht daher nicht nur den Haß der gesamten türkischen Opposition auf sich, sondern natürlich auch den der besonders moralischen deutschen Menschenrechtsfreunde. Dabei ist der Kemalismus schon längst auf dem Rückzug: Der islamistische Erzfeind Erbakan durfte ein Jahr lang Ministerpräsident sein und wurde lediglich durch einen sanften Putsch, also auf entsprechenden Druck des Militärs, abgewählt. Noch die lautesten Kampagnen gegen den Islamismus werden von keinen einschneidenden Maßnahmen mehr begleitet; die Ideologen des Kemalismus sind vielmehr damit beschäftigt, Elemente der islamischen Kultur in die nationale Identität einzubauen. Skandalfälle wie das plötzliche Auftauchen soeben in den Altersruhestand versetzter Offiziere in den Reihen der Tugendpartei sind Indizien dafür, daß sich auch mitten in der Militärelite etwas bewegt. Das Militär kann seine Position nur halten, wenn es zum Garanten einer anderen Nation wird, die sich ihrem kulturellen wie völkischen Wesen gemäß neu definiert. Diese Transformation, und nicht den Kemalismus, will Deutschland stützen, unter anderem mit Panzern.

Minderheitenpolitik als Joker

In einem teilweise vergleichbaren Umbruch stand die Türkei schon einmal. Auch damals mischte Deutschland mit und brachte eine Minderheit – damals nicht die kurdische, sondern die armenische – für eigene Ziele ins Spiel. Am 24. Februar 1913 machte der deutsche Botschafter in Konstantinopel, Hans Freiherr von Wangenheim, folgenden Vorschlag an die Reichsregierung: »Die über ganz Kleinasien und Nordpersien verbreiteten Armenier, welche aus religiösen und ethnographischen Gründen in einem natürlichen Gegensatz zu ihren mohammedanischen Herren stehen, sind das gegebene Element zum Aufbau einer engmaschigen politischen Propaganda in Vorderasien. In dem Augenblick, wo die Liquidation der asiatischen Türkei in greifbare Nähe rückte, mußte es von großem Wert sein, über ein solches Agitationsinstrument verfügen zu können ... Die armenische Frage steht heute entschieden an einem Scheidewege. Sollte es sich ... in Zukunft herausstellen, daß der Auflösungsprozeß der Türkei nicht mehr aufzuhalten ist, so wird es für uns von großem Wert sein, bei der Geltendmachung unserer Rechte in Kleinasien das einheimische armenische Element hinter uns zu haben.«

Bekanntlich kam es anders: Im Ersten Weltkrieg brauchte Deutschland das Osmanische Reich als Verbündeten, und deshalb beteiligte man sich sogar am Niedermetzeln der für die Hohe Pforte unzuverlässigen Armenier (vgl. die neuen Erkenntnisse der Forschung, zusammengetragen von Wolfgang Gust im »Mittelweg 36«, 5/99). 1915 postulierte etwa der deutsche Kanzler Bethmann-Hollweg: »Unser einziges Ziel ist, die Türkei bis zum Ende des Krieges an unserer Seite zu halten, gleichgültig, ob darüber Armenier zu Grunde gehen oder nicht.« Doch dieses konjunkturelle Bündnis änderte nichts am grundsätzlichen Ziel der Liquidation und Ausschlachtung der Türkei. Der zuständige Staatssekretär in Berlin, Jagow, brachte die deutsche Doppelstrategie auf den Punkt: »Die Türkei hat keine aktive Kraft mehr. Die Türkei hat für uns nur noch das *eine* Interesse: daß sie in Asien noch so lange fortbesteht, bis wir uns in unseren dortigen Arbeitszonen weiter consolidiren u. für die Annexion fertig werden.« Und weiter: »Sie ist für mich nur noch der Knochen, den die anderen Hunde nicht fressen sollen, solange ich nicht mitessen darf.«

Heute nimmt nur noch die Hardcore-Fraktion der Kurdistan-Solidarität an, die deutsche Außenpolitik unterstütze den Kampf des Zentralstaats gegen die Kurden, und auch nur dieser Schlag Aktivisten ist dazu fähig, türkische Kriegsverbrechen an Kurden mit dem Völkermord an den Armeniern gleichzusetzen. Deutschland fährt zweigleisig: Man ist auf Seiten der Kurden genauso wie auf Seiten der anti-kemalistischen Fraktionen des Zentralstaats, von denen man weiß, daß sie sich durchsetzen werden. Ziel ist nicht die Spaltung der Türkei, sondern ihre Einigung – auf dem ihr angeblich gemäßen Niveau. Deutschland muß der offiziellen Türkei nur noch antragen, was die Bevölkerungsmehrheit ohnehin teilt: Der Hauptfeind der türkischen Gesundung sind die USA, der traditionelle Bündnispartner der Eliten und

aktuelle Konkurrent Deutschlands nicht nur beim Panzergeschäft. Für den weitverbreiteten Antiamerikanismus – bei den Islamisten und Teilen der Kurdenbewegung ist er zusätzlich noch stark antisemitisch aufgeladen – sind die USA das Grundübel, die Inkarnation westlicher Arroganz und Ausdruck des Niedergangs der traditionellen Volkskultur.

Die USA, das ist deutsche Außenpolitik und deutsches Völkerrecht in einem, schlägt man mit Panzergeschäften und Identitätspolitik. »Es ist bezeichnend, daß Washington energisch für eine EU-Mitgliedschaft der Türkei eintritt«, klagte die »FAZ«. Sie würde aus der Sicht der Völkischen sowohl der EU als auch der Türkei schaden: der deutsch-dominierten EU durch das Einschleusen eines heimlichen Verbündeten der USA, der noch nicht einmal

in Osteuropa liegt, sondern nur »zu 3 Prozent zur europäischen Landmasse gehört« (»FAZ«), und der Türkei durch die Implementierung einer falschen Identität und Verewigung des falschen westlichen Gesellschaftsmodells.

»Die Rechtssubstanz des europäischen Völkerrechtsdenkens liegt heute bei uns. Wir machen sie geltend, wenn wir unser Grundrecht auf Gleichheit und Gleichberechtigung, unser Grundrecht auf eigene Existenz, auf Selbstbestimmung, Selbstverteidigung und auf die Mittel der Selbstverteidigung geltend machen.« Warum sollten Aspekte von Selbstverteidigung nicht schon jetzt mit Panzern für die Türkei deutlich gemacht werden, zumal das Grundrecht auf eigene Existenz dadurch eben auch für die Völker und die Kultur der Türkei einen Schritt weiter kommt? In diesem Sinn ist das Panzergeschäft mit der Türkei, ebenso wie der Krieg gegen Jugoslawien, kein Dementi von Völkerrecht und Moral, sondern deren deutsche Konkretisierung. Genau so hat das auch der NS-Staatsrechtler Carl Schmitt verstanden, dessen Schrift »Nationalsozialismus und Völkerrecht« das obige Zitat entstammt.

Konkret 12/99, S. 28

Ralf Schröder

Modell Grosny

Drei Jahre lang durften die Tschetschenen ungestört an der Gesellschaft von morgen basteln

Im Juli 1994, einige Monate bevor russische Truppen ihre damalige Intervention in Tschetschenien begannen, gab der russische Chauvinist Alexander Solschenizyn seinen Landsleuten den Rat, eine Verkleinerung ihres Staatsgebietes hinzunehmen: »Der Kaukasus und Mittelasien richten sich zur islamischen Welt aus; das ist nicht unsere Welt.« Das Plädoyer, die unruhigen und verarmten südlichen Randgebiete zugunsten eines stabilen Kernrußlands aus dem Staatsverband zu entlassen, blieb ungehört, und im Dezember 1994 marschierten etwa 40.000 russische Soldaten in Tschetschenien ein, um die Hauptstadt Grosny einzukreisen. Der nachfolgende Krieg, den Jelzin ohne die geringste Rücksicht auf Zivilisten führen ließ, dauerte bis in den August 1996, als ein von General Alexander Lebed vermittelter Waffenstillstand von der russischen Regierung und den tschetschenischen Milizen akzeptiert wurde. Der zugehörige Plan sah vor, über den endgültigen Status Tschetscheniens – staatliche Souveränität oder Verbleib in der russischen Föderation – im Jahre 2001 zu entscheiden.

Im Westen wurde diese Vereinbarung als Sieg des separatistischen Aufstands gegen die Zentralmacht gedeutet; in der Folge figurierte Tschetschenien, so groß wie Schleswig-Holstein und bevölkert von etwa einer Million Menschen, durchweg unter dem Etikett einer »faktischen Unabhängigkeit« vom Moskauer Staat, die allerdings weder von diesem noch von irgendeiner anderen Regierung anerkannt wurde. Berechtigt war die Rede von der tschetschenischen Unabhängigkeit insoweit, als Rußland seine Präsenz und seine Aktivitäten im verwüsteten Landstrich um Grosny stark einschränkte und zuließ, daß dessen Bewohner ihre Angelegenheiten in die eigenen Hände nahmen. Damit wurde ein Problem der Vorkriegszeit erneut aktuell: Jenseits hergebrachter und in der Bevölkerung verankerter antirussischer Affekte verfügt(e) Tschetschenien über keine vorwärtsweisende nationale Idee. Dieser eher sympathische Mangel wurde rasch – anknüpfend an die Vorkriegsjahre unter Dudajew – durch einen religiösen Eifer kompensiert, der sich als Medium kollektiver Identität und gleichzeitig als Bewegung einander feindlich gesonnener Abteilungen etablierte. In den Anführern dieser Bewegung vereint sich der Sozialcharakter des Stammesfürsten mit dem des Gotteskriegers zu einer Mischung, die weder der Überwindung einer kapitalistischen Zusammenbruchsökonomie noch der Schaffung eines bürgerlichen Nationalstaats mit Menschenrechts-Selbstverständnis und Gewaltmonopol dienlich ist.

Dementsprechend erinnert die Chronik der drei Zwischenkriegsjahre Tschetscheniens an das Drehbuch für einen Horrorfilm mit offenem Ende. Im Januar 1997 wurde mit General Aslan Maschadow jener Mann zum Präsidenten gewählt, der nicht nur den Kampf gegen die russische Armee kommandiert, sondern für die Tschetschenen auch die Verhandlungen um den Waffenstillstand geführt hatte. Maschadow galt als »gemäßigt«, die russische Seite war zufrieden. Anfang April berief der Präsident mit Schamil Bassajew einen Mann zum Vizepremierminister, der von den russischen Behörden mit Haftbefehl gesucht wurde. Der radikale Islamist hatte während des Krieges mit seiner Miliz die südrussische Stadt Budjonnowsk überfallen und in einem Krankenhaus einige hundert Geiseln genommen; bei dem Angriff waren mindestens 42 Menschen getötet worden. Im Juni kündigte Maschadow an, Tschetschenien »zu einem islamischen Land zu machen«. Statt der Zentralbank werde es eine islamische Bank geben, Recht solle nach der Scharia gesprochen werden, deren Urteile notfalls durch eine bewaffnete Scharia-Garde durchgesetzt würden. Im Juni 1997 fuhr der Berliner Theaterregisseur Peter Krüger nach Grosny und berichtete in der »Taz«, der Chef des dortigen Sicherheitsdienstes habe ihn mit »Heil Hitler« begrüßt: »Hitler hat doch gegen die Russen gekämpft, und das ist gut so, also muß der Nazismus auch gut gewesen sein.« Im September 1997 wohnten in Grosny mehr als 2.000 Menschen der ersten öffentlichen und nach islamischem Recht ausgesprochenen Hinrichtung bei, nach Meldungen der Nachrichtenagenturen wurde die Zeremonie von »Allah Akbar«-Sprechchören begleitet. Im November verkündete der tschetschenische Vizepräsident Arslanow per Erlaß, Frauen müßten ihr Haar bedecken, zudem wurde weiblichen Regierungsangestellten und Studentinnen befohlen, traditionelle islamische Kleidung zu tragen. Zwei Tage vor Weihnachten 1997 teilte der tschetschenische Milizenchef Radujew mit, ein »Scharia-Gericht des Kaukasus« habe Boris Jelzin zum Tode veruteilt.

Im Januar 1998 reagierte Maschadow auf die islamistische Dauerkritik an seinem »gemäßigten« Kurs und berief Bassajew zum Regierungschef. Im Februar schränkte er per Dekret die Bürgerrechte massiv ein, Versammlungen, Demonstrationen und Streiks wurden bis auf weiteres untersagt. Das Ministerium für religiöse Sicherheit, dem die Anwendung des islamischen Rechts obliegt, wurde angewiesen, die Aktivitäten politischer Parteien, gesellschaftlicher Organisationen und der Medien zu überprüfen. Regisseur Krüger berichtete über Repressionen gegen Schauspieler in Grosny, die weiterhin europäisches Theater spielen wollten: »Damit stehen sie gegen starke fundamentalistische Kräfte, die Berufsschauspieler abschaffen und durch Laienspieler ersetzen wollen. Frauen auf der Bühne soll es nach deren erklärtem Willen nicht mehr geben. Das verbiete der Islam, meinen die Fundamentalisten.« Im April erklärte das oberste Scharia-Gericht den heiligen Krieg (»Dschihad«) zur Grundlage der tschetschenischen Unabhängigkeit und der nationalen Identität.

Anfang Juli 1998 trat Bassajew von seinem Posten als Regierungschef zurück, wenige Tage später kam es zu schweren Kämpfen zwischen Maschadows Nationalgarde und einem »islamischen Regiment« sowie dem »Scharia-Bataillon«. Maschadow verhängte den Ausnahmezustand, kurz darauf entging er knapp einem Attentat. Ende 1998 marschierten in Grosny täglich Demonstranten auf, die dem Präsidenten vorwarfen, die versprochene Schaffung einer islamischen Republik zu hintertreiben. Im Dezember entzog der Scharia-Gerichtshof Maschadows Ehefrau den Vorsitz einer Wohltätigkeitsstiftung – mit der Begründung, Frauen sollten keine einflußreichen Positionen bekleiden. Maschadow reagierte auf den Druck der islamistischen Ultras mit der Ankündigung, innerhalb von drei Jahren ein endgültiges »Konzept für einen islamischen Staat und eine neue Verfassung, basierend auf dem Koran«, vorzulegen. Im Juli 99 schließlich wurde nach einem Treffen zwischen Maschadow und den islamistischen Milizenführern bekanntgegeben, man habe sich auf die Schaffung eines »unabhängigen islamischen Staates« verständigt, ein neuer Sicherheitsrat solle die Innen- und Außenpolitik Tschetscheniens in diesem Sinne koordinieren.

Während die Islamisierung des Landstriches voranging, stagnierte die tschetschenische Wirtschaft auf dem Niveau eines Notstandsgebietes. Die ohnehin heruntergekommene und im Krieg weiter zerstörte Infrastruktur wurde nicht erneuert, in den Verhandlungen über die immer wieder in Aussicht gestellte Wirtschaftshilfe zeigte Moskau keine Eile, lieferte den Separatisten aber weiterhin Strom und Gas und zahlte (bis 1998) die Renten aus. Für Tschetschenen fiel die Möglichkeit, wie in der Vergangenheit Saisonarbeit in Rußland zu verrichten u. a. deshalb weg, weil die Behörden in Grosny sich weigerten, den Interessenten russische Pässe auszustellen. Die Landwirtschaft fiel in eine karge Subsistenzproduktion zurück, die Arbeitslosigkeit pendelte sich bei 70 bis 80 Prozent ein.

Zur Haupteinnahmequelle wurde neben dem Waffen- und Drogenhandel das Kidnapping. Im Einklang mit einer Vielzahl von Hintergrundberichten und Analysen heißt es Ende Oktober 1999 in einer Reportage der »Süddeutschen Zeitung«: »Rund 1.000 Geiseln werden bis heute irgendwo in der kleinen Republik gefangen gehalten. Unter ihnen sind ein russischer General, Wehrpflichtige, ein Fotograf, polnische Wissenschaftler. Sogar Kinder werden aus den benachbarten Gebieten entführt – Kidnapping ist ein Geschäft in Grosny wie der Handel mit gebrauchten Autos oder Baumaschinen.« Im Blick auf die Tatsache, daß Maschadows Herrschaft real nie über die Stadtgrenze Grosnys hinausreichte, konstatiert Reporter Tomas Avenarius, daß »Warlords, islamische Fundamentalisten und schlicht Kriminelle das Sagen im Land haben. Der gewählte Präsident Maschadow hat es nicht geschafft, die ... staatliche Macht gegen diejenigen zu verteidigen, die die neu gewonnene Freiheit als Freibrief zur Kriminalität und politischem Desperadotum mißverstehen.«

Es erfordert keinerlei Sympathie für die Moskauer Führung, sondern lediglich ein wenig Einsicht in die existentielle Mechanik staatlicher Macht, um festzustellen, daß just jenes politische Desperadotum mit seinen immanenten, islamistisch basierten Expansions- und Mobilisierungspotentialen die jüngste Intervention Rußlands im Wortsinne provoziert hat. Die Zahl der Kommandounternehmen und Terrordrohungen, die islamistische Warlords in den Zwischenkriegsjahren gegen Moskau richteten, ist immens, ihre Auswirkungen allerdings stehen in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis zu der Aufmerksamkeit, die ihnen hierzulande gewidmet wurde.

Einige Beispiele: Im Februar 1997 wiesen die Behörden Maschadows den OSZE-Vertreter außer Landes, nachdem dieser geäußert hatte, Tschetschenien sei ein Teil Rußlands. Im Mai wurden drei Journalisten des russischen Senders NTW gekidnappt. Im Juli flog ein mit russischen Soldaten besetzter LKW im dagestanischen Grenzort Chassawjurt in die Luft: sieben Tote, dreizehn Verletzte. Im Dezember 1997 griff ein tschetschenisches Kommado unter Führung des aus Arabien stammenden und nach dem Krieg zum tschetschenischen Brigadegeneral beförderten Berufsterroristen Ibn Chattab ein russisches Panzerbataillon im dagestanischen Grenzgebiet an. Im April 1998 wurden bei einem Überfall auf eine Militärkolonne im inguschetischen Grenzgebiet drei ranghohe russische Offiziere ermordet. Zwei Wochen später entführten Schwerbewaffnete Walentin Wlassow, den Vertreter Jelzins in Tschetschenien. Im Oktober wurde der für Wirtschaftsfragen zuständige Vertreter der russischen Regierung, Akmel Saidov, gekidnappt und ermordet. Im März 1999 entführten Tschetschenen den russischen General Schpigun aus seinem Flugzeug auf der Rollbahn in Grosny. Als Moskau im Juli ein militärisches Vorgehen gegen die Bandenführer ankündigte, antwortete an ihrer Stelle der Sprecher des Präsidenten: »Mit jeder Explosion einer Granate oder Fliegerbombe werden in Rußland zehn Explosionen dröhnen.« Die »Drohungen« aus Moskau würden »Folgen für Rußland und russische Familien« haben.

Die Jelzin-Regierung machte ernst, als im August 1999 die Bassajew-Bande ihre bereits seit langem durchgeführten Aktivitäten in der Nachbarrepublik Dagestan verstärkte, dort einige Dörfer besetzte und das Gebiet zur »Islamischen Republik« erklärte (vgl. KONKRET 10/99). Während Rußland im September den Militäreinsatz gegen Bassajew & friends auf tschetschenisches Gebiet ausweitete, gab es in Moskau und im südrussischen Wolgodonsk eine Serie von Bombenexplosionen, der mindestens 300 Menschen zum Opfer fielen. Eine Reihe von Indizien spricht für die Urheberschaft tschetschenischer Terroristen. Bassajew dementierte seine Beteiligung, kündigte aber am 11. Oktober in einem Interview »neue Anschläge« an: »Die russische Führung wird bald Gelegenheit haben zu zeigen, wie sie Terrorismus gegen russische Bürger bekämpft.«

Ungeachtet der wilden Verwünschungen, die deutsche Kommentatoren angesichts der jüngsten Eskalation an Moskau adressieren: Unter dem Strich versuchten Jelzin und Putin nichts anderes, als den häufig angedrohten Export des tschetschenischen Experiments im letzten Augenblick zu stoppen. Daß dabei diejenigen »Kollateralschäden« erleiden, denen Bassajew als »Volksheld« gilt, ist, wie jüngst die Nato am Beispiel des Kosovo-Krieges gelehrt hat, kaum zu vermeiden. Gleichzeitig sind die Moskauer Militäraktionen ein brachialer Ausdruck der Hilflosigkeit. Im Milieu der kaukasischen und zentralasiatischen Zusammenbruchsökonomien hat die Verbindung von Scharia und Kalaschnikow eine aussichtsreiche Zukunft, weil auch bandenmäßig und durch das Prinzip der unmittelbaren Aneignung organisierte Gesellschaften nach der Illusion einer höheren Ordnung lechzen.

Konkret 12/99, S. 30

Corell, Fürst

»Europa contra Amerika«

Nach Chrysler nun Aérospatiale: Daimler schmiedet einen kontinentalen Luftwaffenkonzern

»Europa contra Amerika« übertitelte die Deutsche Presseagentur Mitte Oktober die Meldung über den jüngsten Erfolg des Daimler-Konzerns: Seine Luft- und Raumfahrttochter Dasa hatte die Bildung einer kontinentalen Rüstungsallianz mit der französischen Aérospatiale bekanntgegeben. Bereits im Mai 1998 hatte der Daimler-Mutterkonzern mit dem US-amerikanischen Autobauer Chrysler fusioniert. Der neue Mega-Konzern sprang noch im selben Jahr auf Platz 1 der Industrieunternehmen der Welt: Mit 258 Milliarden Mark Umsatz wurde der jahrelang führende Konkurrent General Motors (Opel) aus den USA knapp überrundet. 258 Milliarden Mark – das entspricht ziemlich genau dem Bruttosozialprodukt Norwegens.

Der Zusammenschluß Daimler-Chrysler galt als Musterfall für die »Globalisierung«, für die neue Anonymität und nationale Neutralität des Kapitals, das Wort von der »Welt AG« machte die Runde, die Abkehr des deutschen Kapitals von den nationalistischen Sonderwegen der Nazi-Vergangenheit wurde selbst von linken Analysten verkündet.

Die Fakten sprechen eine andere Sprache: Nach der vermeintlichen Fusion schrumpfte der Anteil amerikanischer Aktionäre an dem neuen Konzern innerhalb weniger Monate von 44 auf 25 Prozent. Viele Chrysler-Manager suchten sich neue Jobs, für die Krauts wollte man nicht arbeiten. Bereits im März 1999 widmete die »Wirtschaftswoche« eine Schwerpunktausgabe dem Thema »Wie die Deutschen bei Daimler Chrysler die Macht übernehmen«. Die Entwicklung setzte sich fort durch die im September 1999 beschlossene Reduzierung der Vorstandsposten: Heute sitzen noch vierzehn Herren im Vorstand der Daimler-Chrysler AG, von denen lediglich fünf einen amerikanischen Paß besitzen. Nach übereinstimmender Einschätzung von Beobachtern ist davon nur Tom Gale zum fünfköpfigen, engeren Führungskreis mit direktem Draht zur Konzernspitze zu rechnen. 2003 werden alle Vorstandsverträge auslaufen, und dann ist der endgültige Abschluß der Germanisierung zu erwarten. In »Newsweek« witzelte ein ehemaliger Chrysler-Manager: »Ich weiß nicht, an wen ich berichte – aber sein Name lautet entweder Wolfgang oder Jürgen oder Kurt.« In der »Wirtschaftswoche« redete ein Daimler-Manager Klartext: »Die Floskel [vom Zusammenschluß unter Gleichen] brauchten wir in der Anfangsphase doch nur, um die Amis ins Boot zu holen.«

Kleine Geschichte der Dasa

Erinnert sich noch jemand an die Zeiten, als die Bundesrepublik dem alliierten Verbot unterlag, Flugzeuge zu bauen? Als Hitlers Flugzeug- und Raketenbauer, die Messerschmitt, Bölkow, Heinkel, Junkers, gezwungen waren, ihre Produktionen verdeckt oder gar im Ausland voranzutreiben? Als die Bundeswehr sich mit Gerät aus den USA (Starfighter) oder Italien (Fiat G91) ausrüsten mußte? Später mußte man sich über das zivile Airbus-Zuschußgeschäft das Eintrittsbillett für den Tornado kaufen. In den siebziger Jahren hatte sich die deutsche Luftfahrtindustrie noch verschämt als »Juniorpartner« in Kooperationen unter europäischer Flagge in das Geschäft hineingemogelt.

Mit der deutschen Einheit wurde alles anders: Bereits 1990 wurde in der Dasa praktisch die gesamte deutsche Luftfahrtindustrie zusammengefaßt, mit Einverleibung der DDR gingen die Elbe Flugzeugwerke und die Luftfahrttechnik Ludwigsfelde wie selbstverständlich an die Dasa. Der heutige Daimler-Boß Jürgen Schrempp war 1993 Vorstandsvorsitzender der Dasa. Sein Ziel brachte »Business Week« im Mai 1993 auf den Punkt: »Schrempp sagt einfach, daß die Dasa ›als Gleicher, nicht als Juniorpartner‹ in der europäischen Luftfahrt behandelt werden muß.«

Schrempp agierte zielstrebig: Im April 1993 kaufte Dasa die 51prozentige Mehrheit des niederländischen Flugzeugbauers Fokker, ein Unternehmen mit 3,4 Milliarden DM Umsatz. Schrempp: »Glauben Sie, wir wären zu dieser strategisch für uns so wichtigen Lösung mit Fokker gekommen, wenn alle Flugzeugfirmen klotzig Geld verdienen würden? Diese zugegeben schwierige Gesamtsituation bietet uns in Wirklichkeit ungeahnte Chancen, zu den notwendigen, grenzüberschreitenden Kooperationen zu kommen. Den wirtschaftlichen Erfolg kann man nur langfristig sehen.« – »Diese Übernahme mischt die Karten in Europa neu«, urteilte die »Business Week«.

Und zwar so: Keine drei Jahre später war der traditionsreiche niederländische Flugzeugbauer Fokker am Ende. Bei der Übernahme hatte Daimler zunächst große Versprechungen gemacht und nicht unbedeutende Investitionen in Aussicht gestellt. Passiert ist letztlich nichts davon, und schließlich verlangten die Deutschen selbst einen Teil der konzerninternen Kredite zurück. Das bedeutete das Aus für die 12.500 Beschäftigten.

Bei der Dasa hingegen war man, nachdem man vor der Fokker-Übernahme 1991 noch 213 Millionen Mark Verluste eingefahren hatte, mittlerweile saniert und blickte optimistisch in die Zukunft. Der neue Dasa-Chef Manfred Bischoff nutzte den Bosnien-Krieg der Nato im September 1995: »In dieser Woche präsentiert Bischoff seine neueste Wunschliste.

Das aktuelle Kriegsszenario in Bosnien kommt der Dasa dabei gerade recht: ›Spätestens jetzt zeigt sich, daß wir ohne gut ausgerüstete Streitkräfte nicht auskommen‹«, faßte die »Wirtschaftswoche« zusammen. Zur Stärke der Dasa trägt auch die Unterstützung des Betriebsrates für diese Politik bei: »Wenn wir keine Beiträge in internationalen militärischen Maßnahmen wie z. B. Bosnien und den anderen hinlänglich bekannten UN-Missionen leisten können, geben wir deutsche Positionen im Bereich der Außenwirtschaft und Außenpolitik auf. Diese Freiräume werden selbstverständlich von unseren Partnern nicht nur politisch, sondern extrem im wirtschaftlichen Bereich übernommen, zu Lasten des deutschen Volkes, dessen Wohl zu mehren unsere Regierungen immer wieder schwören«, schrieb der Betriebsratsvorsitzende Manfred Wodok 1996.

Allianz des Mißtrauens

Der jetzt erfolgte Zusammenschluß von Dasa und Aérospatiale zur European Aeronautic Defense and Space Company (EADS) ist ein Meilenstein in den Hegemoniebestrebungen des deutschen Kapitals. Mit der EADS entsteht nach Boeing, die 1996 McDonnell-Douglas geschluckt hatte, und Lockheed, die ein Jahr zuvor den Rüstungskonzern Martin Marietta übernommen hatte, der drittgrößte Luft- und Raumfahrtkonzern der Welt.

DaimlerChrysler-Chef Schrempp verkündet: »Der Zusammenschluß ist ein bahnbrechender industrieller Beitrag zum Zusammenwachsen Europas und insbesondere Frankreichs und Deutschlands.« Zusammenwachsen Europas? Der größte europäische Konzern der Branche, die British Aerospace (BAe) ist bei der EADS draußen. Dasa-Chef Bischoff großkotzig: »Die Frage ob BAe zur EADS dazustößt, stellt sich erst dann, wenn die Briten entsprechendes Ersuchen an uns stellen.« Die französische Tageszeitung »Libération« erläutert den Hintergrund: »Noch vor zehn Monaten war die deutsche Luftfahrtindustrie am Boden, öffentlich lächerlich gemacht von British Aerospace, die in letzter Minute das britische Rüstungsunternehmen GEC Marconi vorgezogen hatte. Für die Dasa, die in einer Fusion mit BAe die Gelegenheit sah, endlich zu den Großen dieses Sektors aufzusteigen, war der Affront fürchterlich, unauslöschlich, einer von denen, die in Rage bringen.«

Aber auch die Aérospatiale hat sich nicht gerade freiwillig mit der deutschen »Chrymler« zusammengetan. Im Juni hatten sich die Construcciones Aeronauticas SA (Casa), die im Besitz des spanischen Staats sind, mit der Dasa grundsätzlich geeinigt, unter deutscher Vorherrschaft (87,5 Prozent Dasa) mit Sitz in München zu fusionieren. Mit der Übernahme der Casa »wäre die Dasa zum größten Airbus-Konsorten mit 42,1 Prozent vor der bisher gleichberechtigten Aérospatiale aufgestiegen. Damit, so wurde in Frankreich zugegeben, hatte der deutsche Konzern den Verhandlungsdruck auf die Regierung in Paris für eine Neuordnung der Branche erhöht«, wußte die »FAZ« zu berichten. Nachdem Paris nun dem Druck nachgegeben, Casa also seine Funktion erfüllt hat, will Dasa die im Juni an die Spanier gemachten Zugeständnisse »nachverhandeln«.

Wieviel Vertrauen bei EADS herrscht, zeigen die Meldungen, daß Dasa sich eine Rücktrittsklausel in den Vertrag hat schreiben lassen, der ihr die Tür offenhalten soll, wenn der französische Staat seinen Einfluß – vorgesehener Aktienanteil: gerade noch 15 Prozent – auf die Aérospatiale nicht weiter minimiert. Bemerkenswert, wenn das Daimler-Imperium einem Land, das in den letzten 130 Jahren dreimal von Deutschland mit Krieg überzogen wurde, diktieren will, was es in Fragen der Rüstung zu sagen hat. Offenbar hat sich der französische Staat gegenüber solcher Anmaßung eine »Goldene Aktie« vorbehalten, die ihm ein Vetorecht bei »Unternehmenskäufen oder -verkäufen, bei strategischen Abkommen und Allianzen oder bei Kapitalerhöhungen« (»Libération«) sichert. Was Jospin nicht verhindern konnte: »Alle anderen Entscheidungen, zum Beispiel über Investitionen oder auch Fabrikschließungen, würden entweder vom Management oder bei größeren Themen durch die Dominanz der privaten Aktionäre gefällt« (»Frankfurter Rundschau«).

In erster Linie zielt die EADS-Bildung gegen die atlantische Konkurrenz. »Für die US-Regierung bedeutet die Fusion ... eine Niederlage. Seit fast einem Jahr bemüht sich das Pentagon, eine Konsolidierung innerhalb Europas zu verhindern und setzte sich für transatlantische Zusammenschlüsse und Allianzen ein. Im Dezember warnte der Einkaufschef des Pentagon, Jacques Gansler, das Entstehen einer ›Festung Amerika‹ und einer ›Festung Europa‹ könnte dazu führen, daß sich am Ende beide um die Rüstungsaufträge für die Dritte Welt reißen werden. Und am Donnerstag sagte das Pentagon in einer Erklärung, das Modell ›Festung Europa‹ könnte die transatlantische Partnerschaft unterlaufen, weil die Evolution der amerikanischen und europäischen Militärtechnologie getrennte Wege ginge. Es wird vor Gefahren bei gemeinsamen Operationen wie zuletzt im Kosovo-Konflikt gewarnt«, faßte die »Süddeutsche Zeitung« den Stand der Auseinandersetzung zusammen. Und der ehemalige US-General David Baker warnte laut »Handelsblatt«: »Jetzt haben wir nicht nur eine Festung Europa. Möglicherweise haben wir sogar eine Festung des kontinentalen Europas und eine britische Festung.«

Parallel halten Daimler und Daimler-Hauptaktionär Deutsche Bank die Fusion mit einem US-amerikanischen Luftfahrtkonzern weiter offen, wie gehabt als Druckmittel gegen die europäischen Partner. Und natürlich weiß man auch die russische Karte zu spielen. Hieß es doch von Schrempp schon 1992: »Rußland ist in der Weltraumtechnik absolute Spitzenklasse.« So gibt es etwa bei der Bundeswehr Überlegungen, zur Ablösung des amerikanischen Transportflugzeugs

Transall die russische Antonov weiterzuentwickeln. Wie auch immer die nächsten Schritte aussehen werden, die Herren aus Stuttgart sind dabei.

Die Autoren sind Mitarbeiter der «Kommunistischen Arbeiterzeitung« (KAZ)

Konkret 12/99, S. 32

Rayk Wieland

Gehirnwäsche, Vollprogramm

Verloschen sind die Kerzen, verwaist die Runden Tische, sanft ruht der Bürgerrechtler. Ein Nachruf

Zehn Jahre Wende, zehn Jahre Mauerfall, zehn Jahre friedliche, samtene Protestanten-Proteste mit Friedensgebeten und Kerzenhaltern – das DDR-Erinnerungs-Gekäse schwallt in diesen Tagen rund um die Uhr aus dem Volksempfänger und ohne Mitleid. Eine regelrechte Zeitzeugenschwemme seicht sich in allen Kanälen aus, die offenbar ein enormes Bedürfnis nach diesen immergleichen Durch-Nacht-zum-Licht-Geschichten bedienen. Gnade der Welt, wenn in China einmal ähnliche Umwälzungen anstehen und Milliarden zählende Bürgerrechtler-Exemplare losschwadronieren!

Sowieso steht Arges bevor. Wenn Marx recht hat, und das hat er ja in vielen Fällen, finden große geschichtliche Ereignisse zweimal statt, als Tragödie und als Farce. Als was aber sollte sich die Novemberfarce 1989 wiederholen? Als Schwank, Sketch, Comedy? Wir wissen's nicht und wollen's lieber auch nicht wissen.

Die Farce von 1989 könnte freilich auch als Wiederholung der Tragödie von 1848 durchgehen, die allerdings ebenfalls und ihrerseits im Vergleich zu 1789/1648 als, genau, Farce angesehen werden kann. Die Forderungen der Akteure von 1989 deckten sich jedenfalls weitgehend mit denen der 1848er Revolutionäre: Abschaffung der deutschen Kleinstaaterei rsp. deutsche Einheit; Aufhebung der Ständegesellschaft und Privilegien der Hofgesellschaften; Aufhebung der innerdeutschen Zölle und Reisebeschränkungen; Presse- und Versammlungsfreiheit; Schaffung eines bürgerlichen Parlaments, Verfassung usw. Die Wiedergänger von 1848 sahen auch haargenau so aus: Bärte, Trachten, schwarzrotgoldene Flaggen – alles wie gehabt. Und sie haben, im Unterschied zu ihren kaum so erfolgreichen Ahnen, durchaus erreicht, wofür sie stritten. Sogar die Einsetzung eines Reichsverwesers namens Detlev Karsten Rohwedder konnten sie für sich verbuchen.

Was ganz anderes wäre es gewesen, wenn hier, 1989, einmal Freiheit von Reisen, Freiheit von Versammlungs- und Pressezumutungen, von Devisen und Mehrparteiensystem gefordert worden wäre – anstatt »Visafrei bis Hawaii«, »Ostdeutschland den Ostdeutschen« und »Verkohlt ist besser als verarscht!« o. s. ä. Dann hätte evtl. in hellerer Zukunft gesagt werden können: Von hier und heute ging eine neue Epoche aus. So aber bleibt kaum Nennenswertes, und fest steht wieder einmal: es mit Talleyrand zu sagen, der es aber anders meinte: Wer nicht vor der »Revolution« gelebt hat, kennt die Süße des Lebens nicht.

Was mit der Süße des Lebens, die den meisten Original-DDRlern sauer aufstieß, ungefähr gemeint ist, hat Heiner Müller bereits 1962 in dem Gedicht »Film« besungen und gepriesen: »45 Jahre nach der Großen / Revolution sehe ich auf der Leinwand / In einem neuen Film aus dem Land der Sowjets die Verwandlung / Eines langsamen Kellners in einen Schnelläufer / Durch die falsche Nachricht, der hundertunderste / Wartende Gast sei ein Staatspreisträger. / Die wenig verschieden gekleideten Zuschauer / In dem Eckkino in der gespaltenen Hauptstadt / Meines gespaltenen Vaterlandes belachen / Den alltäglichen Vorgang, nicht alltäglich / Auf der Leinwand. Warum lachen die Leute. / *O nicht genug zu preisende Langsamkeit / Der nicht mehr Getriebenen! Schöne Unfreundlichkeit / Der zum Lächeln nicht mehr Zwingbaren!*« Man muß sich das Elysium als eine DDR-Speisegaststätte vorstellen.

Hans Magnus Enzensberger wird der Satz zugeschrieben: »Es gibt nichts Peinlicheres als einen DDR-Bürger.« Das stimmt so nicht ganz, denn natürlich gibt es nichts Peinlicheres als Hans Magnus Enzensberger. Aber wenn man den Reigen der heute noch öffentlich agierenden ehem. DDR-Bürger, von Bärbel Bohley bis Angela Merkel, von Joachim Gauck bis Kai Pflaume (der ja wirklich so heißt), von Wolfgang Thierse bis Lothar Bisky vor dem inneren Auge antreten läßt und noch Rudolf Bahro (†), Marianne Birthler, Manfred »Ibrahim« Böhme, Rainer Eppelmann, Heinrich Fink, Jürgen Fuchs (†), Katja Havemann, Rolf Henrich, Freya Klier, Stephan Krawczyk, Ekkehard Maaß, Markus Meckel, Sebastian Pflugbeil, Gerd & Ulrike Poppe, Wolfgang & Lotte Templin, Lutz Rathenow, Jens Reich, Wolfgang Rüddenklau, Edelbert Richter, Ulrich Schacht, Wolfgang Schnur, Friedrich Schorlemmer, Richard Schröder, Reinhard Schult, Vera Wollenberger (Lengsfeld), Hans-Jochen Tschiche, Arnold Vaaz und Konrad Weiß dazu gesellt – dann ist damit zwar nichts bewiesen, doch vieles evident. Die Avantgarde von Menschheit und Proletariat, so es so was gibt, müßte vielleicht auch anders aussehen. Falls eine solche Abordnung eine repräsentative sein sollte, wünschte man sich einen Grabstein für den ganzen DDR-Schlamassel, auf dem steht: »Wir hatten von Anfang an nicht das Zeug dazu.«

Vierzig Jahre wurde dieses Land aufgebaut, gestärkt und gefestigt, wurden seine Errungenschaften bewahrt und minimale Anflüge von Kritik vulgo Abweichung abgewehrt – und dann stürzt das ganze, penibel nach dem Vorbild des preußischen Postwesens (Lenin: *Staat und Revolution)* errichtete Staatsgebäude wie verrottetes Wellblech zusammen! Ein ernüchternder, deprimierender Vorgang, sollte man meinen, der aber nicht verhindern konnte, daß nahezu sämtliche Protagonisten des »Wir sind ein Volk«-Volks in einen Rausch der Euphorie gerieten, der dem von 1914 und 1933 nicht unähnlich war. Wieder die Frage: Wenn der Erste Weltkrieg als Tragödie und die »nationalsozialistische Machtergreifung« als Farce durchgehen können, als was nun die »Wende«?

Man müsse, erklärt der Bürgerrechtler, Mitbegründer des Neuen Forums und Herausgeber der kurze Zeit einflußreichen Oppositionszeitung »Die Andere«, Klaus Wolfram, der »Taz« am 4.11., dem zehnten Jahrestag der Protestdemonstration auf dem Alexanderplatz, »dem Volk nicht übelnehmen, daß es die Selbständigkeit in der Form ergriffen hat, in der sie damals greifbar war«. Alberner geht nicht zu denken. Die Selbständigkeit wurde ja nicht ergriffen, sondern aufgegeben. Mag sein, daß das Prinzip der Mitbestimmung in der DDR nicht auf der Höhe seines Ideals war. Wer aber meint, daß 1990 ff. hier Fortschritte erzielt worden seien, muß entweder gekauft oder, ja, eben Bürgerrechtler sein. Oder beides.

Wer von Korruption resp. Korrumpierung nicht reden will, möchte von der »Kerzenrevolution« bitte schweigen. Bekannt ist, daß die Grenzöffnung in Ungarn sowie die Tolerierung der Botschaftsbesetzungen in Prag und Warschau im Herbst 1989 ökonomische Stimulanzien seitens der Bundesrepublik zur Voraussetzung hatten. Bekannt ist, daß die ersten 1990 in der DDR anberaumten sog. »freien Wahlen« in der DDR massiven Interventionen der Bundesrepublik ausgesetzt waren. Bekannt ist, daß die späteren Wahlsieger, die »Allianz für Deutschland« aus CDU, DSU und Demokratischem Aufbruch (DA), wie auch die SDP=SPD vom Westen aus bestückt, geführt und finanziert wurden. Bekannt ist, daß Ende 1989 sich keine einzige oppositionelle Bewegung etabliert hatte, welche die Zweistaatlichkeit nicht bewahren und den Sozialismus nicht rundum verbessern, demokratisieren, mit menschlichem Anltitz versehen etc. blabla wollte. Bekannt ist, daß z. B. der DA Ende Dezember, nach persönlichen Liebesdiensten von Kohl und Blüm, binnen Tagen sein komplettes links-sozialistisches Programm am Vorstand der Partei vorbei liquidierte und fortan rechts-nationale Wiedergeburtsparolen ausgab. Bekannt ist, daß dann Anfang 1990 keine einzige Partei oder Bürgerbewegung inkl. SED-PDS mehr für Zweistaatlichkeit oder Sozialismus eintrat. Spätestens seither hat das Wort Bürgerrrechtler und hat das Wort demokratischer Sozialist keinen guten Klang mehr und erinnert an Gehirnwäsche, Vollprogramm.

Das Geschwalle der Protagonisten – wer darauf steht, soll’s detailliert in den Archiven nachlesen – dauerte kein ganzes Jahr, und dann waren Einigungsvertrag, Einheit und D-Mark im Kasten, das Staatsgebiet der DDR national befreite Zone und der ganze Laden für eine symbolische Mark an den NS-Nachfolgestaat BRD gefallen. Bürgerrechtler und Dissidenten zeterten und zottelten noch eine Weile in diversen Stasidebatten rum, errangen Ansehen auf regionalpolitischem Parkett und in Talkshows. In der Bundesrepublik sind sie als politische Legastheniker fest einsortiert, hier und da gibt’s ein paar Pöstchen, Bundesverdienstkreuze, Kaffeetrinken mit dem Dicken. Kaum eine Handvoll von ihnen hat den Sprung aus der Beschäftigungstherapie-Gruppe geschafft und agiert als Zwischenchefdarsteller bei der Gauck-Behörde, CDU (Eppelmann, Merkel, Bergmann-Pohl), SPD (Thierse) und Grünen (Röstel). Bärbel Bohley – die »Mutter der Revolution«, »wo’s einsam wird, ist sie zu Hause« (»Spiegel« 51/96) – sitzt als eine Art dubioser Hilfskonsul in Sarajevo und macht dort, ungeachtet des eigenen Sturmschadens, Dächer dicht. Und Gregor Gysi – lang lebe der ewige Fraktionsvorsitzende! – hat seine Partei inzwischen so sehr demokratisiert, daß sie, die Partei, jetzt niemals mehr recht hat.

Was aber lehrt uns alles dies?

In der »Sendung mit der Maus« lief unlängst ein Film, der schilderte, wie es zwei Hennen erging, die eine engagierte Landwirtin aus der Legebatterie freigekauft und den freilaufenden Hühnern ihres Hofes beigesellt hatte. Die eine der beiden hinkte, die andere trug einen handtellergroßen Grind am Hals. Von den alteingesessenen Schwestern wurden sie sehr unfreundlich aufgenommen. Jedes einzelne Althuhn machte sich pickend und hackend an den Neuankömmlingen zu schaffen, die in großer Verzweiflung sich durch den Hofgarten duckten. Als der Abend kam, marschierte die Clique die Hühnerleiter hoch, und eine jede nahm ihren Platz auf der Stange ein. Die Neuen aber standen noch eine Weile fröstelnd im Abendwind und nahmen dann in einem winzig-kleinen Kaninchengitter Quartier, wo sie, aneinandergeklebt und zitternd, der langen dunklen Nacht entgegensahen, die anbrach.

So viel, vielleicht.

Konkret 12/99, S. 33

Peter Hacks

Jetztzeit

Couplets

Skyline von Atlantis
Ob dieser Turm nun höher ragt als der,
In beiden schwimmt der Hering bald umher.

Phönizisch
Was machst du mit dem Keil da? – Ich erfind
Das Alphabet. – Laß besser sein, mein Kind.

Gen Utopien?
Verzeiht, wenn ich, der Weitgereistere,
Mich kaum für euer Ziel begeistere.

Der Stoiker
Ich kenne weder Abscheu weder Wut.
Wahrscheinlich ist mir deshalb oft nicht gut.

Abschied vom zweiten Jahrtausend
Gut, das Jahrtausend war nichts. Sprechen wir
Von Nummer drei, Genossen, oder vier.

Guter Ton
Geh unter, Mensch, doch werd nicht wunderlich
Im Untergang. Die Zukunft sieht auf dich.

Vogelkonzert
Ein Piepmatz tiriliert, ein andrer zirpt.
Es lärmt die Kreatur, bis daß sie stirbt.

Relativ absolut
Es stirbt der Hund, der Mensch, die Galaxie,
Der bald, der später, die so gut wie nie.

Der große Stalin verläßt den Raum
Sein Leben währt genau ein Leben lang.
Unendlich nur ist der Zusammenhang.

Unvollständig
Verschiedenes, das für die Menschheit spricht,
Entfiel mir jüngst, und ich erwähn es nicht.

Konkret 12/99, S. 34

Peter Kratz, Lorenz Schrötter

An der schönen braunen Danubia II

Die Hinwendung alter Apo-Helden zur extremen Rechten ist kein Zufall, sondern nur folgerichtig: Zweiter Teil eines Beitrags über das nationalrevolutionäre Treiben Bernd Rabehls und seiner Kameraden

Dutschke lag im Koma, als sein Interview in der vom ehemaligen Mitglied der Reichsleitung der Hitler-Jugend, Wolf Schenke, herausgegebenen Zeitschrift »Neue Politik« (»NP«) erschien, doch er hatte seine Aussagen »bereitwillig« (Wolfgang Venohr) und offenbar im Wissen um Venohrs politische Position ja vor dem Attentat gemacht. Nachdem er, berichtet Venohr, sich als »Fähnleinführer, Kriegsfreiwilliger und Offizier in der Deutschen Wehrmacht« geoutet hatte, sei »das Eis zwischen uns geschmolzen«. Der Studentenführer brachte allerlei Antiimperialismus vor, die Forderung, »Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit« in Deutschland mit der »nationalen Frage« zu verbinden, und ein Bekenntnis zur Mitarbeit ehemaliger Nazis in der Apo, wenn diese »in einem Prozeß der Selbstaufklärung ... sich geschichtlich darüber klar geworden sind, was da geschehen ist, was mit unserem Volk und der Menschheit da geschehen ist«, als seien es Außerirdische gewesen, die Hitler zum Reichskanzler gewählt hatten. Dann rief er nach »antiautoritären Führerpersönlichkeiten«. Der nationale Leser erfuhr, daß Dutschke den Wehrdienst in der Nationalen Volksarmee der DDR nur deshalb verweigert hatte, weil er nicht an einem Bruderkrieg teilnehmen wollte: »Ich war nicht bereit, in einer Armee zu dienen, die die Pflicht haben könnte, auf eine andere deutsche Armee zu schießen.« Er beklagte das Fehlen »wirklicher Selbständigkeit« der Deutschen nach 1945 und verlangte, »die nationale Frage« müsse »von unten« gelöst werden. Jedoch erst später wolle er Deutschlands »nationale Frage wesenhaft betonen; denn wir dürfen sie in der Tat nicht überspringen, dürfen sie aber auch nicht zu einem falschen Zeitpunkt in den Mittelpunkt stellen«.

Günter Bartsch, der auf vielen Hochzeiten dieser Szene tanzte, befand bereits 1975 in seinem Buch *Revolution von rechts?*, daß »Rabehl und Dutschke auf der Schwelle des Nationalismus« gestanden hatten. Er zitierte aus Dutschkes Plan zur deutschen Wiedervereinigung von 1967, die von einer Räterevolution in West-Berlin ausgehen sollte, und aus unveröffentlichten Notizen Rabehls, die sich an Mao Tse-tungs »Nationalkommunismus« anlehnten. Rabehl angeblich 1967: »Die marxistische Linke muß Ansätze des Nationalismus weitertreiben, gerade auf den neuralgischen Punkt, daß Deutschland geteilt wurde durch den Bundesgenossen USA«; es gelte, mit Hilfe des Nationalismus den Gehorsam des deutschen Volkes gegenüber den USA aufzubrechen, so Rabehl laut Bartsch.

Den rechten Zeitpunkt, die nationale Frage »wesenhaft zu betonen«, sah Dutschke nach den Erfolgen der Entspannungspolitik gekommen, die wider Erwarten zur inneren Stabilisierung der sozialistischen Staaten und zur Verfestigung der deutschen Teilung geführt hatte – beides für Dutschke ein Greuel, das Schenke schon 1968 als »Fiasko der neuen Ostpolitik« vorhergesehen hatte. Nun galt es, die Deutschlandpolitik operativ gegen den realsozialistischen Block einzusetzen. Als Verbündeten gewann Dutschke Klaus-Rainer Röhl, der mit seiner Zeitschrift »das da – avanti« die nationale Debatte in der Linken lostreten wollte und der später konsequent im Lager der extremen Rechten gelandet ist. Für Röhls Blatt schrieb Dutschke 1977/78 eine Reihe von Artikeln, die Rabehl heute als Steilvorlage nutzt. Nicht die damals beginnende Globalisierung der Kapitalverwertung, nicht ein politisch-ökonomischer Antiimperialismus war Dutschkes Ausgangspunkt für die Analyse der beginnenden ökonomischen Krise, sondern die »nationale Frage«, der »Status quo des Jalta-Systems«, wie die Nationalrevolutionäre den Ausgang des Zweiten Weltkriegs später nannten. Die »kapitalistische Amerikanisierung« habe einen »Auflösungsprozeß der geschichtlichen und nationalen Identität« bewirkt, so Dutschke: »Wie können wir jemals davon frei werden und auf eigenen Beinen gehen?« Die Linke müsse sich emotional der Leiden der deutschen Teilung annehmen, statt dessen übe sie sich in Solidarität mit der portugiesischen Revolution; dies sei die »linke Misere«. Ein »nationales Klassenbewußtsein« müsse her zur »Wiedergewinnung eines realen Geschichtsbewußtseins der Deutschen«. In der Folge würde sich der »Status quo der politisch-ökonomischen Machtzonen des kapitalistischen Imperialismus made in USA und des Imperialismus der allgemeinen Staatssklaverei Rußlands« auflösen. Vom deutschen Imperialismus kein Wort.

An Dutschkes »nationale Frage« knüpfte sogleich, ebenfalls in »das da – avanti«, Henning Eichberg an, dessen kulturvölkische, gegen die Immigranten gerichtete Ausweitung des Themas Rabehl aufgenommen hat: »Der Kern der nationalen Frage ist die nationale Identität«, so Eichberg, »sich kollektiv seiner selbst vergewissern, bei sich selbst zu Hause sein ... Identität oder Entfremdung – das ist der neue Hauptwiderspruch, Imperialismus oder unser Volk«. Dann beschrieb er blumig den Horror: »Westeuropäische Ingenieure für Togliattigrad, italienische Arbeitsemigranten für die Tschechoslowakei, ukrainische und lettische Arbeitskraft für westdeutschen Profit. Wodka-Cola.« Dagegen habe Dutschke »die nationalrevolutionäre Perspektive der deutschen Linken« gesetzt. In seinem Aufsatz »Balkanisierung für jedermann« von 1979 entwarf Eichberg – auch unter Bezug auf Dutschkes Texte – die Perspektive eines Europa, in dem sämtliche bisherigen Nationalstaaten in ihre völkischen Bestandteile zerfallen würden, um die jeweils eigene völkische Identität

wiederzuerlangen, aber Deutschland seine »Volkseinheit« durch die Überwindung der »Wodka-Cola«-Teilung auf größerem Niveau herstellte – Niekischs deutschgeführtes Mitteleuropa.

Der Alt- und Neonazi Wolf Schenke konnte im Gegensatz zu Röhl Dutschke nach 1968 nicht erneut für sich gewinnen. Doch bis zu seinem Tod 1989 blieb Schenke eine Graue Eminenz der nationalrevolutionären »antiimperialistischen« Deutschlandvereiniger, denen sich nun – spät und mit geändertem Ansatz nach erfolgter Wiedervereinigung – Bernd Rabehl zugesellt. Diese unübersichtliche Szene, die weit in die SPD – und neuerdings auch in die PDS – hineinreicht, obwohl der Verfassungsschutz sie in den letzten Jahren teilweise als »neonationalsozialistisch« bezeichnete und ihren Vordenker Eichberg zum »vorherrschenden« Ideologen »des gesamten rechten Lagers« erklärte, ist eng verwoben; sie wurde erstmals zusammenfassend 1990 in der Schrift »Die nationalrevolutionäre Connection: Gaddafi – Mechtersheimer – Schönhuber« analysiert (als free text nachzulesen im Internet unter www.snafu.de/~biff). Mit der Wiedervereinigung und dem Zerfall des realsozialistischen Blocks schien diese Szene ihr Thema verloren zu haben. Die Behauptung einer Unterjochung der deutschen Nation durch die Siegermächte des Zweiten Weltkriegs schien nicht mehr recht plausibel, der Kampf gegen den Wodka-Cola-Imperialismus war 1990 obsolet. Doch Rabehl belebt die Szene mit der These, die Immigranten brächten nun die Deutschen um die Früchte der neu geschaffenen Nation, um ihre Identität, und in der Folge dieser Zersetzung eigener nationaler Größe gerieten die Deutschen in eine neue Abhängigkeit von den Interessen der USA. Und Rabehl steht keineswegs allein da.

Tatsächlich scheint die alte personelle Struktur der nationalrevolutionären Deutschland-Vereiniger auch heute, nach dem Paradigmenwechsel, immer noch intakt zu sein, Schenke in memoriam. 1985 – Rabehl ging gerade für sechs Jahre nach Brasilien – propagierte Schenke in einer »Denkschrift Friedensvertrag, Deutsche Konföderation, Europäisches Sicherheitssystem«, die in Alfred Mechtersheimers Starnberger ibf-Verlag erschien, gemeinsam mit Personen, die jetzt in der Rabehl-Affäre wieder zu nennen sind, noch einmal das alte Ziel: Zerschlagung des »Jalta-Systems«, an dessen Stelle ein blockfrei wiedervereinigtes Deutschland als europäische Hegenonialmacht treten sollte, das sich endlich durch »nationales Aufbegehren« von der »Fremdbestimmung der deutschen Politik« befreien müsse, um seine »innere Selbstbestimmung« zurückzuerlangen und »zur Überwindung der europäischen Nachkriegsordnung« beizutragen. Eine unvollständige Liste des »Denkschrift«-Kreises zeigt seinen heutigen politischen Einfluß. Neben Schenke gehörten u. a. dazu:

· Herbert Ammon, Studienrat am Studienkolleg für ausländische Studierende der FU Berlin, der in der SPD und den Grünen das nationalrevolutionäre Deutschland-Konzept propagierte, inzwischen Autor der »Jungen Freiheit« – der eigentlichen Nachfolgerin der »Neuen Politik« Schenkes – geworden ist und als interessierter Zuhörer im Publikum sitzt, wenn öffentlich über Rabehl diskutiert wird. Ammon wirkt heute mehr im Hintergrund der Szene.

· Theodor Schweisfurth, SPD-Mitgied und in der Sozialdemokratie ein geschätzter Völkerrechtler, der gemeinsam mit Ammon der eigentliche Autor der »Denkschrift« war. In den 80ern warb er beim Gesamtdeutschen Studentenverband GDS ebenso für das rechte Deutschland-Konzept wie bei dem vom Verfassungsschutz als rechtsextremistisch bezeichneten »Norddeutschen Forum« – hier gemeinsam mit einem Vertreter der Burschenschaft Danubia, die immer schon den Minenhund für Nationalrevolutionäre spielte. 1990 machte ihn Willy Brandt kurzzeitig zu einem SPD-Vorzeige-Wiedervereiniger. Heute lehrt Schweisfurth an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder, zu deren Präsidentin gerade eben die einflußreiche Professorin am Berliner Otto-Suhr-Institut und rechte Sozialdemokratin Gesine Schwan gewählt wurde. Schwan, die in den 70er Jahren maßgeblich mithalf, die marxistischen Folgen der Studentenbewegung innerhalb der SPD einzudämmen, hielt Rabehl nach dessen Rechts-Wende gewissermaßen den Rücken frei und holte die heutige SPD-Justizministerin Herta Däubler-Gmelin als Honorarprofessorin ans SPD-dominierte OSI. Im Wahlgremium für Schwans Viadrina-Präsidentschaft saß u. a. der frühere 68er Michael Daxner, der 1987 als Präsident der Universiät Oldenburg den dort lehrenden Eichberg-Förderer Gerd Vonderach, früher SDS-Mitglied, dann ebenfalls Referent beim GDS, schließlich ein offen Völkischer, gegen antifaschistische studentische Proteste verteidigte – die Geschichte wiederholt sich doch. Vonderach hatte Eichbergs Ideen in Oldenburg propagiert und aus dem Eichberg-Kreis um die Zeitschrift »wir selbst« Peter Bahn als Mitarbeiter an die Uni geholt; Bahn war zeitweilig Mitglied der rechtsradikalen Sekte Deutsche Unitarier (vgl. »Mutter Teresa trifft Alfred Rosenberg«, KONKRET 12/96) und fungierte danach als revisionistischer Geschichtsschreiber für die Sekte der »Freireligiösen«, die sich in den 30er Jahren zunächst an der Strasser-Linie orientiert, dann aber Adolf Hitler zum Gott erklärt hatten (vgl. »Führer unser«, KONKRET 1/98).

· Hubertus Mynarek, der als Ideologe ebenso für die Deutschen Unitarier schrieb wie für die Freireligiösen und heute eine Art Chefideologe des Humanistischen Verbandes Deutschlands HVD ist. Der HVD, der sich in der Tradition der Freireligiösen sieht und in Berlin Millionen an Steuergeldern erhält, ist vor allem in der SPD und der PDS verankert. Er veranstaltete gemeinsam mit der Berliner Gemeinde der Freireligiösen und dem Kulturamt des Berliner Stadtbezirks Prenzlauer Berg 1998/99 eine Ausstellung zur Traditionsgeschichte, die heftig umstritten war, weil sie die Nazi-Verwicklungen des Verbands aus der Zeit zwischen 1933 und 1945 penibel aussparte und statt dessen die Freireligiösen als sozialdemokratisch darstellte. Politisch verantwortlich für die Ausstellung war der Prenzlberger PDS-Kulturstadtrat

Burkhard Kleinert, ein Förderer der Freireligiösen und des HVD. Kleinert betreibt die Zeitschrift »Sklaven-Aufstand« maßgeblich mit, in der Rabehl seine Thesen zuerst publizierte, bevor sie auch die »Junge Freiheit« und »wir selbst« druckten. Die Berliner Freireligiösen-Gemeinde wird heute juristisch betreut von der Berliner Notars- und Rechtsanwaltskanzlei Herta Däubler-Gmelins; ihr Staatssekretär im Justizministerium ist Eckhart Pick, der heute prominenteste Freireligiöse, dessen Vater Georg Pick 1937 in seinem Buch *Die Religion der freien Deutschen* Hitler zum Gott ausgerufen hatte – noch 1992 leitete die Sekte ihre »Religion« aus dieser Schrift ab.

· Peter Brandt, der schon 1981 gemeinsam mit Herbert Ammon in dem Buch *Die Linke und die nationale Frage* die Ideen Ernst Niekischs und die Diskussion zwischen Eichberg und Dutschke popularisierte. Heute bildet er mit dem national gesinnten PDS-Promi Hans Modrow und Lothar de Maizière den Aufsichtsrat des zwielichtigen Verlags »edition ost«. Hier publizierten der Nationalbolschewist Karl Schirdewan, der z. T. an Niekisch orientierte Rudolf Bahro und der »Denkschrift«-Unterstützer und frühere »NP«-Autor Peter Joachim Lapp ebenso wie der Gegner der Nationalrevolutionäre Kurt Gossweiler.

· Rolf Stolz, von der Bayer AG ausgehaltener Betriebspsychologe und unermüdlicher Organisator der nationalrevolutionären Wiedervereiniger-Initiativen der 80er Jahre, Ex-SDS-Mitglied, Ex-Bundesvorstandsmitglied der Grünen, ein Freund Hausleiters, Eichbergs und Ammons. Stolz berief sich schon früh auf Dutschke und die Brandt/Ammon-Propaganda und ist einer der xenophoben Stichwortgeber der Nationalrevolutionäre, denen er in eigenen Büchern (*Die Mullahs in Deutschland*; *Kommt der Islam?*), in Mechtersheimers Rundbriefen und unter Zitelmanns Regie in der »Welt« vorarbeitet. Einen Neuaufguß, den Stolz im November 1998 für die Beilage »Aus Politik und Zeitgeschichte« der halbamtlichen Wochenzeitung »Das Parlament« veröffentlichte, hat Rabehl für seine These von der Zersetzung des deutschen Volkskörpers durch die Immigranten verwendet. Stolz rechnet hier dem deutschen Steuerzahler die vermeintlichen finanziellen Lasten der Immigration von den Verwaltungskosten der Asylanträge bis zu denen des Justizvollzugs straffälliger Ausländer vor und beklagt, das wahre Ausmaß dieser Kosten werde dem Volk verschwiegen. In der ihm seit SDS-Zeiten eigenen radikalen Sprache verbreitet er sich über die angeblich extrem hohe Kriminalitätsrate und die mangelnde Intergrationswilligkeit vor allem islamischer Immigranten, malt die »Ghetto-Guerilla« an die Wand, fordert einen Zuwanderungsstopp und prangert die Tabuisierung dieser Themen an – alles dies hat Rabehl übernommen.

· Alfred Mechtersheimer, dessen nationalistische Kritik an der Kosovo-Kriegsbeteiligung der Bundeswehr von Rabehl übernommen wurde: Deutsche Soldaten hätten sich vor den Karren der USA spannen lassen.

· Wolfgang Venohr, der Dutschke-Interviewer.

· Tilman Fichter, Bildungsreferent beim SPD-Parteivorstand und ständiger Mitarbeiter der Zeitschrift »Neue Gesellschaft / Frankfurter Hefte«. Fichter druckte die »das da – avanti«-Artikel Dutschkes 1993 in seinem Ullstein-Buch *Die SPD und die Nation* (Lektorat: Rainer Zitelmann) noch einmal als Beleg für die nationale Orientierung eines Teils der 68er ab. Im Sommer 1999 lud er Rabehl und seine folgsamen Studenten ins Willy-Brandt-Haus ein. Die Einladung in die SPD-Zentrale, die als Unterstützung Rabehls auf dem ersten Höhepunkt der Affäre verstanden werden mußte, war konsequent, denn Fichter hatte schon 1993 einem »Taz«-Artikel zugestimmt, in dem Rabehl Dutschkes nationalrevolutionären Weg von den Kämpfen zur Befreiung Algeriens und Vietnams hin zu Kämpfen, die zur nationalen Befreiung Deutschlands führen sollten, beschrieb. Das frühere SDS-Mitglied Fichter verfaßte 1977 mit dem heutigen Rabehl-Kollegen am OSI, Siegward Lönnendonker, eine eigene Deutung der SDS-Geschichte, die er in seinem SPD-Buch von 1993 noch einmal national auflud. Fichter förderte den heutigen, Niekisch-nahen »Hofgeismarkreis« nationalrevolutionärer und ausländerfeindlicher Jusos und gab Rabehl den Tip, den Danuben und »Hofgeimarer« Juso Sascha Jung zur politischen Ausrichtung der Burschenschaft Danubia zu befragen – Jung sprach seine Mannen angeblich frei vom Rechtsextremismus früherer Tage, verteidigt sich Rabehl heute. Lönnendonker hat für das Wintersemester eine gemeinsame Lehrverstaltung mit Rabehl angekündigt: »Wieviel Kritik verträgt unsere Demokratie?« Nicht allzuviel: Die OSI-Professoren möchten die Rabehl-Debatte endlich beenden und zur Tagesordnung übergehen. Und die sieht in der SPD des neuen Deutschland so aus: Der innerparteiliche Fichter-Förderer, brandenburgische SPD-Landesvorsitzende und Wissenschaftsminister Steffen Reiche (»Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein. ... Deutsch ist ein lebendiges Wort, das ruft nach einem Wort, das es bestimmen kann – deutsche Sprache, deutsche Geschichte, deutsche Architektur, deutsche Wirtschaft«; Reiches Rede zur Präsentation von Fichters SPD-Buch druckte die »Junge Freiheit« prompt ab) hatte sich schon »im Vorfeld der Kandidatensuche« (»Tagesspiegel«) für die Wahl Gesine Schwans zur Frankfurter Uni-Präsidentin ausgesprochen – Wissenschaft, rechts schwenkt, Marsch!

Ob sich alle, die dieser Szene zugehören, duzen, wie es der »Spiegel« anläßlich der Rabehl-Affäre über die Professoren des OSI schrieb, wissen wir nicht. Doch als Antifaschisten 1987 erstmals vor der »Denkschrift«-Szene warnten, war es der heutige Rabehl-Verteidiger und OSI-Professor Ulrich Albrecht, der sich vehement für sie in die Bresche warf: als Unterzeichner einer Solidaritätsadresse »gegen Verleumdung und Diskussionsverbote«, die Rolf Stolz organisiert hatte. Zu Albrecht gesellten sich damals rechte Grüne wie Helmut Lippelt, Gert Bastian, Roland Vogt. Heute sind sie (sofern sie noch leben: Wie würde sich der Friedens-General Bastian, einst »Denkschrift«-Unterstützer, jetzt als Kommandeur von

Pristina machen!) Verfechter der neuen Großmacht Deutschland, die ihre Interessen auf dem Balkan und bald auch wieder andernorts gegen die US-amerikanische Konkurrenz geltend macht. Auf dem Weg zum deutschen Sieg gegen die multikulturell zersetzten USA mußten deutsche Soldaten ins Kosovo und müssen sie bald auch anderswohin. Ulrich Albrecht hat im letzten Semester ein Seminar über die »Neukonzipierung der deutschen Außenpolitik in Ostmitteleuropa« angeboten, mit Gästen aus der Politik und unter Berücksichtigung »nicht-regierungsamtlicher Beiträge, etwa aus dem rechten politischen Lager«. Für das neue Wintersemester steht ein Seminar über »die Wiedervereinigung Deutschlands – 10 Jahre danach« auf dem Programm – »eingeladen werden als Gäste Protagonisten der Vereinigung aus der alten Bundesrepublik«, die »auf Grund ihrer persönlichen Erfahrungen Stellung nehmen«. Ob auch einige der hier aufgeführten Personen dabei sein werden?

Peter Kratz schrieb in KONKRET 8/98 über völkische Sekten in Deutschland. Lorenz Schrötter ist Student am OSI der FUBerlin

Konkret 12/99, S. 37

Georg Fülberth

In diesem Sinne - PDS und PUS

Der Stellvertretende Vorsitzende der PDS, Diether Dehm, hat die DKP aufgefordert, sich als »parlamentarische Option« aufzulösen. Das ist leicht getan, denn die Deutsche Kommunistische Partei ist weder im Bundestag noch in einem Landtag, sondern nur in ein paar Stadtverordnetenversammlungen und Gemeindevertretungen mit eigenen Fraktionen vertreten.

Dehms Forderung ist ein Hilferuf. Der Mann ist zuständig für den Aufbau West seiner Partei, und da geht es nicht richtig voran. Zwar gibt es in den Stammregionen des Rheinischen Kapitalismus jetzt mehr Stimmen (unterhalb von fünf Prozent), aber Mitglieder kommen nur spärlich, bleiben oft passiv und gehen dann wieder. Die winzige DKP hat im Westen immer noch doppelt so viele Leute wie die PDS.

Deshalb ist der Vorsitzende Bisky gegen deren Auflösung und den Eintritt ihrer Mitglieder in seine Partei. Er sähe sich sonst dem Vorwurf ausgesetzt, zwischen Aachen und Bebra sei die PDS von der DKP übernommen worden. Wenn er seine Interessen nüchtern bedenkt, schickt er besser künftig an jedem 7. November seinen Genossen Hans Modrow mit einem Scheck zum Herbert-Mies-Nachfolger Heinz Stehr, damit dieser den Apparat sichtbar hält: mit Wochenzeitung, Pressefest und Theoretischem Organ. Damit wäre dokumentiert, daß die Parteien des Demokratischen und des Undemokratischen Sozialismus, also PDS und PUS, zwei verschiedene Angelegenheiten sind. Der sächsische Vorstandsherr Bernd Rump will »den ganzen Haufen nicht haben«. Schon recht, aber das kostet. (Wie früher.)

Verändern wir die Perspektive und schauen die Sache nicht aus dem Blickwinkel der PDS, sondern der DKP an, dann findet sich je ein Grund für ihre Weiterexistenz und einer für Auflösung und Übertritt. Ersteren entnehmen Sie bitte dem Protokoll des nächsten Parteitags, wohl im Jahr 2000. Letzterer geht so: Zu den zentralen Obliegenheiten des Marxismus-Leninismus gehörte immer die Bekämpfung revisionistischer Tendenzen. In der PDS hätten die Bolschewiki hierfür ein breites Betätigungsfeld.

Konkret 12/99, S. 37

Jürgen Roth

In diesem Sinne - Björn Bolz

»Die Aura des authentischen Werks geht dahin – gefragt bleibt vor allem die Kreativität des Künstlers.« Die Diagnose steht in »Focus« 42/99 und leitet Teil zehn der phänomenalen Serie »2000 Millennium« ein. Futter gibt der These der Essener Professor für Medientheorie Norbert Bolz. Bolz war Schüler Adornos, später Jacob Taubes'. Von der Kritischen Theorie fand er, weil die Familie Futter verlangte, zur affirmativen. Das mag verzeihlich dünken, schriebe er nicht. 1993 gelangte er ans Ende der Gutenberg-Galaxis, heuer entdeckt die akademisch geadelte Version des Modells Diederichsen Die Konformisten des Andersseins.

Seine Form ist beängstigend schwach und der reine faule Zauber, eine quirlige Mixtur leerer Begriffe und des beim Wickel gepackten wortwörtlichen Nichts. »Neue Medien entstehen ... als Antwort auf Fragen, die wir noch gar nicht gestellt haben« und die Bolz daher persönlich ins Bewußtsein der Zeitenwende rammt. Vor Jahren gaunerte Björn Engholm mit Reden durchs Land, die weismachten, wie »die Ästhetik und die Kunst unsere Gesellschaft sensibilisieren«. Nun proklamiert Björn Bolz das Neue everywhere, die »neuen Medienkünstler« etwa »entdecken ... unsere eine Welt neu, nämlich als Virtual Reality ... Der Künstler versteht sich nicht mehr als ›anderer Gott‹«, sondern als DJ-Artist, der »in Prozessen der Permutation« die Archive der Kunstgeschichte plündert und deren Bestände rekombiniert. Allerdings: »Die einen gestalten den Cyberspace, die anderen tummeln sich in ihm. Das ist der Sprengsatz, der in dem harmlosen Begriff ›Medienkompetenz‹ steckt.« Andererseits opponiert der Differenzkompetenzbombe der »Weltkommunikation« die weitblickende Wirtschaft. Sie entschärft die Kritik der Kunst, die keine mehr ist: »Die Wirtschaft ist ein lernbereites System und hat deshalb besser als die Politik oder die Philosophie begriffen, wohin die ästhetische Reise geht ... Unternehmen, die Verantwortung für die Gesellschaft übernehmen, entwickeln heute nicht nur eine ökologische Sensibilität ... Das Kulturprogramm eines Unternehmens ist eine Art Umweltschutz für die Welt des Geistes.«

In den Nationalparks der Schwatzsucht lernt, so wir klarsehen, unsere Gesellschaft von der Wirtschaft von der Kunst, die die Kunst des Wirtschaftens lehrt: »Kunst ist die geistige Störung der Wirtschaft, die es ihr ermöglicht, aus dem eigenen System herauszuspringen und Neues zu tun. ... Unternehmen brauchen die Kunst, um das Staunen zu lernen.« Früher hat man Geistesgestörten die Lehrerlaubnis entzogen.

Konkret 12/99, S. 37

Kay Sokolowsky

In diesem Sinne - Weiche Ziele

Ein Junge von 16 Jahren öffnet den Waffenschrank seines Vaters, wählt aus dem reichen Sortiment drei Gewehre und einen Revolver, erschießt zunächst seine Schwester, öffnet dann die Fenster und feuert auf alles, was sich bewegt. Drei Passanten sterben, sieben werden verwundet; und lange bevor sich das SEK in die Wohnung traut, steckt auch im Kopf von Martin P. eine Kugel. »Die stille beschauliche Kleinstadt Bad Reichenhall«, meldet »Bild« am 2.11. hell begeistert, »gestern Schauplatz eines Massakers, wie wir es bislang nur aus den USA kannten. Der amerikanische Alptraum von Gewalt, Blut und jähem Tod jetzt mitten in Deutschland!«

Nun sind zwar Massaker keine US-Spezialität, und was Gewalt, Blut und jähen Tod betrifft, sitzt Deutschland spätestens seit 39 auf der Pole position. Auch hat dies »stille beschauliche« Gemeinwesen eine stattliche und zumal von der »Bildzeitung« unermüdlich dokumentierte Tradition des Amoklaufs. Allerdings wüteten die heimischen Täter bislang nur im eigenen Heim und ließen es gut sein, wenn sie ihre Familien »ausgelöscht« hatten. Martin P. darf für sich beanspruchen, die Deutschen von ihrer falschen Scham und die lokale Variante des Amoks von ihrer gezwungenen Diskretion befreit zu haben was Scharping in Jugoslawien billig war, kann dem Psychopathen in der Etappe bloß recht sein. »Der Lehrling«, wie »Bild« Martin P. ahnungsvollst fortwährend nennt, hat seinen Landsleuten den Weg zum Weltstandard freigeballert.

Warum aber wurde »der blonde Junge« (»Bild«) zum Killer? Daß sein Vater ohne Not Stücker siebzehn Schießeisen hortete und den Spröß̈ling freundlich gewähren ließ, als der sein Zimmer mit Nazifahnen dekorierte und mit Oi-Musik beschallte kein Grund, befindet die Staatsanwaltschaft, den Alten der Mitverantwortung zu zeihen. Außerdem sei die NS-Passion des Knaben allenfalls eine Andeutung rechter Gesinnung. Spricht der Polizeisprecher, ein Mann namens, ungelogen, Fritz Braun. Und so dürften die ermittelnden Behörden, die bei Nazis stets aufs behutsamste zu differenzieren wissen, ein Motiv des Massakers nie finden, obwohl Martin P. eines besaß, das ehedem für einen ausgewachsenen Weltkrieg genügt hatte.

Die Truppen der neuen Mitte jedoch, all die Anonymisierten und Atomisierten, zu Marktwerten degradiert, deren Notierung auch schon besser war, wissen, wenn sie denn ein Mal aus der Ordo novus mundi ausbrechen wollen, von nun an, wo die Hauptstadt der Bewegung liegt: Bad Reichenhall ist überall.

Konkret 12/99, S. 38

Ralf Blendowske

Aszendent Marx

Wie eigentlich hält die Krisis-Gruppe es mit der Empirie? Eine Erwiderung auf Norbert Trenkles Essay »Es rettet euch kein Billiglohn!« (KONKRET 10/99)

Astrologie wird in der Linken beliebter. Die polit-ökonomische Variante liest sich etwa so: Die Arbeitsgesellschaft wird kollabieren, weil ihr die Arbeit ausgeht. Die Produktivität ist im Zuge der dritten Industriellen Revolution so enorm gestiegen, daß die Arbeitssubstanz wegschmilzt wie Eis in der Mikrowelle. Schuld daran ist die Mikroelektronik, denn sie spart soviel Arbeitszeit in der Produktion ein, daß der Lohnarbeit die Grundlage entzogen wird. Auch im Dienstleistungsbereich, dem letzten Hoffnungsträger für Arbeitsplätze, wird ebenfalls kräftig rationalisiert. Wenn aber dort überhaupt neue Stellen entstehen, sind sie für das Kapital nicht richtig profitabel, und es kriegt die Akkumulationskrise. Alle Reformversuche zur Rettung der Arbeitsgesellschaft scheitern, weil sie hilflose Reflexe auf den Umstand sind, daß die digitale Totenglocke des Kapitalismus längst geschlagen hat. Der finale Kollaps hat bisher nicht stattgefunden, weil mittels Staatsverschuldung oder Börse die Produktion künstlich beatmet wird. Auf Dauer geht das natürlich nicht, und spätestens Ende der 90er bricht der Kapitalismus vollends zusammen.

Stichwortgeber für diese Weissagungen sind etwa J. Rifkin (*Das Ende der Arbeit*), Aronowitz/DiFazio (*Jobless Future*) und die Nürnberger Krisis-Gruppe um Robert Kurz. Aus diesem Verein hat Norbert Trenklein KONKRET 10/99 (»Es rettet euch kein Billiglohn!«) nochmals deren apokalyptische Visionen vorgetragen. Im folgenden wird hauptsächlich der Frage nachgegangen, ob es für diese Endzeitstimmung, die sich ja einiger Beliebtheit erfreut, empirische Belege gibt. Dies soll nicht für Deutschland, sondern am Beispiel der USA geschehen. Für dieses Vorgehen gibt es einen guten Grund: Die Ende-der-Arbeit-Jeremiaden werden im Kern durch die Einführung einer neuen Technologie, der Mikroelektronik, begründet. Deren Auswirkungen sollten zunächst in dem Land nachweisbar sein, das die Spitzenposition im Bereich der Mikroelektronik einnimmt. Gibt es also in den Vereinigten Staaten Hinweise auf das Ableben der Lohnarbeit? Antwort auf diese Frage geben einige statistische Daten, die sich u. a. auf der Homepage des »Left Business Observer«, Hrsg. Doug Henwood, (www.panix.com/~dhenwood) finden.

In den letzten sechzig Jahren hat sich die Anzahl der Beschäftigten in den USA vervierfacht. Allein in den Jahren seit 1992 sind zwölf Millionen neue Arbeitsplätze entstanden. Diese Daten scheint auch Trenkle zu kennen. Aber er hält die Jobs für irgendwie teilzeitmäßig, und überhaupt seien die Statistiken frisiert. Trenkle legt jedoch keine eigenen Untersuchungen vor, sondern erzählt statt dessen einige Anekdoten, beispielsweise aus der Textilindustrie, die seit den schlesischen Webern gerne angeführt wird. Auch bei Marx ist ja gelegentlich von Leinwand und Rock die Rede.

Wer allerdings die Zahlen des Bureau of Labor Statistics (BLS) anschaut, wird keinen Beleg für Trenkles Deutungen finden. Zwar stimmt es, daß die Teilzeitarbeit in den USA zugenommen hat. Aber das BLS unterscheidet freiwillige und unfreiwillige Teilzeitarbeit. Der Anteil unfreiwillig Teilzeitbeschäftigter schwankt seit vierzig Jahren um den Wert von etwa 5 Prozent aller Beschäftigten. Er steigt in Zeiten der Rezession und fällt bei wirtschaftlichem Wachstum. Eine langfristige Steigerung dieses Anteils ist nicht zu erkennen. Der Anteil freiwilliger Teilzeitarbeit ist gestiegen, und zwar am stärksten zwischen 1956 und 1970 von etwa 8 auf 13 Prozent aller Beschäftigten. In dieser Phase des Prä-Postfordismus war es mit der Mikroelektronik nicht weit her. In den 70ern und 80ern blieb der Anteil nahezu konstant, und seit 1992 sind nochmals 1,5 Prozent hinzugekommen. Eine wesentliche Veränderung ist da beim besten Willen nicht erkennbar. Auch das Argument der Zeitverträge gibt wenig her. Der Anteil aller explizit befristeten Verträge (contingent workers) lag 1995 unter 5 Prozent.Auch aus dieser Zahl läßt sich keine qualitativ neue Entwicklung herauslesen.

Wie sieht es nun mit dem Produktivitätswunder aus? Statistiken bieten zwei Kennziffern, die jedoch beide keine Evidenz für fundamentale Veränderungen zeigen. Schauen wir zunächst auf die Zuwachsraten der Arbeitsproduktivität. Darunter wird der inflationsbereinigte Output (in Geld) pro Arbeitsstunde verstanden. Die jährlichen Wachstumsraten der Produktivität im produzierenden Gewerbe liegen in den 90ern bei etwa 3 Prozent und damit leicht über den Werten der 60er von 2,5 Prozent. Glauben Sie, daß der Kapitalismus wegen einem halben Prozentpunkt die Flagge streicht? Werden alle Wirtschaftsbereiche herangezogen, so liegt der jährliche Zuwachs heute mit weniger als 1 Prozent deutlich unter dem Niveau der 60er Jahre. Verschlechtert wird der Schnitt besonders durch den Dienstleistungsbereich. Von einem Produktivitätsschub im tertiären Sektor kann also keine Rede sein. Dann wird gelegentlich noch die Kapitalproduktivität herangezogen. Sie ist weder theoretisch noch praktisch eine sinnvolle Größe, für journalistische Zwecke jedoch mag sie ausreichen. Aber auch diese Kennziffer zeigt keinen Hinweis auf irgendeine fundamentale Zunahme der Produktivität. Im Gegenteil: Seit Mitte der 60er fällt diese Zahl kontinuierlich. Wo also ist die »dritte mikroelektronische Industrielle Revolution«?

Auch dann, wenn man sich nicht auf die USA beschränkt, gibt es keine belegbaren Hinweise für das Verschwinden der Lohnarbeit. Dies kann etwa im *World Employment Report* 1996/97 des International Labor Office genauer nachgelesen

werden.

Nichts, aber auch gar nichts, deutet auf einen kollabierenden Kapitalismus hin. Das heißt nicht, daß es sich dabei um eine besonders appetitliche Formation handelt. Aber seit seinem Bestehen hat der Kapitalismus eine immer größere Menge von Menschen der Lohnarbeit unterworfen, zum Guten wie zum Schlechten. Und stets war die Nachfrage nach Arbeitsplätzen größer als das Angebot. Technologische Veränderungen haben Arbeitsplätze vernichtet und andere erzeugt. Arbeitslosigkeit gehört zum ökonomischen Leben im Kapitalismus. Sie steigt in schlechten Zeiten an und fällt in guten. Schwere Krisen wie in den 30ern sind ebenso selten wie die Phasen extrem niedriger Arbeitslosigkeit wie in den 60ern. Es gibt keine Anzeichen dafür, daß sich daran irgend etwas geändert haben sollte. Nur wer Arbeitslosigkeit nicht als Bedingung, sondern als Ende der Lohnarbeit ansieht, kann diesen Sachverhalt ins Apokalyptische wenden.

Stellen wir uns nun vor, daß die Dienstleistungsgesellschaft, deren Existenz von vielen schon jetzt für bare Münze genommen wird, Realität wäre. Könnten aus dieser Annahme Probleme der Kapitalakkumulation oder gar eine Krise des Kapitalismus abgeleitet werden?Für Marx besaß diese Vorstellung keinesfalls jenen morbiden Drall, wie er sich bei Trenkle findet. In den »Mehrwerttheorien« (MEW 26.1, S. 189 f.) unternimmt Marx ein Gedankenexperiment. Er geht von folgender Annahme aus: »Gesetzt, durch die Produktivität der Industrie sei es soweit, daß, wenn früher 2/3, jetzt nur 1/3 der Bevölkerung unmittelbar in der materiellen Produktion beteiligt« – und spielt dann die Folgen durch: »Die 2/3 bestünden nun teilweise aus Besitzern von Profit und Rente, teils aus unproduktiven Arbeitern (die auch der Konkurrenz wegen schlecht bezahlt), die ihnen die Revenue aufessen helfen und ihnen dagegen ein Äquivalent in services geben, oder aufdrängen wie die politischen unproduktiven Arbeiter. Es könnte angenommen werden, daß ... diese unproduktiven Arbeiter im ganzen auf einer höhren Bildungsstufe stünden als früher die unproduktiven, und namentlich auch schlechtbezahlte Künstler, musici, Advokaten, Ärzte, Gelehrte, Schulmeister, Entdecker etc. sich vermehrt hätten.«

Gut, einige Berufssparten klingen etwas veraltet, und schlecht bezahlte Ärzte und Rechtsanwälte sind wohl eher selten. Aberim Groben ist von einer Entwicklung die Rede, wie sie sich Trenkle wohl vorstellt – von Krisen oder gar einem Ende des Kapitalismus allerdings nicht.

Für Trenkle und die Krisis-Gruppe läuft der Countdown. Beim Erscheinen dieses Heftes sind esnur noch wenige Wochen bis zum Jahreswechsel. Bis dahin muß der Kollaps kommen, wenn die Weissagungen der Krisis-Gruppe sich erfüllen sollen (lesen Sie nach: Robert Kurz: *Der Kollaps der Modernisierung*, S. 254 ff.). Glauben Sie daran? Ich schon. Der finale Zusammenbruch wird am 31.12.1999 stattfinden. Empirisch wird er sich aber ebensowenig belegen lassen wie der Rest ihrer astrologischen Verkündigungen.

Konkret 12/99, S. 40

Jens Hoffmann

Buch des Monats

Myriam Anissimov: Primo Levi – Die Tragödie eines Optimisten. Biographie. Philo Verlag, Berlin 1999, 640 Seiten, 59,80 Mark
Primo Levi: Gespräche und Interviews.
Hanser Verlag, München/Wien 1999, 288 Seiten, 39,80 Mark

Die Art und Weise, in der Myriam Anissimov ihre Primo-Levi-Biographie konzipiert hat, nährt die ebenso kuriose wie unhaltbare Annahme, daß das Wichtigste an Levis Leben sein Freitod im April 1987 gewesen sei. Die Autorin zweifelt mitunter zwar selbst am Sinn ihres Tuns, wird aber trotzdem nicht müde, über mögliche Gründe für Levis Entscheidung zu spekulieren. Scheu und ernst sei er schon als kleiner Junge gewesen; seine verzweifelte, »nicht nur charakterlich bedingt(e)« Schüchternheit Frauen gegenüber habe ihn mehrfach zu der Äußerung veranlaßt, daß er sich eines Tages möglicherweise umbringen werde. »Im Blick auf bestimmte Behauptungen« wird der Suizid eines Großvaters erwähnt; von »einer Art Kurzschlußhandlung« Levis ist die Rede. Anissimov listet die Namen einiger Schriftsteller auf, die wie Levi von den Nazideutschen verfolgt wurden und sich das Leben nahmen. Nachdem sie ihm Männer wie Walter Benjamin, Paul Celan, Jean Améry und Tadeusz Borowski an die Seite gestellt hat, fällt es Anissimov nicht schwer, die Ursache zu präsentieren, die in Wahrheit verantwortlich war für die vielen Freitode. »An einem Aprilmorgen, zweiundvierzig Jahre nach seiner Rückkehr, brachte er sich um, gleich jenen, die es nicht vermocht oder verstanden, oder auch nicht beabsichtigt hatten, die Anarchie der Worte zu zügeln.« Die Autorin versäumt es nicht, die Kondolierenden auf dem Friedhof aufzulisten, die Blumenvielfalt an der Grabstelle zu Protokoll zu nehmen und den Toten schließlich eintauchen zu lassen »in den großen Zyklus der Materie«.

Der verständliche Wunsch, einen Toten ins Leben zurückzuholen, hat Anissimov an einigen Stellen ihres Buches dazu veranlaßt, Levis Leben nicht als die Geschichte eines Menschen, sondern als die eines wackeren Heiligen zu erzählen. Von den »heiligen Handlungen« Levis im Chemielabor spricht die Autorin. Sie beschwört auf kitschige Weise Nachmittage herauf, die der junge Levi, »Natur und Tiere beobachtend, am Rande eines Wildbaches zubrachte, während seine Mutter unter einer Trauerweide saß und strickte«. Das Publikum erfährt weiterhin, daß der Junge – wer hätte das gedacht? – »trotz seiner ernsten Art« gern turnte, »immer sehr nett war« und sich beim Spielen mit anderen Kindern »nie um die Anführerrolle riß«. Nachträglich werden die Bösewichte gescholten, die dem jungen Primo Levi zusetzten. Scharf verurteilt wird etwa, »daß der primitive, unsensible Rivale (Carlo, ein Jugendfreund Levis, J. H.) den lauteren, edlen und erfindungsreichen Liebhaber ausstach«, und daß ausgerechnet »mittelmäßige Charaktere, die das faschistische Regime bestellt hatte«, mit der schulischen Erziehung Levis beschäftigt waren. Anissimov scheut nicht davor zurück, Levis Gefühlsleben abzustecken und schreibt: »Wenn Primo Sandro (Sandro Delmastro, ein Studienkollege Levis, J. H.) dabei beobachtete, wie er die Berge im Cavanese bei Turin erklomm, vergaß er Rassengesetze und Krieg und fühlte sich eins mit dem Kosmos.« Zuweilen informiert sie auch über die Reichweite der Selbstwahrnehmungsfähigkeiten Levis und stellt kurz und bündig fest, »daß der Gedanke, eines Tages für einen der bedeutendsten Schriftsteller seiner Zeit gehalten zu werden, außerhalb seiner Vorstellungskraft lag«.

Nicht zu vermeiden ist wohl, daß die allwissende Erzählerin, die sich mit guten Absichten durch das Leben eines Verstorbenen bewegt, von Zeit zu Zeit Erkenntnisse zutage fördert, die auch aus den Protokollen eines Entmündigungsprozesses stammen könnten. »Während er Punkt für Punkt (Jean) Amérys Argumente analysiert und sein Ressentiment als die unstrittige Ursache seines Suizids darstellt, ahnt Levi nicht, daß er sich weniger als zehn Jahre später selber umbringen wird.« Daß das erstaunliche und manchmal verwirrende Einfühlungsvermögen der Autorin durchaus mit schlichter Gedankenlosigkeit korrespondieren kann, ist einer Textpassage zu entnehmen, die wiederum Jean Amérys Geschichte berührt: »Wären alle, die an der ›Endlösung‹ mitgewirkt hatten, verurteilt und dem gleichen Schicksal unterworfen worden wie Wijss (der belgische SS-Mann, der Améry während eines Verhörs mißhandelt hatte und nach Ende des Zweiten Weltkriegs hingerichtet worden war, J. H.), so hätte Améry ruhig schlafen können.« Möglich immerhin, daß es durch die Übersetzung zu dieser phantastischen Schlaftherapie gekommen ist.

Da Anissimov allen Glanz zur Herstellung ihres Levi-Bildes verwendet hat, kann der Rest der Welt und Menschheit nur mehr einen matten und eher schäbigen Eindruck hinterlassen. Dem »Moralisten« Levi stellt sie den »Zyniker« Paul Steinberg gegenüber, der wie Levi die Inhaftierung in Auschwitz überlebte. Sie macht Leute aus, die ihrer Ansicht nach die Lektion der Konzentrationslager nicht begriffen haben und präsentiert Levi als Vorbild: »Während Nahum (eigentlich Leon Levi, ein in Saloniki geborener Lager-Überlebender, J. H.) nur ans Geldverdienen dachte, hatte Levi vor allem das Bedürfnis, mit Menschen zu sprechen.« Die dämlichen Nachgeborenen aber, mit denen Levi dann später sprach, hätten statt Aufmerksamkeit eigentlich gesalzene Strafarbeiten und großformatige Eselsmützen verdient: »Die naiven, provozierenden oder oberflächlichen Fragen der Schüler, die unfähig waren, sich die barbarische Welt von Auschwitz vorzustellen, hörte er sich nachsichtig an.« Es scheint der Autorin nicht genug zu sein, daß da ein Mann ist, der erzählt, was

er erlebt hat und welche Verbrechen die Nazideutschen an ihm und anderen begingen. Anissimov will das zeitlos gültige Bild, das den Erzählenden auf eine Haltung festlegt und deshalb ebenso pompös wie ungenau ausfallen muß: »Seine Worte steigen aus der kalten und klebrigen Asche von Auschwitz auf.«

Im April 1987 hat Levi sich in den Treppenschacht seines Hauses in Turin geworfen. Damit Anissimov ihre kreisförmig angelegte Lebensbeschreibung schließen kann, zitiert sie am Ende des letzten Kapitels die T.S.-Eliot-Zeile »April ist der grausamste Monat« aus dem Gedicht »Das Begräbnis der Toten«. So ist aus eins minus eins tatsächlich wieder null geworden.

Abgesehen aber von den erwähnten Ärgerlichkeiten und einer erstaunlichen Anzahl inhaltlicher Wiederholungen ist es Anissimov gelungen, ausführlich vom Leben und den Lebensumständen des 1919 in Turin geborenen Levi zu erzählen. Parallel dazu beschreibt sie sehr präzise die Geschichte und Besonderheiten des faschistischen Antisemitismus und des antifaschistischen Widerstands in Italien.

Hinweise zu Primo Levis Leben und Werk sind auch einem von Marco Belpoliti herausgegebenen Band zu entnehmen, in dem Interviews und Gespräche mit Levi aus den Jahren 1971 bis 1987 versammelt worden sind. Der einleitende Essay des Herausgebers allerdings wirkt passagenweise wie der Versuch einer Publikumsabschreckung. Belpoliti wählt eine besonders widerwärtige Form symbolischer Wiedergutmachung, greift zielsicher in die offensichtlich bodenlose Kitschkiste und stellt Levi als einen dar, der »in einer der größten Tragödien dieses Jahrhunderts die Gabe des Wortes empfangen (hat); so daß wir uns ihn ... im Gewande des Propheten Jesaja vorstellen können, dem der Seraph die Lippen mit der glühenden Kohle berührt, um ihm die Reinheit der Rede zu verleihen«. Es gehört zu den ärgerlichen Konsequenzen des Todes, daß die Toten nicht mehr in der Lage sind, etwas gegen die Vorstellungen der Lebenden zu unternehmen.

Häufig hat Levi die Gelegenheit des Interviews genutzt, um sich mit verschiedenen Klischees auseinanderzusetzen. Irritiert nimmt er etwa zur Kenntnis, daß das Publikum in ihm »eine Art Guru« sehen will, und wendet sich gegen die Katalogisierung als »KZ-Schriftsteller«: »Ja sollte ich denn Ihrer Meinung nach mein ganzes Leben lang den KZ-Heimkehrer spielen? Damit wir uns recht verstehen, ich bin ein Heimkehrer, aber ich will nicht nur über Auschwitz schreiben.« Daß »manche Kritiker und viele Leser meine ernsthaften Texte vorziehen«, billigt Levi ihnen zu, »doch mein Recht ist es, die Grenzen zu überschreiten«.

Levi kritisiert ferner jene Formen der Wahrnehmung, die sich bewußt auf das »grausige Einzelgeschehen« in den Konzentrationslagern der Nazideutschen beschränken. Was »erinnert werden müßte und nicht erinnert wird, ist das massenhafte Geschehen, Massen von Menschen, Hunderttausende, haben auf diese Weise gelebt, womöglich ohne je gefoltert worden zu sein – ich bin nie gefoltert worden und ebensowenig meine Haftgefährten – , und sie sind zu 95 Prozent ums Leben gekommen. Ohne Folter, gestorben vor Erschöpfung, Hunger, an der Ruhr, an der Kälte, an Unterkühlung, Überarbeitung«. Er weist die Identifikation von psychiatrischen Kliniken oder kapitalistischen Industriebetrieben der Gegenwart mit nationalsozialistischen Konzentrationslagern zurück und hält es in einem Interview mit der Zeitschrift »Lotta Continua« von 1979 nicht für zulässig, »die gegenwärtige Gewalttätigkeit gegen den demokratischen italienischen Staat mit dem Widerstand gegen den Faschismus gleichzusetzen«. Einverstanden erklärt sich Levi rückblickend mit der Zerstörung von Büros der neofaschistischen MSI in den 60er Jahren, er behält sich jedoch vor, über die Anwendung von Gewalt »von Fall zu Fall« zu entscheiden.

Gefragt nach seiner Motivation zur Niederschrift des 1982 veröffentlichten Romans *Wann, wenn nicht jetzt?* antwortet Levi: »Ich wollte mich mit einem Gemeinplatz auseinandersetzen, der in Italien noch immer Geltung hat: ein Jude ist ein sanfter Mensch, ein Gelehrter (religiös oder weltlich), unkriegerisch, demütig, der Jahrhunderte der Verfolgung ertragen hat, ohne sich jemals zu wehren. Es schien mir eine Pflicht, jener Juden zu gedenken, die unter verzweifelten Umständen den Mut und das Geschick zum Widerstand aufgebracht hatten.« 1942 war Levi, der in Mailand als Chemielaborant arbeitete, mit einer Gruppe junger antifaschistischer Jüdinnen und Juden zusammengetroffen. Die »Sieben« sahen sich regelmäßig, kochten, diskutierten über Politik, lasen und schrieben Poesie. Über sein damaliges Bewußtsein als Jude sagt Levi 1976 in einem Interview: »Zum Juden hat man mich gemacht. Vor Hitler war ich ein italienischer Bürgerjunge. Die Erfahrung der Rassengesetze hat mir geholfen, unter den vielen Strömungen der jüdischen Tradition einige auszumachen, die mich ansprechen.« Nachdem die Wehrmacht im September 1943 in Italien einmarschiert war, schlossen sich die sieben jungen Leute der sozialistisch-antifaschistischen Widerstandsgruppe ›Giustizia e Libertà‹ an und hielten sich im nahe der französischen Grenze gelegenen Aostatal auf. Die Gruppe wurde im Dezember 1943 verraten und von faschistischen Milizionären gefangengenommen. Zusammen mit den jüdischen Partisaninnen Vanda Maestro und Luciana Nissim wurde Levi in das von Deutschen geleitete Durchgangslager Carpi-Fossoli bei Modena gebracht und im Februar 1944 nach Auschwitz deportiert.

Levi kritisiert die von Religiösen unternommenen Versuche, die Ereignisse in den Konzentrations- und Vernichtungslagern als göttliche Strafe für irgendwelche Sünden oder als Opferhandlungen zu verklären und wendet sich gleichzeitig dagegen, »das Lager als Ort des Widerstands darzustellen. Das war es nicht, oder nur marginal: Ehre denen, die Widerstand leisteten, aber die Regel war es nicht. Die Regel war das Nachgeben, das Gebrochenwerden.« Nach der Veröffentlichung seines

letzten Buches *Die Untergegangenen und die Geretteten* präzisiert Levi seine Abneigung gegen jede Form von Glorifizierung: »Ich bin bereit, eine gewisse Quantität von Rhetorik zu tolerieren, sie ist zum Leben unerläßlich. Wir brauchen Monumente, Feiern ... Doch es bedarf auch eines Gegengesangs, eines gegen die Höhenflüge der Rhetorik gesetzten Kommentars in Prosa: Ich habe versucht, ihn zu liefern, wohlwissend, daß ich damit manche Empfindlichkeiten verletze.« Über seine Zeit in Auschwitz, die er in früheren Jahren als »Abenteuer« oder »meine Universität« beschrieben hatte, äußert Levi 1987 in einem Interview: »Ja, ich bin in Auschwitz erwachsen geworden. Ich weiß nicht, ob es sich dabei um einen Vorzug, ein Glück oder um etwas anderes handelt ...«

Primo und Lucia Levi benannten ihre 1948 beziehungsweise 1957 geborenen Kinder Lorenza und Renzo nach Lorenzo Perrone, einem ehemals nach Monowitz verpflichteten italienischen Zwangsarbeiter. Nachdem Levis körperliche Verfassung von den deutschen Organisatoren des Lagers systematisch ruiniert worden war, hatte Perrone ihm sechs Monate lang täglich zwei Liter Suppe, manchmal auch Brot gebracht, ohne sich um die Verbote der Nazideutschen zu kümmern. In zwei Gesprächen wundert sich Levi mit spürbarer Traurigkeit darüber, daß seine Kinder nie mit ihm über die Zeit seiner Inhaftierung sprechen mochten.

Konkret 12/99, S. 43

Marit Hofmann

Kunst & Gewerbe

Das Eis brechen

Können Sie rechnen? Dann rechnen Sie jetzt mit einer tollen Unterhaltung. – Nein, nein, nein! Inge Wolff, Vorsitzende des »Arbeitskreises Umgangsformen International«, schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. Der ihrem Standardloseblattsammelwerk *Stil & Etikette* (VNR Verlag für deutsche Wirtschaft) entlehnte Gesprächseinstieg (aus dem Kapitel »Keine Angst vor Small talk«) sollte doch gerade ein Beispiel dafür sein, wie man den zwischenmenschlichen Kontakt zu Wildfremden *nicht* aufnehmen sollte. Denn: »Small Talk ist wie ein Türklopfer. Er ist zwischen Unbekannten der Tester, ob die Tür freiwillig für tiefergehende, ernstere Gespräche geöffnet wird.« Also, keine blöden Sprüche, aber bitte auch nicht gleich mit der eigenen Meinung »ins Haus fallen« (»Gefahrenquelle: Sie können unbeabsichtigt jemanden beleidigen«). »Stellen Sie sich nur vor«, Sie ziehen gerade genüßlich über diesen unmöglichen Guildo Wieheißtdernoch her, »und in der Runde steht ein eingefleischter Guildo-Horn-Fan. Patsch – der Tritt ins Fettnäpfchen hinterläßt Spuren.« Okay, schon gut, sorry ... Oder besser: »Verzeihung«, schließlich verbittet sich die professionelle Bewährungshelferin in Fragen des gesellschaftlichen Lebens nicht nur den Gebrauch englischer Wörter, sondern sie gibt auch, augenzwinkernd, zu verstehen, daß der anbiedernde Gebrauch von Jugendsprache durch »Gruftis« »mega-out« sei. Sicher bleibt, daß gute Umgangsformen angesichts »einer Gesellschaft, die immer mehr von Egoismus und fehlender Rücksichtsnahme geprägt ist, ... eine beispiellose Renaissance erleben«. Da wollen wir nicht hintanstehen und widmen uns im folgenden einem ausdrücklich tolerierten Gesprächsthemenbereich (tabu sind »Tod, Krankheit, Rassenfragen, Politik (eingeschränkt), Kritik an Anwesenden, Schuldzuweisungen«). Aber auch in der bunten Welt der Kultur wimmelt es von Fettnäpfchen, die nur auf den nächstbesten Rüpel warten, der hineinpatscht und dabei nicht mal der Dame den Vortritt läßt.

Faux-pas bei Frenzel

Was sich schon gar nicht gehört: in der Vergangenheit einer alten Dame rumzuwühlen. Daß Dr. Elisabeth Frenzel (»Schlag nach bei Frenzel«) in ihrer Dissertation 1938 die »Verjudung des deutschen Theaters« beklagt und durchaus große Hoffnungen auf eine Ehrenstellung an der von Hitler geplanten NS-Eliteuniversität hatte, war in all den Jahren seit 45, in denen sie sich von der Arbeit an einem »Lexikon der Juden in Theater und Film« erholte und munter die nach wie vor auf keiner Erstsemesterliteraturliste fehlenden bildungsbürgerlichen Dauerseller *Daten deutscher Dichtung* und *Stoffe der Weltliteratur* verfertigte, in Germanistenkreisen weder ein Geheimnis, geschweige denn ein Problem. Der Herausgeber der Zeitschrift »Das Gedicht«, Anton Leitner, indes erfuhr erst aus einem Artikel in der »SZ am Wochenende« vom 9.10.99 von Frau Frenzels früherem Engagement und forderte die Humboldt-Universität als Rechtsnachfolgerin der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität auf, der heute 84jährigen den Doktor-Titel abzuerkennen. Eine Sprecherin der Uni lehnte das dreiste Ansinnen mit der Begründung ab: »Wir würden uns damit in die unrühmliche Tradition des Nationalsozialismus stellen, als aus rassistischen Gründen akademische Titel aberkannt wurden.«

Proll talk

Anders erging’s dem erfolgreichen »Haß-TV«-Pöbler Christian Rahbari, der wegen antisemitischer Äußerungen – nicht nur seiner via Telefonleitung mitquatschenden Zuschauer, sondern auch des nicht minder eifrig geifernden »Moderators« selbst – nach einem guten Jahr Narrenfreiheit vom Privatsender TV.Berlin fristlos »freigestellt« wurde. Offensichtlich hatte man Rahbaris Versicherung, ihm wäre kein Thema »zu heiß, kein Kommentar frech genug«, nicht ernst genug genommen. Dabei hätte bereits die Ankündigung der »Berliner Morgenpost« vom 9.4.98 den Medienwächtern eine Warnung sein müssen: »Rahbari versucht, sich nicht zu verstellen ... ›Ich geh’ in meine Sendung wie ein Hörer – ohne Zettel. Denn was ich nicht verstehe, das verstehen die anderen auch nicht.‹«

Wie waren noch die Worte, mit denen Rahbari, die »Stimme der Nacht« (»News-Talk-Radio«), seine Anrufer regelmäßig aus der Leitung katapultierte? »Damit wäre ja alles gesagt.«

Dein Freund und Helfer

Als Repräsentant der Deutschen in aller Welt, der die gepflegte Unterhaltung aus dem Effeff beherrschen muß, bewahrte Horst Tappert, wie erst jetzt bekannt wurde, die Menschheit vor großem Unheil. Denn siehe, er richtete an Herbert Reinecker die folgenden Worte: »Wir haben bisher eine Unterhaltungsserie gemacht, was machst du denn jetzt?« Drehbuchautor Reinecker hatte der letzten »Derrick«-Folge besondere Vergangenheitsbewältigungsweihen verleihen wollen und die packende Story nach dem bewährten Schema Sex & Crime meets Stephan Derrick im Hause eines

Privatgelehrten ansiedeln wollen, der jungen Leuten den Holocaust ins Gewissen zu rufen sich vorgenommen hat. Ex-Reichsjugendführer Reinecker, der sich bereits in den HJ-Postillen »Der Pimpf« und »Junge Welt«, im »Völkischen Beobachter« sowie als Kriegsberichterstatter der Waffen-SS und natürlich Drebuchautor im Dienste der »geistigen Mobilisierung« aktiv für die Aufklärung des deutschen Volkes eingesetzt hatte (vgl. KONKRET 2/95), folgerte, sein Skriptentwurf sei vom ZDF und seinem liebsten Serienhauptdarsteller »aus Angst vor dem Wort Auschwitz« abgelehnt worden: »Auschwitz wird zugedeckt wie mit einer Betondecke.« Wir aber wollen dem Oberinspektor unsere Dankbarkeit erweisen dafür, daß er nicht zuließ, mit den frevlerischen Worten aus Reineckers Feder: »Nehmt dem Menschen die Mörderseele!« sich zu versündigen an der heiligen Losung: »Harry, hol schon mal den Wagen«, als deren Verkünder er in unserem Gedächtnis bleibe ewig und immerdar.

Null Taktgefühl

bewiesen wieder mal die Kollegen vom nun bereits zwanzig Jahre lang allen Reifungsprozessen abholden »endgültigen Satiremagazin« bei der Präsentation ihres filmischen Schaffens aus dem noch immer heimatsenderlosen Zukunftsformat »Titanic-TV«. Bloßgestellt und aufs schamloseste der Lächerlichkeit preisgegeben wurden u.a. Wessi-Bürgermeister auf der »Ostdeutschland sagt danke«-Tour, Schweriner Ministerialbeamte, die die willkürlich erlassenen neuen Rechtschreibregeln der Herren Behrend, Schiffner, Sonneborn nicht beherrschten, ein honoriger Bonner Langzeit-Abgeordneter, der – in Anlehnung an Loriots Lottogewinner Erwin Lotto... äh, Lindemann mit der Modebutike – einunddieselbe Antwort im »Interview« zigfach wiederholen mußte, sowie die durch ihre satzungsgemäß vorgeschriebene Armhaltung im Alltag ohnehin schon genug gehandicapten Neonazis.

Allzuviel Taktgefühl bringt das Mutterblatt allerdings einem in den letzten Jahren anscheinend stark angewachsenen und bereitwillig bedienten pubertierenden Schenkelklopfer-Publikum entgegen, das sich vermutlich bei jedem Fäkalwitz in die Hosen macht und die unerhört respektlosen Politikercomics unheimlich kichernd unter der Schulbank verdrückt. Hinwiederum hemmungslos gepriesen seien dagegen das richtungsweisende humorkritische Schaffen Hans Mentzens, die legendäre Telefonterror-Aktion mit Frey jr. und die versammelte Starcartoonistenriege, wenn wir unsere Jubiläumsglückwünsche unter Zuhilfenahme des Universalratgebers *Stil & Etikette* formulieren:

»Liebe/r Herr/Frau Titanic. So wie wir Sie kennen, werden Sie sich die zu einem solchen Tag typischen gutgemeinten Vorschläge für die Zukunft schmunzelnd anhören, sie dann aber sicher sofort mit dem gedanklichen Vermerk ›Hat noch mindestens zehn Jahre Zeit‹ beiseite legen ... Ihr Humor, Ihre Fähigkeit, auch über sich selbst zu lachen, ist bewunderns- und äußerst liebenswert ... Wir wünschen Ihnen, daß Ihnen das Glück, Ihr Elan und der unternehmerische Erfolg (unsere Empfehlung an den Herrn Verleger Weihönig) treu bleiben. Immer gewürzt mit dem Ihnen eigenen charmanten Witz.«

Dank, korrekt

Ein »Jens Hummer, Kfor, Kosovo« beweist in der Leserbriefspalte des »Playboy«, daß in der Bundeswehr entgegen anderslautenden Unterstellungen korrekte Umgangsformen hochgehalten werden: »Ich möchte mich stellvertretend für alle Soldaten in Prizren für die ›Playboys‹ bedanken. Das war für uns ein großer Motivationsschub. Ihr Verlag war der einzige, der, auf unsere Bitte hin, Zeitschriften geschickt hat. Bei uns erscheint wöchentlich eine eigene Zeitung, die wir Ihnen auch senden werden.« Ziemlich dürftige Gegenleistung, wenn man bedenkt, daß die »Playboy«-Redaktion nicht unwesentlich zum Sieg im Kosovo beigetragen hat.

Vorbilder

»GQ«-Leser wählen die wichtigsten Deutschen zu den »Männern des Jahres 1999«. Unter den Preisträgern: Joschka Fischer (»einige seiner einstigen Wegbegleiter ... sprechen das Wort Wendigkeit so aus, als ob es mit ›O‹ (wie Opportunismus) geschrieben würde« – Peter Glotz in seiner Laudatio), Martin Walser (»einer von uns« – Florian Illies, »FAZ«-Redakteur), Til Schweiger (»Til wer? Ach, der Kleine, der mir am Set erzählt hat, er sei berühmt. Netter Junge« – Chow Yun-Fat), Ferdinand Piech (»Wirtschafts- boß und Erfolgsmensch«), Wolfgang Joop (»Ein vorbildlicher Egomane, ein zweiter König Ludwig, ein Dandy und Hero zugleich, zwischen Wahnsinn und Genie, unberechenbar«), Xavier Naidoo (»Ich schreibe meine Lieder nicht für irgendwelche Frauen, sondern für Gott«) und Bernd Eichinger (ausgezeichnet für sein Lebenswerk).

Das ist der Gipfel

Der unaufhaltsame Felsbezwinger und Yeti-Intimus Reinhold Messner kennt keine Tabus. In seinem neusten bestsellerlistengipfelstürmenden Werk *Mallorys zweiter Tod,* eins von schätzungsweise zwölf Neuerscheinungen zur gerade entdeckten mumifizierten Leiche des Bergsteigers George Mallory, umgekommen im Jahre 1924 bei dem Versuch, den Mount Everest zu beklettern, löst Messner nicht nur »das Everest-Rätsel« (mit dem Nachweis, daß Mallory, anders als er,

Messner selbst, den Gipfel nie erreicht haben kann), er weiß den dramatischen Kampf gegen das Erfrieren bis zum Ende und darüber hinaus komplett mimetisch aus Sicht des nicht minder verrückten Kletterahnen in Ich-Form wiederzugeben. Immerhin hat er für seine außergewöhnliche Kompetenz ein schlagkräftiges Argument: »Ich weiß, wie das ist, wenn man stirbt.« Ein weiteres wäre: Er weiß, wie das ist, wenn man spinnt.

Der gekonnte Abgang

Kein Lust mehr auf Small talk? Lassen Sie Ihr nervtötend langweiliges Gegenüber nicht einfach stehen, sondern »verschaffen Sie sich einen gekonnten Abgang«, zum Beispiel in Richtung kaltes Buffet. Kniggeadeptin Wolff verrät, wie man sich elegant aus der Affäre zieht: »Ich falle um vor Hunger und muß mich unbedingt erst mal stärken. Es war schön, mit Ihnen zu plaudern. Vielen Dank für das angenehme Gespräch. Vielleicht sehen wir uns im Verlauf der Veranstaltung noch einmal.« Hier dürfen Sie gleich auch einfach umblättern.

Holocaust leicht gemacht

Die Soziologie steckt in der Krise, doch mit den Soziologen geht es aufwärts. »Um einen besseren Überblick darzustellen«, schreibt der Stuttgarter Soziologie-Doktorand Jörg Tremmel, »sind verschiedene Ereignisse, die von 68ern als >faschistisch< bezeichnet wurden, im folgenden Schaubild nach ihrer Vergleichbarkeit mit dem Holocaust eingeordnet.« Sorgfältig eingeordnet bzw. eingenordet hat Tremmel u. a. die »Thematisierung des hohen Ausländeranteils bei Vergewaltigung, Raub und Mord in Deutschland« (»keine Vergleichbarkeit«), die »Ermordung eines Juden 1999 in Deutschland« (»eingeschränkte Vergleichbarkeit ») und eine »identische Wiederholung des Holocaust« (»direkte Vergleichbarkeit«). Nun sieht man klarer. So übersichtlich hätte nicht einmal Kommissar Trimmel die Fakten zu sortieren vermocht. Jörg Tremmel hat dazu noch eine flotte Schreibe: »Der Prüfstein des Nationalsozialismus galt immer für die gesamte Palette von Schandtaten im Nachkriegsdeutschland.« Endlich können Vater Staat und andere Elternteile ihren Kindern wieder unbesorgt ein Soziologie-Studium finanzieren: Sie halten sich dabei nicht mehr mit zweckfreien Narreteien auf, sondern peilen steile Karrieren an. Als »Focus«-Graphiker, die in der Lage sind, am Computer Holocaust-Setzkästen zu konstruieren. Oder als Top-Journalisten, die den Prüfstein an die Palette legen.

Herzlichen Glückwunsch.

Quelle: Was bleibt von der Vergangenheit? Die junge Generation im Dialog über den Holocaust. Hg. von der Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen. Ch. Links Verlag, Berlin 1999

Gerhard Henschel

Konkret 12/99, S. 45

Joachim Rohloff

Servus Kina!

Der Chinese hatte es in den letzten fünftausend Jahren nicht eben leicht: zuerst die ewigen Kriege und die strenge Moral, dann der Mauerbau, die Engländer und gleich darauf die Japaner, schließlich der Kommunismus und die alljährlichen Naturkatastrophen. Um auch ihm einmal eine Gaudi zu verschaffen, reisten Karl Moik und der »Musikantenstadl« im Oktober nach Peking. Die Show übertrugen der ORF und »Sissy-TV«? Nein, der ORF und CCTV, das staatliche chinesische Fernsehen. »Servus Kina! Wir stellen unsere Sendung unter das Motto: Laßt uns alle Freunde werden!«

Damit auch dieser Stadl nicht vorübergehe, ohne daß die Palatschinkenpolka, der Haidermarsch und der Kaiserschmarrn erklungen wären, reisten mit: das Stadlorchester, das Stadlballett, die Wiener Sängerknaben, Dagmar Koller, Karel Gott, Hansi Hinterseer, die Mooskirchner und die Klostertaler sowie diverse weitere volkstümliche Künstler. Und weil sie halt immer dabeisein müssen, reisten 4.000 Stadl-Fans hinterher. Das billigste Ticket kostete 5.100 DM. Wenn man sie gesehen hat auf dem Platz vorm Mittagstor in der Verbotenen Stadt, den Deutschen und seinen Landsmann aus Österreich, zwischen Jahrmarktsbuden im Pagodenstil an ihren Biertischen, mit Gesichtern, als hätten sie nicht eine Gaudi, sondern Darmkrebs, so wird man ausnahmsweise dem Minister Eichel zustimmen: Wer sich so etwas leistet, dem muß die Rente ganz entschieden gekürzt werden. Karl Moik singt kinesisch, dazu tanzt ein kinesisches Ballett einen Wiener Walzer. Es folgen die Wiener Sängerknaben: Wie geht's, wie steht's, schon lange nicht geseh'n. Emsig wie die Bienen summsumm, und schon wird der erste Fernsehwastl fällig. Das chinesische Rundfunknationalorchester unter der Leitung von Herrn Pong muß aus Gründen der Völkerfreundschaft überstanden werden. Ulrich Herkenhoff, »ein Traummusiker«, spielt Mozarts »Alla Turca« auf der Panflöte, begleitet vom Stadlorchester mit einem Satz kinesischer Streicherinnen. Das klingt wie James Last, und warum auch nicht? Es ist halt »einmal ein bissel anders, ein bissel verpoppt, aber ich glaube, der Wolfgang, der gute, der selige, der würd' sich sogar drüber freuen«.

Als die Show sich langsam ihrem Höhepunkt nähert, dem Auftritt der Klostertaler, beginnt man zu ahnen, welche zivilisatorische Mission den Moik nach Peking trieb: Er sollte des Kinesen wohlbegründetes Vorurteil bestätigen, alle Langnasen seien Barbaren. Denn es heben nun die Klostertaler an, und die Klostertaler sind eine Gruppe überaus schmieriger Männer. Und sie heben also an: »Glaub einfach an deine Kraft, und alles ist okay, alles ist okay, alles ist okay. Dann hast du so viel geschafft, und alles ist okay, alles ist okay, und des is schee.« Es gibt noch eine Strophe, in welcher das Wortgeschwür »Klostertaler Power pur« vorkommt, postwendend ruft Karl Moik ihnen hinterdrein: »Das war jetzt Lebensfreude pur!« Wer ihnen aber drei Minuten lang mit beiden Ohren zuschaut, möchte es wohl bereuen, daß er sich nicht rechtzeitig erschossen hat.

Zu einem Walzer von Johann Strauß tanzt die Solistin des Stadlballetts, die mit einem wahrhaftigen Chinesen verheiratet ist, in einem morgenländischen Bauchtanzkostüm: Bikini mit Schleiern und so. Warum auch nicht, der Johann würd' sich sogar drüber freuen. »Der Tekilla«, behauptet Stefanie Hertel, während Stefan Mross in regelrechten Abständen immer dieselben fünf Töne aus seiner Trompete bläst, zwinge sie zum Mambo. Und warum auch nicht? Denn »er kam vielleicht aus Mexiko, aus Rio oder irgendwo, er könnte auch aus Puerto Rico sein«. Oder aus Chemnitz. Der Mambo. Und an ihm ist schließlich selbst Robert Mitchum gescheitert.

Gewiß durften auch chinesische Künstler mitwirken und, wie man es vom Kinesen gewöhnt ist, ihre überragende Virtuosität vorführen. Der »Wilhelm Tell« beispielsweise, den Qi Qi in sein Xylophon hämmerte, klang verdammt nach Weltrekord. Die üblichen Shaolin-Mönche, das übliche Quianjin-Akrobatik-Ensemble und »unsere Spatzlern aus Kina«, der CCTV-Kinderchor nämlich, enttäuschten nicht. Die Schlagerschnepfe Zhou Yan Hong erinnerte auf ihrem Floß in Guilin allerdings fatal an die »Lenor«-Reklame der siebziger Jahre. Hätte Moik doch Sally Yip mit ihrer kantonesischen Version von Madonnas »Material Girl« (WEA 2292-56225-2) eingeladen!

Zum Zeichen, daß man uns die Tsingtao-Expedition nicht mehr verübelt, spielte das Rundfunknationalorchester den Radetzkymarsch. Karl Moik hatte ein traditionelles kinesisches Seidengewand angelegt, die einheimische Zweitmoderatorin ein Dirndl. So einfach geht Völkerfreundschaft.

Was aber hatte der Kinese von alledem? Weiß er überhaupt, was eine Gaudi ist? Oder hält er das Schunkeln womöglich für eine Art europäisches Tai Chi im Sitzen? Achthundert Millionen Mann hoch soll er vorm Empfänger gehockt haben. Und da in Kina bekanntlich kein Fahrrad umfällt, ohne daß die Kommunistische Partei dahintersteckt, vermutete der Korrespondent der »Taz« sogleich ein Manöver des Politbüros. In der Verbotenen Stadt einen deutsch-österreichischen Stadl zu dulden, sei ein Affront gegen die USA. Denn Hollywood habe nie gedurft. Man suche nach Verbündeten, wo immer man sie finde, und tatsächlich folgte der Musi schon in den ersten Novembertagen unser deutscher Kanzler. Der Korrespondent der »FAZ« unterzeichnet sich zwar chinesisch, muß aber den Journalismus in Deutschland gelernt haben. Er kennt eine Familie Zhang, die ihm nun alle Meinungen vortrug, wie er sie brauchte. So beschloß Vater Zhang unterm

Eindruck der Klostertaler, das Absingen revolutionärer Lieder im Rentnerchor endlich einzustellen: »Die Rote Fahne schwingt hoch«, das Lieblingslied des Parteichefs Jiang Zemin, das überall und bei jeder Gelegenheit gesungen werden muß, falle ihm schon seit langem auf die Nerven. Nun wolle er nur noch aus Spaß an der Freude singen, schöne Lieder zur Unterhaltung. Daß die Marktwirtschaft auf kürzestem Wege zur Demokratie führt, lesen wir wöchentlich in der »Zeit«. Wer Karl Moik in Peking sah, weiß nun auch, daß die Volksmusik diktatorische Strukturen sprengt. Früher gab es »nichts als Mao, Mao, Mao«, sagte Mutter Zhang. »Man hätte nicht warten sollen, bis Karl nach Peking kam. Vielleicht sollte sich die Partei mehr Gedanken machen.«

Eine ältere Dame, die ihrem Hansi Hinterseer während seines Auftritts eine Rose schenkte und ihm ins Ohr flüsterte, habe Vatern Zhang tief beeindruckt. So etwas gebe es im chinesischen Fernsehen leider nicht, dort sei die Distanz zwischen Künstlern und Publikum unüberwindlich. Die alte konfuzianische Lebensregel, daß man den Ochsen vorm Pflug nicht neckt und den Sänger auf der Bühne nicht mit Unterwäsche bewirft, wird also im neuen China wohl den Gelben Fluß hinuntergehen.

Sohn Zhang hatte einige Jahre im Westen verbracht, deshalb war ihm »manch kulturelles Mißverständnis aufgefallen. Doch solche Umstände führen ja nicht immer zu Problemen, sondern können kreative Kraft entfalten. So hat Sartre zwar Heidegger mißverstanden, aber trotzdem davon profitiert. In China macht das Lied ›An der blauen Donau‹ nun nicht Wien bekannt, sondern die Donau.« So einfach, scheint es, geht Völkerverständigung denn doch nicht. Sollte nach Karl Marx und Karl Moik am Ende etwa Karl May recht bekommen, der seit den Tagen des Boxeraufstands den Kinesen für grausam und undurchschaubar hielt? Wenn man ihm Donau sagt, versteht er nicht Wien, sondern Donau. O ewig rätselhaftes Reich der Mitte!

Konkret 12/99, S. 46

Matthias Küntzel

Kein spezifisch deutsches Problem

Erster Teil eines Beitrags über die Versuche der Kritischen Theorie, den Holocaust zu verstehen

»Der spontane Antisemitismus des Volkes selbst ist in Deutschland nach wie vor schwach«, schrieb Franz Neumann 1942 in seinem berühmten Buch *Behemoth*. »Nach meiner persönlichen Überzeugung ist das deutsche Volk, so paradox das auch scheinen mag, noch das am wenigsten antisemitische.«1

Franz Neumann gehörte zwischen 1937 und 1942 zu den engeren Mitarbeitern von Horkheimer und Adorno im New Yorker Institut für Sozialforschung. Seine 1942 veröffentlichte und 1944 ergänzte Analyse des Nationalsozialismus ist bis heute ein unverzichtbares Standardwerk geblieben. Seine Eloge auf das »deutsche Volk« jedoch, welches das am wenigsten antisemitische sei, war haltlos, wie die jüngere Forschung beweist. Bemerkenswerterweise wurde aber gerade dieser Standpunkt von den Hauptautoren der Kritischen Theorie geteilt. Wie später Leo Löwenthal bezeugte, habe »eine ganze Reihe von Institutsmitgliedern ... die Deutschen im Vergleich zu den Amerikanern, die sie nach ihrer Emigration in die Vereinigten Staaten kennenlernten, für weniger antisemitisch gehalten«.2

Schon 1939 hatte Horkheimer dies in seinem Aufsatz »Die Juden und Europa« angedeutet. »Die Arbeiter in Deutschland«, heißt es dort, »die durch die Schule einer revolutionären Denkart gegangen sind, haben den Pogromen mit Ekel zugesehen: wie die Bevölkerung anderer Länder sich verhielte, weiß man nicht genau.«3 Noch deutlicher schlug sich diese Auffassung 1941 in dem von Horkheimer verfaßten Projektplan des Instituts für ein »Forschungsprojekt über den Antisemitismus« nieder: »Während unter den deutschen Massen offener Abscheu gegen den Antisemitismus der Regierung laut wird«, heißt es dort, »werden die Verheißungen des Antisemitismus dort begierig verschlungen, wo man niemals faschistische Regierungen angestrebt hat.«4 Noch 18 Jahre später wurde diese Fehleinschätzung in einem von Horkheimer und Adorno gemeinsam gezeichneten Text wiederholt. »In der Tat verdankt der totalitäre Antisemitismus seine deutschen Triumphe einer sozialen und ökonomischen Konstellation«, erklärten sie 1959, »keineswegs den Eigenschaften oder der Haltung eines Volkes, das von sich aus, spontan, vielleicht weniger Rassenhaß aufbrachte als jene zivilisierten Länder, die ihre Juden schon vor Jahrhunderten vertrieben oder ausgerottet hatten.«5

Die »deutschen Massen« werden im Vergleich zu den Bevölkerungen der westlichen Demokratien geradezu gelobt. Während die Verheißungen des Antisemitismus von den Massen anderswo »begierig verschlungen« würden, sei der Hitlersche Antisemitismus bei den Deutschen auf »offene Abscheu« gestoßen. Derartige Passagen in den Texten der Kritischen Theoretiker wurden in der Vergangenheit unkritisch überlesen oder mit Beifall bedacht, was nicht weiter erstaunlich ist, wenn man bedenkt, daß die deutsche Linke den Nationalsozialismus über Jahrzehnte hinweg hauptsächlich als ein Instrument des Monopolkapitalismus und den Antisemitismus als eine bestenfalls randständige Herrschaftstechnik interpretierte. Heute sind wir dank der Untersuchungen von Goldhagen, Bankier, Gellately, Browning, Barkai und anderen etwas weiter und wissen immerhin, daß eine derart dichotome Interpretation nicht zu halten ist. Horkheimer und Adorno selbst hielten an ihren Texten nicht unverändert fest: »Das wäre unvereinbar mit einer Theorie, welche der Wahrheit einen Zeitkern zuspricht, anstatt sie als Unveränderliches der geschichtlichen Bewegung entgegenzusetzen« (Vorwort zur *Dialektik der Aufklärung*). Zu untersuchen ist, wie ihre Fehleinschätzung zustande kam und welche unzureichenden Theoreme ihr möglicherweise zugrunde gelegen haben.

Die Deutschen, die Juden und das Regime

Franz Neumann hatte in der Weimarer Republik als Jurist für diverse Gewerkschaften und schließlich für die SPD gearbeitet und sich derem linken Flügel zugerechnet. Nachdem er 1933 zunächst nach London emigriert war, wurde er 1937 Mitarbeiter des von Horkheimer geleiteten Instituts für Sozialforschung in New York. 1942 wurde er als Deutschland-Experte in den Dienst des Office of Strategic Studies berufen, um die Tätigkeit der künftigen US-Militärregierung in Deutschland vorzubereiten, und anschließend zum wissenschaftlichen Leiter der Deutschland-Abteilung des State Department ernannt. Für diese Tätigkeiten hatte er sich mit dem *Behemoth* in zweierlei Hinsicht qualifiziert. Dieses Buch liefert einerseits eine außerordentlich kenntnisreiche und umfassende Analyse des Nationalsozialismus, die sich auf eine geradezu enzyklopädische Fülle an empirischem Material stützt. Neumanns Arbeit war andererseits »von dem brennenden politischen Interesse bestimmt, die Bedingungen für ein demokratisches und sozialistisches Deutschland nach dem Weltkrieg zu klären«, betont Gert Schäfer, der den englischsprachigen *Behemoth* übersetzt und die deutsche Ausgabe 1977 herausgegeben hat. »Sein Adressat ist dabei vor allem ein angelsächsisches Publikum, genauer noch: Es sind nicht zuletzt für den Meinungsbildungsprozeß besonders der amerikanischen Deutschlandpolitik relevante Leser.«6

Für diesen Meinungsbildungsprozeß war die Frage nach der Verankerung der nationalsozialistischen Ideologie in der deutschen Bevölkerung eine entscheidende Größe. Von der Antwort hingen das Kriegsziel der USA, ihre psychologische

Kriegführung und ihre Nachkriegsplanung in Bezug auf Deutschland maßgeblich ab. Neumann war sich über den politischen Stellenwert dieser Thematik vollkommen im klaren. Die Frage nach dem Erfolg der nationalsozialistischen Ideologie in den Reihen der deutschen Arbeiterschaft sei »die entscheidende Frage«, schrieb er in *Behemoth,* »denn von ihrer Beantwortung hängt das Schicksal Europas ab. ... Wenn die Massen fest hinter dem Führer stehen, wenn das Volk geschlossen der Lehre vom proletarischen Rassenimperialismus folgt, dann können die Gegner Deutschlands nur ein einziges Kriegsziel haben: Deutschland zu zerstören, zu teilen und in Knechtschaft zu halten.«7 Eben dies wollte Neumann, der in diesem Punkte kaum eine Spur weniger national und orthodox sozialistisch dachte als die offiziellen Vertreter des sozialistischen und kommunistischen deutschen Exils, verhindern.

Zwar räumte Neumann, der seine Analyse ansonsten empirisch stets abzustützen bemüht war, ein, daß es keine direkte Handhabe gebe, »die wahre Einstellung des deutschen Volkes zu erfahren«. Dennoch zieht sich auch bei ihm das blinde Vertrauen in den antifaschistischen Konsens der Deutschen, welches den sozialistischen Exilpolitikern nahezu ausnahmslos eigen war, wie ein roter Faden durch das Buch. Seine im Jargon an die Komintern angelehnte Definition des Faschismus von 1935 galt ihm sieben Jahre später als verifiziert. Dieser Definition zufolge war der Faschismus »die Diktatur der Faschistischen (Nationalsozialistischen) Partei, der Bürokratie, der Wehrmacht und des Großkapitals, die Diktatur über das gesamte Volk zur vollständigen Organisation der Nation für den imperialistischen Krieg«, wobei das Ferment, das die vier Großgruppen – Partei, Bürokratie, Wehrmacht und Kapital – zusammenbinde, vor allem die »Angst vor den unterdrückten Massen« sei. In seinem Nachtrag von 1944 hat Neumann das dichotome Bild weiter zugespitzt: »Eine kleine Gruppe mächtiger Industrie-, Finanz- und Agrarmonopolisten verschmilzt mehr und mehr mit einer Gruppe von Parteihierarchien zu einem einzigen Block, der über die Mittel der Produktion wie über die Mittel der Gewalt verfügt. Eine große Masse von Arbeitern und Angestellten ohne jegliche eigene Organisation und ohne jedes Mittel, ihre eigenen Ansichten und Gefühle zu artikulieren, steht auf der anderen Seite.«

Das auf die Nachkriegsperiode zielende Credo seines Werkes wird auf der Schlußseite des Buches formuliert: »Deutschland darf nicht geteilt und versklavt werden.« Statt dessen seien neben der Entmachtung von Partei, Wehrmacht und hoher Bürokratie die Macht der Monopolwirtschaft endgültig zu brechen und die ökonomische Struktur Deutschlands grundlegend zu verändern. »So sehr der Deutsche sich nach Frieden und Freiheit, nach Gerechtigkeit und Gleichheit sehnt«, heißt es bei ihm mit einer Emphase, die den Mangel an empirischen Anhaltspunkten nur notdürftig überdeckt, »so sehr er die Konzentrationslager, das Beil des Henkers und die SS verabscheut, so sehr er Führertum und die Schwindelgemeinschaft verspottet – nie wird er sich mit einem Status quo zufriedengeben, der ihn erneut den anarchischen Bedingungen der großen Wirtschaftskrise ausliefert. ... Der Sturz des Regimes kann einzig durch das bewußte politische Handeln der diese Risse und Brüche ausnutzenden unterdrückten Massen erfolgen.«

Mit dieser Stellungnahme griff Neumanns *Behemoth* in die zeitgenössichen Debatten des deutschen Exils auf Seiten derer ein, die den Klassencharakter des NS-Regimes in den Mittelpunkt zu rücken und die absehbaren Sieger des Krieges vor einer »falschen« Behandlung des nazistischen Deutschland im Sinne einer »kollektiven Bestrafung« abzuhalten suchten. Diese politische Vorgabe seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, die mit der Vorstellung eines massenhaft verbreiteten Antisemitismus in der Tat kaum zu vereinbaren war, erklärt die »persönliche Überzeugung« bzw. Hoffnung Neumanns, wonach das deutsche Volk 1942 noch das am wenigsten antisemitische gewesen sei.

Horkheimer/Adorno und der »Behemoth«

Auch durch die Aussagen Horkheimers und Adornos über den Nationalsozialismus zieht sich die (bei Neumann ungleich stärker akzentuierte) Tendenz, die Masse der Deutschen als Opfer von Manipulation, Propaganda und Terror darzustellen. Es habe hier die »Verfügenden«, dort aber die »Widerstandlosen« gegeben, die ihre »Renitenz hinunter(ge)würgt« hätten, schrieben sie in der *Dialektik der Aufklärung*. Es habe hier die »faschistischen Großrackets« und dort die »Völker« gegeben, hier die »hohen Auftraggeber« der antisemitischen Pogrome, dort deren »Gefolgschaft«. Die »Herrschaft« bediene sich zwar der antisemitisch tingierten Wunschbilder der Unterdrückten, wobei jedoch die »Arbeiter« diejenigen seien, »auf die es zuletzt freilich abgesehen ist«.8 Noch 1942 sah Horkheimer den inneren Feind der Nationalsozialisten »überall und nirgends. Nur im Anfang kommen die meisten Opfer des Polizeiapparates aus der unterlegenen Massenpartei. Später strömt das vergossene Blut aus dem geeinten Volk zusammen. Die Auslese, die man in den Lagern konzentriert, wird immer zufälliger. ... Die Tat, die hineinführt, begeht jeder in Gedanken jeden Tag. Im Faschismus träumen alle den Führermord und marschieren in Reih und Glied.«9

Mit dieser grundsätzlichen Stoßrichtung grenzte sich Horkheimer von einer bürgerlichen NS-Rezeption ab, die den Nationalsozialismus mit einer vermeintlichen »Wesenheit der Deutschen«, also ethnisch zu erklären suchte. Sein sympathisch anmutender Zug, auf der Dichotomie von Unterdrückern und Unterdrückten zu beharren, ist nicht allein als eine Reminiszenz an die Marxsche Gesellschaftstheorie, der sich die Kritische Theorie stets verpflichtet fühlte, zu interpretieren. Sie spiegelt bei allem Pessimismus zugleich die grundsätzliche Weigerung wider, ernsthaft anzunehmen, daß die deutsche Bevölkerung für ein Verbrechen vom Ausmaß des Holocaust eine subjektive Mitverantwortung tragen könnte:

»Niemals behauptete einer der Verteidiger in Nürnberg, daß die verbrecherischen Maßnahmen in irgendeiner Weise durch das ganze deutsche Volk gebilligt worden wären«, erklärte Horkheimer 1950. »In solchen Dingen waren die Massen wesentlich die Objekte, nicht die Subjekte der faschistischen Regierungskunst.«10 Da der Gedanke, es könnte anders sein, unvorstellbar erschien, wurde die These von der Herrschaft als der verantwortlichen Instanz und den Massen als deren unfreiwilligem Objekt nicht wirklich in Frage gestellt.

Darin steckte zwar eine Portion Wahrheit schon deshalb, weil auch im Nationalsozialismus die Klassengesellschaft nicht aufgehoben war. Dennoch greift diese Dichotomie für die nationalsozialistische Realität zu kurz, in welcher der soziale Grundwiderspruch des Kapitalismus von der rassistischen und antisemitischen Herrschaft des Deutschtums überwölbt war, in deren Rahmen der »arische« Arbeiter dem »jüdischen« Kapitalisten in jeder Hinsicht unendlich überlegen war. Wo aber »Herrschaft« sich nicht klassenspezifisch, sondern in erster Linie rassistisch definiert, kann auch das Objekt dieser Herrschaft nur das rassistisch definierte Opfer sein: Anders als Horkheimer noch 1950 formulierte, war die Masse der »arischen« Deutschen, sofern es um die Juden ging, Subjekt und Vollstrecker der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik.

Dieser Blickwinkel mußte Horkheimer und Adorno angesichts der zeitgenössischen Möglichkeiten und der vom Exil geprägten Bedingungen wie auch angesichts ihrer ohnehin kaum noch zu überbietenden Verzweiflung fremd bleiben. »Selbst das drohende Kollektiv«, heißt es verharmlosend in der *Dialektik der Aufklärung*, »gehört nur zur trügerischen Oberfläche, unter der Mächte sich bergen, die es als gewalttätiges manipulieren. ... Die dämonhaft verzerrte Gestalt, die in der Helle der vorurteilslosen Kenntnis Dinge und Menschen angenommen haben, weist auf die Herrschaft zurück.«11 Dies ist nicht falsch, und dennoch nicht wahr, da es die faschistische Utopie auf ein Manipulationsmittel der »hohen Auftraggeber« reduziert.

Trotz dieser Punkte der Übereinstimmung war der *Behemoth* bei Horkheimer nicht wohlgelitten. Zwar schrieb er 1941 an Neumann, daß dieses Buch »ein Dokument dafür bilden (werde), daß unsere Theorie noch immer als bester Leitfaden in der Verschlungenheit der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse dienen kann«.12 Horkheimer grenzte sich jedoch von dem Optimismus, der den *Behemoth* durchzieht, grundsätzlich ab: »If there exists any real theoretical difference between us«, schrieb Horkheimer 1942 in einem zweiten Brief über den *Behemoth*, »it pertains to the optimism which you show ... to some of the deeper lying issues of society itself.«13 Mit Neumanns Urvertrauen in die deutschen Arbeiter, die unter den Bedingungen des Nationalsozialismus sich »weit wahrscheinlicher in revolutionären syndikalistischen Bahnen bewegen« und »Vorstellungen von Sabotage und direkter Aktion entwickeln« würden, wie er im *Behemoth* noch hoffnungsfreudig unterstellte, stimmten Horkheimer und Adorno zu keinem Zeitpunkt überein.

Auschwitz und der Antisemitismus

Während Neumann der Vernichtung der Juden keine besondere Bedeutung beizumessen schien, galt Auschwitz den Hauptautoren der Kritischen Theorie als ein Wendepunkt der Geschichte. »Mir geht es allmählich so«, bekannte Adorno schon am 5. August 1940 in einem Brief an Horkheimer, »daß ich mich von dem Gedanken an das Schicksal der Juden überhaupt nicht mehr losmachen kann. Oftmals kommt es mir vor, als wäre all das, was wir unterm Aspekt des Proletariats zu sehen gewohnt waren, heute in furchtbarer Konzentration auf die Juden übergegangen ist. Ich frage mich, ob wir nicht ... die Dinge, die wir eigentlich sagen wollen, im Zusammenhang mit den Juden sagen sollten, die den Gegenpunkt zur Konzentration der Macht darstellen.«14 Dieses Anliegen Adornos wurde in den weiteren gemeinsamen Schriften sowohl berücksichtigt als auch dementiert.

Berücksichtigt insofern, als das singuläre Ereignis der Vernichtung der Juden für sie zugleich eine allgemeine Dimension besaß: Als Trompetenstoß, welcher eine neue Epoche ankündigt, als historischer Einschnitt, dessen Ausstrahlung die gesamte Zivilisation tangiert, als Zäsur, von der an nur noch der weitere Absturz in die Barbarei als wahrscheinlich schien. Nicht die Frage des Proletariats, von der Marx noch ausgegangen war, sondern »die Judenfrage erwiese sich in der Tat als Wendepunkt der Geschichte«, formulierten Horkheimer/Adorno in der *Dialektik der Aufklärung*, ein Werk, das Auschwitz insofern in den Mittelpunkt aller Überlegungen stellte, als es »eine philosophische Urgeschichte des Antisemitismus« zu entwerfen versprach, wie die Autoren in ihrem Vorwort von 1944 erläuterten. Im Gegensatz zum orthodoxen Marxismus sowjetischer oder chinesischer Provenienz zeichnete sich somit die Kritische Theorie schon in den 40er Jahren dadurch aus, daß sie Auschwitz und den die Vernichtung der europäischen Juden in sich tragenden Antisemitismus zum neuen Ausgangspunkt der Gesellschaftsanalyse erhob.

Adornos Anliegen wurde dennoch zugleich dementiert. »Die Juden als der Gegenpunkt zur Konzentration der Macht« – eine solch radikale Umkehr der Perspektive lag Horkheimer und letztlich auch Adorno selbst fern. Trotz einer grandiosen Erweiterung des Blickwickels durch Elemente der Psychologie blieb ihre Antisemitismus-Interpretation zugleich einer funktionalistischen Betrachtungsweise treu, welche den Antisemitismus mit dem ökonomischen Interesse und auf der Basis einer vermeintlichen Dichotomie von Herrschenden und Beherrschten zu erklären suchte. Dieser Betrachtungsweise entsprach innerhalb des zeitgenössischen marxistischen Denkens die Neigung, der nationalsozialistischen Ideologie –

ihrem Selbstverständnis, ihrer Weltsicht, ihrer immanenten Rationalität – eine eigenständige Bedeutung nicht zumessen zu wollen. Wie die folgende Gegenüberstellung illustriert, ist auch in diesem Punkt ein gemeinsamer Nenner zwischen Franz Neumann und den Positionen Horkheimers und Adornos nicht zu übersehen.

»Die sogenannten irrationalen Begriffe wie Blut, Gemeinschaft, Volk (dienen) nur dazu, ... die Massen zu manipulieren«, schreibt Neumann. »Die sogenannte Psychologie des Faschismus wird weitgehend manipulativ erzeugt«, ergänzt Adorno.15 »Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß der Nationalsozialismus nach einem höchst rationalen Plan vorgeht, jede einzelne Äußerung seiner Führer kalkuliert und ihre Wirkung auf die Massen und das Ausland vorher sorgsam abgewogen ist«, behauptet Neumann, was Adorno nur unterstreicht: »Die vom Faschismus gebotenen irrationalen Befriedigungen werden in höchst rationaler Weise geplant und gehandhabt und zeitigen eine Art Psycho-Technik, die der modernen Fabrik entlehnt ist und auf die ganze Bevölkerung angewandt wird.«16 Der Zweck dieser technisch vervollkommneten Manipulation bestehe in der Ablenkung und der Integration: Antisemitismus sei »ein Ersatz für den Klassenkampf«, heißt es bei Neumann, die Volksgemeinschaft brauche »ein integrierendes Element«. Der Antisemitismus aktualisiere sich »als Mittel der Politik: als eines der Integration auseinanderweisender Gruppeninteressen; als die kürzeste und ungefährlichste Art, von einer Lebensnot abzulenken, zu deren Beseitigung andere Mittel verfügbar wären«, sekundieren Horkheimer und Adorno.17

Die Schwäche dieser Argumentation liegt auf der Hand. Sie verkürzt Ideologie auf eine Psycho-Technik, leitet sie also aus den funktionalen Interessen der Herrschenden unmittelbar ab. Dieses Verständnis von Ideologie blieb dem orthodoxen Bild vom Faschismus als einer von oben oktroyierten Herrschaftsform verpflichtet: Die Besonderheit des Nationalsozialismus als Massenbewegung, die eine völkische und rassistische Utopie verfolgt, wird verwischt. Der an Georg Lukács anknüpfende Glaube an den Arbeiter und dessen »objektive Intention auf das Richtige, das auch dem ›falschen‹ Bewußtsein des Proletariats innewohnt«18, ließ die Vorstellung von einem Alltagsbewußtsein, das antiemanzipatorische Ziele verfolge, nicht zu. Die Reduktion des Antisemitismus auf eine Herrschaftstechnik erweist sich freilich besonders dann als untauglich, wenn mit seiner Hilfe auch der Holocaust erklärt werden soll.

Der deutsche Vernichtungskrieg und die mit ihm verbundene rassistische und chauvinistische Hetze mochten als Mittel der Ablenkung von Klassenwidersprüchen und als Integrationskitt durchaus noch funktional verwendbar gewesen sein. Für den Holocaust, der weder mit herkömmlicher Kriegslogik noch mit der Logik kapitalistischer Wertvergesellschaftung in einen direkten Zusammenhang gebracht werden kann, trifft dies hingegen nicht zu. Welchen Sinn sollte die organisierte, restlose Ausrottung der Jüdinnen und Juden auch haben, wenn der Judenhaß für die Herrschenden die Funktion erfüllte, die auseinanderweisenden Gruppeninteressen zu integrieren?

In seinem 1944 angefügten Nachwort zum *Behemoth* versuchte Franz Neumann diese Frage wie folgt zu beantworten: »Nicht allein Juden fielen unter dem Beil des Henkers, sondern Menschen vieler Rassen, Nationalitäten, Überzeugungen und Religionen. Der Antisemitismus ist daher die Speerspitze des Terrors. Die Juden werden wie Versuchstiere benutzt, um die Methoden der Repression zu testen. ... Folglich stellt die Ausrottung der Juden in dieser antisemitischen Ideologie und Praxis nur ein Mittel dar, das schließliche Ziel zu erreichen, nämlich die Zerstörung freiheitlicher Institutionen, Meinungen und Gruppen.« Wie schon zuvor der Antisemitismus gilt Neumann hier selbst die Ausrottung der Juden lediglich als »ein Mittel«, mit welchem das nur diffus charakterisierte »schließliche Ziel« erreicht werden soll. Die Problematik dieser Einschätzung ist auf der Basis des heutigen Kenntnisstands evident. Die Vernichtung der Juden war kein Mittel, sondern der Zweck. 1939 noch hatte Horkheimer in Bezug auf den Antisemitismus ganz ähnlich wie Neumann argumentiert: Der Bevölkerung gegenüber werde der Antisemitismus »als Einschüchterung gebraucht«, schrieb er in »Die Juden und Europa«. »Man zeigt, daß das System vor nichts zurückschreckt. Die Pogrome visieren politisch eher die Zuschauer. Ob sich etwa einer rührt.«19

Horkheimer hatte diesen Text am 1. September 1939 abgeschlossen, als die Dimension der Vernichtung, die mit Auschwitz Wirklichkeit wurde, noch nicht vorauszusehen war. Ein Vergleich zwischen der Einschätzung von »Die Juden und Europa« und den fünf Jahre später in Kenntnis der Massenvernichtung gemeinsam mit Adorno verfaßten »Elementen des Antisemitismus«, dem eigentlichen Kernstück der *Dialektik der Aufklärung*, macht deutlich, inwiefern sich die Betrachtung des Antisemitismus durch die Kritische Theorie in diesen Jahren verändert hat.

»Die Juden und Europa«

Dieser Aufsatz Horkheimers von 1939 ist in Bezug auf den Antisemitismus ein Dokument der Blindheit. Seine Neuveröffentlichung hatte der Autor 1970, als ein Raubdruck des Textes erschienen war, aus guten Gründen abgelehnt. »Als ich Horkheimer über den Raubdruck informierte, fand er dies ›besonders peinlich‹. Er habe stets den Neudruck dieses Artikels vermieden, da dieser ›eine ganze Reihe von Formulierungen‹ enthalte, die ›für Mißverständnisse anfällig‹ seien«, berichtete später Eva Reichmann.20 Die Juden werden in diesem Text nicht als Gegenpunkt zur Konzentration der Macht, sondern, ganz im Gegenteil, als Agenten der überholten Macht charakterisiert. Horkheimer blieb damit einer unguten Tradition des Marxismus insofern verhaftet, als für ihn die Juden nur als Repräsentanten der Geld-Zirkulation überhaupt

vorhanden waren. Gershom Scholem, der mit Walter Benjamin freundschaftlich verbunden war, hat in einem Brief äußerst schroff seine Ablehnung von »Die Juden und Europa« begründet: »Das ist ein gänzlich nichtsnutziges Produkt, an dem irgend etwas Förderliches und Neues in geradezu erstaunlicher Weise nicht zu entdecken ist. Der Autor hat weder einen Begriff vom jüdischen Problem noch ein Interesse dafür. ... Der Vergleich mit Marx' Aufsatz ›Zur Judenfrage‹, von dem ja genau das gleiche gilt, liegt nicht nur nahe, sondern ich bin in aller Bescheidenheit der Meinung, daß der Autor diesen Aufsatz (der ihm offenbar sehr tiefgründig erscheint), mutatis mutandis noch einmal schreiben wollte.«21

In Horkheimers Text wird in der Tat jedwede Spezifik des jüdischen Schicksals im Nationalsozialismus bestritten. Die empirische Realität der Nürnberger Rassengesetze von 1935 oder der Reichspogromnacht von 1938 taucht nicht einmal in Andeutungen auf. Die Verfolgung der Juden wird ausschließlich ökonomistisch auf Basis der Pollockschen These vom Staatskapitalismus erklärt: Da in der neuen Phase des Staatskapitalismus die Sphäre der Zirkulation und der Markt durch den autoritären Staat liquidiert werde, büßten auch die Juden ihre gesellschaftliche Bedeutung ein: »Die Juden sind als Agenten der Zirkulation entmachtet, weil die moderne Struktur der Wirtschaft die ganze Sphäre weithin außer Kurs setzt. Sie werden als erste Opfer vom Diktat der Herrschenden getroffen, das die ausgefallene Funktion übernimmt.«22 Der auf Vernichtung zielende Antisemitismus im nazistischen Deutschland wird hier als eine unmittelbare Folge des Niedergangs marktförmiger Verhältnisse und der damit verbundenen liberalen Welt gedeutet. »Das Resultat für die Juden ist schlecht, sie kommen unter die Räder«, konstatierte Horkheimer mit einem Gestus, der den Eindruck einer geradezu verkrampften Distanz von der eigenen jüdischen Herkunft erweckt. Wer, wie die Juden, von der liberal-kapitalistischen Ordnung einst profitiert habe, »darf sich nicht wundern, wenn er gelegentlich selbst unter die Beschränkungen fällt«.

Die von Hitler angedrohte Vernichtung der Juden war für Horkheimer pure Rhetorik, obwohl sie sich mit den Vertreibungen und Massentötungen österreichischer Juden im Zuge des »Anschlusses« seit 1938 bereits zu konkretisieren begann. Der rigorose Ökonomismus der Horkheimerschen Deutung machte die 1939 formulierte Prognose über die Zukunft des Antisemitismus schon unmittelbar nach Drucklegung seines Textes zu Makulatur: »In der totalitären Ordnung wird der Antisemitismus ein natürliches Ende finden, wenn keine Humanität, aber vielleicht noch ein paar Juden übrig sind. Der Judenhaß gehört der Phase des faschistischen Aufstiegs an. Ein Ventil ist der Antisemitismus höchstens noch für jüngere Jahrgänge der SA. ... Die große antisemitische Propaganda wendet sich ans Ausland.«

Hat Horkheimer diesen Ökonomismus seiner Antisemitismus-Analyse später revidiert? Ja und nein. Die spöttische Pose, die in »Die Juden und Europa« noch zu finden war, spielte später keine Rolle mehr. »Am besonderen Los der Juden offenbart sich das allgemeine«, schrieb er 1942 in seinen »Betrachtungen zum Curfew«. »Die Juden ... sind die Minderheit, hinter der keine eigene Macht steht, sondern einzig die Allgemeinheit des Rechts.«23 Gleichwohl hat er noch 1944 in einer Rede vor dem Psychiatrischen Symposion zum Antisemitismus in San Francisco das Aufkommen des destruktiven Antisemitismus mit dem »Verschwinden der mittleren Zirkulationsphäre« zu erklären versucht: »Zweifellos sind die Tage des unabhängigen mittelständischen Unternehmers, das goldene Zeitalter des jüdischen Zwischenhändlers, nunmehr gezählt.«24 Zu diesem Zeitpunkt aber wurden längst die verarmten jüdischen Massen Osteuropas in die Gaskammern gejagt oder erschossen.

Im Kernkapitel der *Dialektik* wird dieser Ökonomismus dann jedoch erheblich relativiert. »Die ›Elemente des Antisemitismus‹«, schrieb rückblickend Adorno, »haben theoretisch das Rassevorurteil in den Zusammenhang einer objektiv gerichteten, kritischen Theorie der Gesellschaft gerückt. Allerdings haben wir dabei, im Gegensatz zu einer gewissen ökonomischen Orthodoxie, uns gegen Psychologie nicht spröde gemacht, sondern ihr, als einem Moment der Erklärung, in unserem Entwurf ihren Stellenwert zugewiesen.«25 In der Tat liegt zwischen dem 1939 von Horkheimer und dem 1944 von Horkheimer und Adorno verfaßten Text ein immenser Erkenntnisfortschritt. Auschwitz ist das Ereignis, das dazwischen lag. Bis heute erweisen sich die »Elemente« als ein Schlüsseltext der Antisemitismusforschung, wie er vom orthodoxen Marxismus nie formuliert worden ist.

Anmerkungen:

1 Franz Neumann: *Behemoth*, Frankfurt/M. 1993, S. 159

2 So Leo Löwenthal gegenüber Martin Jay, vgl. M. Jay: *Dialektische Phantasie*. *Die Geschichte der Frankfurter Schule und des Instituts für Sozialforschung 1923 – 1950*. Frankfurt/M. 1991, S. 196

3 Max Horkheimer: »Die Juden und Europa«, in: ders: *Gesammelte Schriften* Bd. IV. Frankfurt/M. 1988, S. 327

4 Max Horkheimer: »Zur Tätigkeit des Instituts. Forschungsprojekte über den Antisemitismus« (1941), in: ders.: *Gesammelte Schriften* Bd. IV, S. 408

5 Horkheimer/Adorno: Vorwort von 1959 zu Paul W. Massing, *Vorgeschichte des politischen Antisemitismus*, Frankfurt/M. 1986, S. VII

6 Gert Schäfer: »Franz Neumanns *Behemoth* und die heutige Faschismusdiskussion«, in: Franz Neumann: *Behemoth*, a.a.O., S. 665f.

7 Franz Neumann: *Behemoth*, a.a.O., S. 237; die folgenden Zitate aus diesem Buch

8 Horkheimer/Adorno: *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt/M. 1996, S. 163, S. 169, S. 179, S. 177

9 M. Horkheimer: »Autoritärer Staat«, in: ders.: *Gesellschaft im Übergang. Aufsätze, Reden und Vorträge 1942 – 1970*, Frankfurt/M. 1981, S. 21

10 Ebd., S. 46

11 *Dialektik der Aufklärung*, a.a.O., S. 35

12 Horkheimer an Neumann, 30.8.1941, zit. n. Rolf Wiggershaus: *Die Frankfurter Schule*, München 1991, S. 321

13 Horkheimer an Neumann, 2.6.1942, zit. n. Wiggershaus, a.a.O., S. 325

14 Adorno an Horkheimer, 5.8.1940, zit. n. Wiggershaus, a.a.O., S. 309

15 Theodor W. Adorno: »Die Freudsche Theorie und die Struktur der faschistischen Propaganda«, in: ders: *Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft*. Frankfurt/M. 1971, S. 62

16 Theodor W. Adorno: »Die psychologische Technik in Martin Luther Thomas' Rundfunkreden«, in: ders.: *Studien zum autoritären Charakter*. Frankfurt/M. 1973, S. 366

17 Horkheimer/Adorno, Vorwort von 1959 zu Paul W. Massing, a.a.O., S. VIII

18 Georg Lukács: *Geschichte und Klassenbewußtsein*. (1923 veröffentlicht), Darmstadt 1981, S. 158

19 Max Horkheimer: »Die Juden und Europa«, a.a.O., S. 328

20 Mit Sicherheit habe die Jugendrebellion der 68er in den USA und Europa jene Passagen »mißverstanden und wild übertrieben«, fährt Reichmann fort. Vgl. E.G. Reichmann: »Max Horkheimer the Jew. Critical Theory and Beyond«, in: *Leo Baeck Institute Year Book* 1974. London 1974, S. 187. »Die Tatsache, daß Horkheimer unmittelbar neben der liberalen Demokratie auch die Juden scharf zurechtgewiesen hatte«, fährt Eva Reichmann fort, »hatte der Bewegung der Linken eine erste Keimzelle antisemitischer Diskriminierung nach dem Tabu, das dem Nazi-Holocaust folgte, eingeprägt. Das Tabu verhinderte, daß sich aus der Keimzelle ein offener Antisemitismus herausbilden konnte, zumindest was das Selbstverständnis der von jener Keimzelle Befallenen anbelangt. Aber ihre antizionistische und gegen Israel gerichtete Haltung kann die gemeinsame Basis nicht vollständig verdecken.« A.a.O., S. 189

21 Zit. n.: Michael Schäfer: *Die »Rationalität« der Nationalsozialismus. Zur Kritik philosophischer Faschismustheorien am Beispiel der Kritischen Theorie*. Weinheim 1994, S. 95

22 Max Horkheimer: »Die Juden und Europa«, a.a.O., S. 325. Die folgenden Seitenzahlen beziehen sich auf diesen Text. Zur Theorie Pollocks siehe: Friedrich Pollock: »Staatskapitalismus«, in: Dubiel/Söllner (Hg.): *Wirtschaft, Recht und Staat im Nationalsozialismus*, Frankfurt/M. 1981, S. 81ff

23 Max Horkheimer: »Einige Betrachtungen zum Curfew«, in: *Gesammelte Schriften*, a.a.O., Band V, S. 352f.

24 Max Horkheimer: »Der soziologische Hintergrund des psychoanalytischen Forschungsansatzes«, in: Ernst Simmel (Hg.): *Antisemitismus*. Frankfurt/M. 1993, S. 32f.

25 Theodor W. Adorno: »Stichworte. Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika«, in: *Gesammelte Schriften* Bd. 10.2, Frankfurt/M. 1977, S. 722

Überarbeitete und leicht gekürzte Fassung eines Beitrags, der zuerst in dem von Jürgen Elsässer und Andrei S. Markovits herausgegebenen Band *Die Fratze der eigenen Geschichte. Von der Goldhagen-Debatte zum Jugoslawien-Krieg* (Elefantenpress) erschienen ist

Der zweite Teil erscheint im nächsten Heft

Konkret 12/99, S. 51

Gerhard Henschel

Buch & Deckel

Peter Bierl: Wurzelrassen, Erzengel und Volksgeister. Die Anthroposophie Rudolf Steiners und die Waldorfpädagogik. Konkret Literatur Verlag, Hamburg 1999, 272 Seiten, 39 Mark

Den Forschungen Rudolf Steiners zufolge verlor im achten oder neunten Jahrhundert ein Adliger in Nordfrankreich seinen Grundbesitz an einen raffgierigen Widersacher und entwickelte deshalb eine »dem Herrschaftsprinzip abträgliche Gesinnung«. Im 19. Jahrhundert wurden beide wiedergeboren: »Derjenige, der Haus und Hof verloren hatte und zu einer Art von leibeigenem Sklaven geworden war, erschien als Karl Marx, der Begründer des neueren Sozialismus. Und der andere, der ihm dazumal seinen Gutshof abgenommen hatte, erschien als sein Freund Engels.«

In Steiners aberwitzig umfangreichem Gesamtwerk finden sich zahllose possierliche Stellen. Diese hat der Journalist Peter Bierl entdeckt. Wer es noch nicht wußte oder ahnte, kann sich in Bierls Studie darüber informieren, daß Steiner als Philosoph eine Null, als Dichter eine □ □ *an*□*i*□□ *n*□ *gl*ig*end*als Naturwissenschaftler ein Quacksalber war. »Die blonden Haare«, phantasierte Steiner, »geben eigentlich Gescheitheit. Geradeso wie sie wenig in das Auge hineinschicken, so bleiben sie im Gehirn mit ihren Nahrungssäften, geben sie ihrem Gehirn die Gescheitheit. Die Braunhaarigen und Braunäugigen, und die Schwarzhaarigen und Schwarzäugigen, die treiben das, was die Blonden ins Gehirn treiben, in die Haare und Augen hinein.«

Dennoch gewann Steiner eine nach Zehntausenden zählende Anhängerschaft, und noch heute werden, nach Bierls Schätzung, täglich rund 70.000 Kinder und Jugendliche von unfrohen Waldorfpädagogen im Geiste Steiners erzogen. Ein Anthroposoph ist auch der amtierende Bundesinnenminister Otto Schily. Der Aberglaube an Ahriman und Luzifer, an »Wurzelrassen«, »Götterwirken«, »Siegfried-Erinnern« und »Geistesmeereswesen« genießt staatliche Förderung, und ein Ende des Spuks ist nicht abzusehen, im Gegenteil. Bierl schreibt, »der rassistische Flügel innerhalb der deutschen Anthroposophie« gewinne »zusehends an Boden. In der Bewegung spiegelt sich damit, ausgedrückt in der Sprache der Subkultur, die Regression des Massenbewußtseins in der Bundesrepublik wieder, die auf den Krisenängsten insbesondere bürgerlicher Schichten beruht.«

Bierl ist ein zuverlässiger Historiker der anthroposophischen Bewegung, die immer eine rassistische, zivilisationsfeindliche und antisemitische war, aber seine Reiz-Reaktions-These ist allzu simpel und schematisch: Zulauf zuhauf hatten Esoteriker jeder Couleur auch in Phasen der Hochkonjunktur. Und wenn das »Massenbewußtsein« in der Bundesrepublik regrediert wäre, müßte es sich irgendwann einmal auf einem höheren Niveau befunden haben als heute. Wann soll das gewesen sein? 1989? 1977? 1968? 1954?

Im übrigen ist es zwar schwer vorstellbar, wie es aussieht, wenn ein Flügel an Boden gewinnt, aber wenn dem rassistischen Flügel innerhalb der deutschen Anthroposophie dieses Kunststück tatsächlich gelungen sein sollte, kann man dem Flügel nur dazu gratulieren. Es sei denn, man wünscht sich eine reformierte, demokratisierte und aufgeklärte Anthroposophie. Aber die kann es nicht geben, ebensowenig wie aufgeklärte Spökenkiekerei oder demokratischen Rassismus. Den Beweis dafür hat Bierl mit seinem bienenfleißig zusammengetragenen Material erbracht.

Eberhard von Brauchitsch: Der Preis des Schweigens. Erfahrungen eines Unternehmers. Propyläen Verlag, Berlin 1999, 302 Seiten, 44 Mark

Als Josef Bachmann 1968 Rudi Dutschke niedergeschossen hatte, verbot die Apo die Springerpresse, setzte die wichtigsten Grundrechte außer Kraft und verschleppte politische Gegner zu Hunderten in Konzentrationslager. Eberhard von Brauchitsch kann sich noch gut daran erinnern: »In meinen Augen wies die Dämonisierung Bachmanns durch die Linke große Ähnlichkeit auf mit der Kampagne der Nazis nach dem Reichstagsbrand im Februar 1933, als Marinus von der Lubbe dazu herhalten mußte, die rohe Gewalt der braunen Machthaber zu rechtfertigen.« Wie sich dem Unternehmensberater von Brauchitsch die deutsche Nachkriegsgeschichte malt, kann man jetzt in seinen Memoiren nachlesen. Darin enthüllt er Heiteres über Helmut Kohl: »Bei seinem ersten Besuch bei uns hat sich Kohl das Wohlwollen meiner Kinder dadurch verscherzt, daß er durchs Haus ging und Bilder umhängte.« In völlig neuem Licht erscheint auch die Flick-Affäre: »Weder die Friedrich Flick KG noch irgendein anderes der mir bekannten großen Unternehmen hätte aus freien Stücken einer politischen Partei Geld zukommen lassen. Bei den Zuwendungen an die Parteien handelte es sich vielmehr um Schutzgelder. Die sogenannte Spendenaffäre war in Wahrheit eine ›Schutzgeldaffäre‹. ... Die Wirtschaft zahlte Schutzgelder, um sich vor Repressionen in Form wirtschaftsfeindlicher Politik zu schützen.«

Als die Zahlungen ruchbar wurden, durchsuchten Steuerfahnder von Brauchitschs Haus, gingen dabei, wie er klagt, »keineswegs höflich« vor und verboten Helga von Brauchitsch, ihren abwesenden Mann zu benachrichtigen. »Das war noch hinnehmbar. Nicht hinzunehmen war jedoch, daß meine Frau daran gehindert wurde, die Betten zu machen, bevor die Steuerfahnder das Schlafzimmer durchsuchten. Es war das einzige Mal, daß Fremde unser Schlafzimmer betraten, ohne daß die Betten gemacht waren.«

Die Zeit heilt viele Wunden; diese nicht. Noch achtzehn Jahre nach dem kuriosen Vorfall betrachtet von Brauchitsch die Durchsuchung seines unaufgeräumten Schlafzimmers als politischen Skandal und hat damit im Grunde ja auch recht: Wer dem Vaterland jahrzehntelang gedient hat, u. a. in der Rechtsabteilung der Lufthansa, als persönlicher Berater Friedrich Karl Flicks und als Aufsichtsratsvorsitzender im Axel Springer Verlag, der sollte sein zerknülltes Kopfkissen vor den neugierigen Blicken staatlicher Büttel gut verborgen wissen und nicht einmal den Anflug einer Ahnung davon haben müssen, wie diese Büttel bisweilen im Morgengrauen mit RAF-Sympathisanten oder Asylbetrügern umspringen; nämlich noch ganz anders, als es dem zutiefst gekränkten Wirtschaftswundermann widerfuhr.

Vor Gericht hatte von Brauchitsch »über die Hintergründe jener ›Affäre‹« tunlichst geschwiegen, »aus Gründen der Staatsräson«, doch die geschonten Mafiosi dankten es ihm schlecht: »Der Preis des Schweigens waren Jahre der Einsamkeit.« In dieser Einsamkeit, aus der sich von Brauchitsch heute immerhin noch manchmal durch seine Tätigkeit als Aufsichtsratsvorsitzender der BUNA-Nachfolge BSL Schkopau befreien kann, ist er zu einem zornigen alten Mann gereift, der manchen Grund zur Klage sieht: »Unverarbeitete Schuldgefühle als Folge des Zweiten Weltkriegs haben uns im Übermaß spendabel gemacht.« Wobei für seinesgleichen immer weniger abfällt: »In den sechziger und siebziger Jahren war ein leitender Mann der Wirtschaft dreimal die Woche eingeladen, davon mindestens einmal in Bonn. Statt gesetzter Essen im Kreis von sechs bis zwölf Personen gibt es heute Stehempfang mit Häppchen.« Und was vom Tisch fällt, fressen immer öfter die da unten weg: »Der Gesetzgeber orientiert sich grundsätzlich an denen, die auf der sozialen Leiter unten stehen. Dies hat im Laufe der Jahre dazu geführt, daß die Herkunft aus kleinen Verhältnissen fast schon als Privileg gilt.« Während von Brauchitsch sich als Outcast und Underdog mühsam genug durchbeißen muß und unter seiner vergesellschafteten Champagnerdusche privilegierte Obdachlose Orgien feiern.

Doch es gibt noch Hoffnung, selbst für Eberhard von Brauchitsch: »Kohl blieb auch als Kanzler immer in der katholischen Soziallehre verankert, deren unsubstantielle Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit wenig praktikabel und für die Interessen der deutschen Wirtschaft mitunter höchst hinderlich waren. Schröder scheint demgegenüber geradezu unbefangen.«

Na also.

Stefan Maiwald/Gerd Mischler: Sexualität unter dem Hakenkreuz. Manipulation und Vernichtung der Intimsphäre im NS-Staat. Europa Verlag, Hamburg/Wien 1999, 288 Seiten, 39,80 Mark

?»Kein anderes Thema ist im Zusammenhang mit der Erforschung des Dritten Reiches so lange vernachlässigt worden wie das des Umgangs mit der Sexualität«, heißt es im Klappentext. »Stefan Maiwalds und Gerd Mischlers Untersuchung schafft hier endlich Abhilfe.«

Um die »Sexualität unter dem Hakenkreuz« zu erforschen, haben sich die Autoren in die Bibliothek begeben und unermüdlich aus der kaum vorhandenen Forschungsliteratur abgeschrieben, vor allem aus den Arbeiten von Ute Benz, Gisela Bock, Gabriele Czarnowski, Joachim C. Fest, Burkhard Jellonek, Claudia Koonz, Georg Lilienthal, George L. Mosse, Udo Pini, Claudia Schoppmann, Rita Thalmann und Irmgard Weyrather: »Quellen haben wir nur dann studiert, wenn die Vorarbeiten anderer Historiker und Publizisten unsere Fragen nicht beantworten konnten und es galt, Lücken zu schließen.« Welche Wissenslücken sie mit ihrem Buch geschlossen haben, bleibt freilich das Geheimnis der Autoren.

Dennoch sind sie der Meinung, eine Pioniertat vollbracht zu haben, da »das Thema der Sexualität unter dem Hakenkreuz bis heute ignoriert« werde. Wäre das wahr, hätten Stefan Maiwald und Gerd Mischler allerdings nirgendwo abschreiben können. Streng gehalten haben sie sich an ihren Vorsatz, in einer Sprache zu schreiben, »die plastisch ist, eindringlich und leicht zu verstehen«: »Das Interesse der braunen Machthaber an der Sexualität der Deutschen entspringt einer menschenverachtenden Ideologie«, teilen sie mit und rügen eindringlich den »menschenverachtenden Apparat aus Gestapo und Gesundheitsämtern, Erbgesundheitsgerichten und Sterilisationsrichtern«, die »menschenverachtende Sozialpolitik« und die »menschenverachtenden Zwangssterilisationen«. Davon wird sich der Nationalsozialismus sicherlich nicht so bald erholen.

Konkret 12/99, S. 52

Stephan Grigat

Buch & Deckel

Lars Rensmann: Kritische Theorie über den Antisemitismus. Studien zu Struktur, Erklärungspotential und Aktualität. Berlin/Hamburg, Argument Verlag 1998, 386 Seiten, 49,80 Mark

Die Gedanken der Kritischen Theorie, wie sie vor allem von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer entwickelt wurden, finden heute fast nur noch Beachtung, wenn sie als Aufputz für pseudokritische Kulturbetrachtungen im Feuilleton dienen können. Die radikale, an Marx anschließende Gesellschaftskritik der Frankfurter Philosophen interessiert heute im akademischen Betrieb kaum mehr jemanden. Um so mehr ist die grundlegende Studie des Berliner Wissenschaftlers Lars Rensmann zu begrüßen, der mit seinem Werk die erste umfassende und systematische Untersuchung der Schriften der Kritischen Theoretiker zum Antisemitismus vorgelegt hat. Rensmann, der neben Adornos und Horkheimers Theorien vor allem auch den oft unterschlagenen Anteil Leo Löwenthals an der Herausbildung einer kritischen Theorie des Antisemitismus untersucht, behandelt die Antisemitismustheorie der Frankfurter Schule nicht losgelöst von ihrer kapitalismuskritischen Intention.

Seine Studie bietet nicht nur eine Darstellung, sondern, wo es notwendig ist, auch eine Kritik der Überlegungen von Adorno, Horkheimer und Löwenthal. Durch das Aufzeigen von Über- oder Fehlinterpretationen, Leerstellen und Ambivalenzen kann seine Arbeit nicht nur als Wiedergabe, sondern auch als sinnvolle Weiterentwicklung der Kritischen Theorie des Antisemitismus gelesen werden. Durch die Kritik einzelner Aspekte der Kritischen Theorie im Sinne der Kritischen Theorie, durch die durchgängige Thematisierung des Zusammenhangs von Antisemitismus, kapitalistischem Allgemeinen und deutschem Besonderen und nicht zuletzt durch den Aktualitätsbezug, den Rensmann durch die Analyse gegenwärtiger antisemitischer und rassistischer Vorfälle und durch einen abschließenden Exkurs zur Goldhagen-Debatte herstellt, gehört diese Studie mit zum Besten, was in den letzten Jahren zur Theorie des Antisemitismus publiziert wurde.

Konkret 12/99, S. 52

Christian Reichert

Buch & Deckel

Ben Diettrich: Geschlecht Arbeit Rassismus Marginalisierung. Klassenfragmentierung im Postfordismus. Unrast-Verlag, Hamburg/Münster 1999, 302 Seiten, 39,80 Mark

Der bürgerliche Zweig der Sozialstrukturforschung nimmt die postfordistischen Veränderungen der letzten Jahrzehnte zum Anlaß, von einem »Kapitalismus ohne Klassen« zu sprechen. Ausgehend von den Unzulänglichkeiten dieses Ansatzes analysiert Ben Diettrich die gegenwärtigen Gesellschaftsverhältnisse auf klassentheoretischer Grundlage. Er greift den der marxistischen Theorie vielfach gemachten Vorwurf auf, daß sie nicht in der Lage sei, Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnisse wie Patriarchat und Rassismus zu erklären, und bezieht diese in seine Analyse ein. Ausgangspunkt ist für Diettrich die Annahme, daß eine Klassentheorie in der Lage sein muß, unterschiedliche Produktions- und Distributionsverhältnisse in einem einheitlichen Theoriegebäude aufeinander zu beziehen.

Diettrich nimmt eine begriffliche Bestimmung einzelner Klassenstrukturierungsprozesse vor und setzt diese miteinander in Bezug. Dabei unterscheidet er insgesamt neun relevante Klassen bzw. Klassenfragmente: Vertreter/innen des Kapitals, einfache Warenproduzenten, die neue Mittelklasse, Kern- und Peripheriearbeiter/innen, rassifizierte und patriarchalisierte Lohnarbeiter/innen, Arbeitslose sowie häusliche Reproduktionsarbeiter/innen. Gut aufgearbeitet ist das für postfordistische Gesellschaftsverhältnisse typische Auseinanderfallen der Arbeiterschaft in Kern- und Peripheriebelegschaften, wobei der Zunahme peripherer Arbeitsverhältnisse eine schrumpfende Zahl von Kernbelegschaften gegenübersteht. Letztere werden durch die Intensivierung des Arbeitsprozesses in steigende Selbstausbeutung getrieben.

Anknüpfend an die marxistische Tradition der feministischen Theorie wird die patriarchalisierte Hausarbeit als eigenständige Produktionsweise analysiert. Da diese Produktionsweise insbesondere durch den ideologisch induzierten Zwang der Frau in die Hausarbeit bestimmt wird, spricht Diettrich auf der strukturellen Ebene von einer Klasse der Hausarbeiterinnen. Patriarchalisierung findet aber auch in der Lohnarbeit statt. Durch die Zuweisung spezifischer Produktionsbereiche an Frauen existiert eine sexistische Diskriminierung, die der Regulierung des Arbeitsmarktes dient. Detailliert wird auch die Rassifizierung der Lohnarbeit herausgearbeitet.

Durch seine Analyse der komplexen Strukturierung postfordistischer Gesellschaftsformationen läßt Diettrich die Annahme einer relativ einheitlichen Arbeiterklasse, wie sie von orthodoxen Klassentheoretiker/innen vorgetragen wird, hinter sich und verweist darauf, daß die Herausbildung einer politisch homogenen Arbeiterklasse die historische Ausnahme ist und nicht die Regel. Die Klassenkämpfe der Arbeiter/innen müssen sich zwecks allgemeiner Befreiung infolge der zwischen ihnen herrschenden Ausbeutungsverhältnisse also nicht nur gegen das Kapital wenden, sondern partiell auch gegeneinander. Somit ist Klassenpolitik auch in näherer Zukunft nur als Bündnispolitik möglich.

Konkret 12/99, S. 53

Jens Hoffmann

Buch & Deckel

Alexander Askoldow: Heimkehr nach Jerusalem. Roman. Verlag Volk & Welt, Berlin 1998, 232 Seiten, 34 Mark

Die Verlagswerbung empfiehlt den Roman von Alexander Askoldow mit dem Hinweis, daß die »verhängnisvollen Verstrickungen russischer Juden in der Stalin-Zeit ... bis heute als ein Tabu (gelten)«. Damit soll wohl angedeutet werden, daß Juden im Unterschied zum Rest der Weltbevölkerung nicht das Recht haben sollen, auf fahrlässige, dämliche, riskante oder kluge Weise Politik zu machen, sondern aus irgendwelchen geheimnisvollen Gründen dazu bestimmt sind, entweder die Welt zu erlösen oder aus der Welt geschafft zu werden. Russische Stalinisten wären demzufolge ein immerhin begreifbares politisches Phänomen; jüdische Stalinisten hingegen stellten mindestens eine Verschwörung wider die kosmische Ordnung dar. Letztere pflegen denn auch bei Askoldow vor den Geistern sanftmütiger Mönche in überlaufende öffentliche Toiletten zu fliehen und sich dort mit dem Dienstrevolver in den Mund zu schießen. Unter Impotenz leiden sie natürlich auch.

Askoldow hat der Einschätzung seines deutschen Verlages insofern Vorschub geleistet, als er nicht gerade viel Mühe darauf verwendete, die Figuren seines Romans von gängigen Klischees abzuheben. Die Geschichte, die er vom Jüdischen Theater im Moskau der 30er und 40er Jahre erzählt, ist sicher irgendwie gut gemeint. Gut erzählt ist sie nicht. Stalins »rötliche Rattenaugen« und das von Pickeln übersäte Gesicht des Staatssicherheitsagenten Fomuschkin müssen etwa herhalten, wenn es darum geht, das Böse mit dem Häßlichen gleichzusetzen. Davon abgesehen scheint sich Askoldow bei der Arbeit manchmal auf entzückende Weise gelangweilt zu haben. »Ein Empfang wie jeder andere. Alle Empfänge gleichen sich, strenggenommen.«

Leitung und Ensemble des Theaters versuchen sich mit der Staatsmacht zu arrangieren. »Solange wir in Moskau auf jiddisch spielen,« sagt ihr Starschauspieler Solomon, »wird es in Rußland keine Pogrome geben.« Man erfüllt also die Auflagen der Regierung, man spielt Agit-Prop und bemüht sich ansonsten um gleichmütigen Umgang mit den Angestellten der sowjetischen Staatssicherheitsbehörden. Da aber menschliches Leben in *Heimkehr nach Jerusalem* als »Aufenthalt auf dieser sündigen Erde« begriffen wird, müssen selbstverständlich eine Menge Gute abtreten beziehungsweise abgetreten werden. So stirbt Sarah, Solomons zu allem Überfluß auch noch unfruchtbare Frau, kurz nachdem sie ihren Vorrat an Pfefferkuchenweisheiten – »Das Schicksal der Juden ist so: Je höher ein Jude fliegt, desto weiter entfernt er sich von seinem Vaterhaus« – aufgebraucht hat. Sonja, der Promiskuität nur in Verbindung mit Masochismus gestattet ist, wird unter eine Straßenbahn geschubst, und Stalins ungeliebte Frau erschießt sich, ohne vorher ihre Abendmilch ausgetrunken zu haben. Es wird viel gefoltert, geschlagen, verhört und deportiert. Im Winter ist es überdies in Sibirien sehr kalt. Die literarische Überwindung des Stalinismus ist aber spätestens gewiß, als der auch schon recht tote Solomon von einem rothaarigen Engel im echten Jerusalem abgeliefert wird: »Und unter der Kuppel der orthodoxen Kathedrale steigt im heiligen Jerusalem ein altes, wie das Leben so weises, trauriges jüdisches Gebet zum Himmel empor.«

Ryszard Kapuscinski: Afrikanisches Fieber. Eichborn Verlag, Frankfurt/Main 1999, 324 Seiten, 49,50 Mark

Zur Veröffentlichung seines jüngsten Buches gab Ryszard Kapuscinski dem Berliner »Tagesspiegel« ein Interview, in dessen Verlauf er über die »übliche Oberflächlichkeit und Ignoranz in den Medien« klagte und mit dem Bekenntnis aufwartete, »süchtig nach Wahrheit« zu sein. »Afrika ist Rhythmus«, sprach der klagende Süchtige, »Afrika kennt überhaupt nur einen einheitlichen Rhythmus.« Diese Aussage überrascht bei einem Autor, der sich in seinen Arbeiten oft als präziser Beobachter und aufmerksamer Zuhörer zu erkennen gab und eine wohltuende Abneigung gegenüber dem Wörtchen »typisch« entwickelt zu haben schien. Sie bestätigt allerdings die Erfahrung, daß Leute, die mit großer Geste Wahrheiten ankündigen, meist nur kolossalen Blödsinn auftischen.

Die in *Afrikanisches Fieber* veröffentlichten, chronologisch geordneten Texte sind in einem Zeitraum von vierzig Jahren geschrieben worden. Kapuscinskis Arbeitsweise wird bereits anhand der ersten Reportage »Anfang, Kollision, Ghana 1958« deutlich. Darin berichtet der Autor nicht allein von den politischen Konsequenzen der Entkolonialisierung, sondern läßt auch die Erfahrungen sichtbar werden, die er während seines Aufenthalts in Ghana gemacht hat. Kapuscinski gibt überdies nicht vor, Landschaften, Städte oder Menschen kennengelernt zu haben, sondern er beschreibt den Versuch, diese kennenzulernen. Trotz dieser ungewöhnlich behutsamen Annäherung an soziale Wirklichkeiten weist *Afrikanisches Fieber* eine Vielzahl von Aussagen und Unterstellungen auf, die zurückgewiesen werden müssen.

»Ganz natürlich und frei« bewegen sich »die Eingeborenen« in den von Kapuscinski konstruierten Bildern. »Schwarz aber rein« erscheinen ihm einige hungrige und analphabetische Jungen und müssen sogleich den »ethischen Vorteil« verkörpern, »den die Geschichte ihren Opfern verleiht«. Im Gegenzug hat der Autor aber keine Skrupel, eine äthiopische Frau, die sich

»durch keine Besonderheit aus(zeichnete)«, mal eben aus dem Bild zu scheuchen und erst dann wieder zurückzuholen, als sie sich in eine einflußreiche Priesterin verwandelt hat. Kapuscinski betätigt sich zeitweilig als Gärtner, der über die »Entwurzelung« der Menschen in Uganda grübelt, und schlüpft mit derselben Souveränität in die Rolle des nachdenklichen Sportreporters, der sich fragt, »warum Afrika im Wettlauf der Kontinente zurückbleibt«. Wenigstens für Ruanda hat er eine Antwort anzubieten. In diesem Land mögen die Leute nicht ordentlich gegen den Rest der Welt ansporten, »weil das ewige Gesetz der Rache hier immer schon die Beziehungen zwischen den Menschen und den Klans regulierte«. Und alle, die dieser Rache entkommen, werden selbstverständlich vom »Gesetz der natürlichen Auswahl« gepackt. Kummerfalten bilden sich deswegen bei den Überlebenden aber nicht, denn »die Vorstellungsgabe reicht nicht über den heutigen Tag hinaus, man macht keine Pläne, hat keine Träume«.

Kapuscinski allerdings weiß sich zu helfen, wenn er die elende Zivilisation einmal satt haben sollte. Dann nämlich fährt er mit dem »starken« Geländewagen in die Serengeti-Ebene, sieht nach den Pflanzen, schaut den Tieren beim Wildsein zu und verziert die Szene mit einem dieser Übelkeit hervorrufenden katholischen Kräuselbändchen: »Man hat hier ... die eben geschaffene Welt vor sich, eine Welt ohne Menschen und daher auch ohne Sünde, und das ist wirklich ein großartiges Erlebnis.«

Konkret 12/99, S. 54

Alexander Bogner

Bolschewik Park

Mit Kritik an der Eugenik sparte die traditionelle Linke nie. Sie wollte die falsche Zucht durch die richtige ersetzen

Ein neues Geschlecht wird entstehen, stark und schön und lebensfreudig, wie die Helden der griechischen Heroenzeit, wie die germanischen Recken der Völkerwanderung, die wir uns als ähnliche Kraftnaturen vorstellen dürfen wie etwa heute noch die Bewohner Montenegros.
Karl Kautsky, 1910

»Was sollte das Ziel der Eugenik sein?« fragte der amerikanische Genetiker Herrmann Joseph Muller 1932 auf dem 3. Internationalen Kongreß für Eugenik. Seine Antwort sorgte für Tumulte unter der geladenen Genetiker-Prominenz. Um aus der Eugenik ein wirksames Rezept für die Verbesserung der Menschheit anzurühren, referierte der überzeugte Sozialist, müsse das vorrangige Ziel zunächst die Abschaffung der Ausbeutung und der Klassenprivilegien sein.

»Erst die bevorstehende Revolution unseres Wirtschaftssystems«, wetterte der spätere Nobelpreisträger für Medizin gegen die kapitalistisch deformierte Eugenik, »wird uns in die Lage versetzen, von einem wahrhaft sozialen Standpunkt aus richtig zu beurteilen, welche Charaktereigenschaften eines Menschen am wertvollsten sind und was dem Fortschritt der Spezies in Richtung auf mehr Vermögen und Glück in einem gemeinsamen Kampf gegen die Natur und zur gegenseitigen Besserung ihrer Mitglieder am meisten dient.« Weil die kapitalistische Ökonomie die wahre genetische Qualität ihrer Zugpferde in Management und Vorstand geradezu verschleiere, arbeite eine Eugenik, die am Profil der Bosse und Bonzen Maß nehme, an der Verewigung der bestehenden Ungerechtigkeiten. Erst im Sozialismus, rief Muller am Ende seines Vortrags aus, »wird auch die ökonomische Basis der Gesellschaft so beschaffen sein, daß sie eine wahrhaft soziale Kontrolle über eine gestaffelte Fruchtbarkeit zuläßt.«

Dies traf sich in Ton und Intention mit den Forderungen, die drei Jahre zuvor der Leiter des Moskauer Instituts für experimentelle Biologie, Alexander Serebrovskij, erhoben hatte. In seinem Artikel »Eugenik in der sozialistischen Gesellschaft« versuchte er eine moderne sowjetische Humangenetik theoretisch zu begründen und von einer reaktionären Klasseneugenik abzugrenzen.

Um die Eugenik von einem versponnenen Aberglauben in den Stand der Wissenschaft zu erheben, die nicht mehr die Komposition irgendeines »idealen Übermenschen« anvisiert, sondern die Maximierung der biologischen Produktivkräfte des Landes, sei sozialistischer Humus vonnöten. Denn, so das Credo des kommunistischen Genetikers, erst nach der endgültigen Zerstörung der Familie, der Befreiung der Frau von der Plage der Kinderaufzucht und vor allen Dingen: nach der radikalen Trennung von Sexualität und Reproduktion könne das Problem der Auslese, also die Frage, wessen Gene für die Fortpflanzung wertvoll genug seien, objektiv und wissenschaftlich in Angriff genommen werden. Erst eine »wirkliche«, also sozialistische Eugenik, darin stimmte Muller, der 1933 in die Sowjetunion emigrierte und sich 1937 zu den Internationalen Brigaden meldete, mit seinem Moskauer Kollegen überein, könne das drängende Menschheitsproblem der »genetischen Bürde« lösen.

Sozialistische Primärmerkmale aus der Petrischale

An der Eugenik störte Sozialisten von Beginn an deren ideologische Überformung. Die Wissenschaft der Eugenik selbst begriffen sie nicht als Ideologie. Linke Genetiker bemängelten die lückenhafte Kontrolle des Reproduktionsprozesses im Westen aufgrund traditioneller Lebensformen und spießbürgerlicher Moralvorstellungen. Sie geißelten die dysgenische Tyrannei des Privatbesitzes, der gerade in der Form des Erbrechts genetisch »Wertlosen« einen ungebührlichen Schutz bieten konnte. Sie kritisierten vehement die rassistische Verkürzung der Eugenik, wie sie am deutlichsten in der deutschen Rassenhygiene verwirklicht wurde. Und sie entlarvten die Wertmaßstäbe der westlichen Eugenik als unwissenschaftlich und herrschaftskonform.

Kurzum, sie fürchteten, daß die Eugenik im Kapitalismus aufgrund des ökonomischen Primats des Privateigentums und der darauf basierenden ideologischen Sozialform der Familie unwirksam bleiben müsse. Eine soziale Eugenik dagegen würde das Anrecht der Menschheit auf bestmögliche genetische Ausstattung praktisch verwirklichen können. Als geeignete biopolitische Maßnahmen empfahlen die linken Eugeniker – anders als ihre bürgerlichen Kollegen – nicht Eheverbote oder Sterilisationen. (Diese Sensibilität verdankte sich nun freilich nicht besonderen Skrupeln, sondern der Einschätzung, daß diese Formen negativer Eugenik auf lange Sicht unwirksam seien.) Männer wie Muller oder Serebrovskij favorisierten die künstliche Befruchtung mit dem Sperma von Spendern, die sozialistische Primärmerkmale wie Intelligenz, Sozialgefühl und robuste Gesundheit auf sich vereinten.

Aufrechter Gang, die konkrete Züchtungsutopie

Die Idee, dem aufrechten Gang mit vereinten Laborkräften ein wenig nachzuhelfen, keimte nicht allein in den Genetikergehirnen. Seelenruhig notierte Ernst Bloch noch in den vierziger Jahren: »Erst eine nicht mehr kapitalistische Gesellschaft könnte im Problemgebiet der Eugenik, mit anderen Mitteln und Maßen der Auslese, nach dem Rechten sehen« (*Das Prinzip Hoffnung*). Eine Eugenik in der falschen Gesellschaft sei eben vergebliche Züchtungsmüh, resümierte er mit verächtlichem Seitenblick auf den Adel, der trotz Stammbaum, Sterndeutung und Blutmystik von bio-genetischen Spitzenwerten weit entfernt geblieben sei. Der Kapitalismus wiederum verderbe die Vision der Eugenik, weil die Neuerschaffung des Menschen der Willkür der herrschenden Klasse unterliege und dementsprechend nur »Kleinmenschen am laufenden Band« produziert würden.

Um das richtige Sperma in die Kanülen und Pipetten zu pumpen, bedurfte also die blanke Technikpotenz des zentralen Kommandos, dann aber würde die triste Schöpfung endlich in hellstem Rot erstrahlen, und das Ende von Alter, Krankheit und Tod wäre nahe. Daß das utopische Vermögen des Menschen, »die Kraft des Überschreitens und der Neubildung«, darum ausgerechnet vor dem eigenen Leib haltmachen sollte, konnten Traditionalisten wie Bloch nicht einsehen. Es war gut und gut marxistisch, die Geschichte zu machen. Da konnte es nur billig sein, noch tiefer zuzugreifen auf die materiellen Vorbedingungen, am Lebensprozeß in seinem Ursprung anzusetzen, am besten, wie Bloch zehn Jahre nach Huxleys *Schöner neuer Welt* gänzlich ironiefrei ausführte, am »Dasein im Mutterleib«, damit der »organische Start« ungehinderter sei.

Solchermaßen das Ideal der Gleichheit als Brutkastennorm ausbuchstabiert, erwuchs der Auftrag an die Gen-Ingenieure, die Nachbesserung des Menschen in Angriff zu nehmen. Das Produkt stellte sich die Rechte als neuen Rasse-Soldaten vor, die Linke als klasse Sozialpädagogen: »Alles spricht dafür, auch auf dem Weg organischer Züchtung die Aggressionstriebe zu reduzieren, die sozialen zu befördern; so wie der Nährwert des Getreides, die Süßigkeit der Kirschen gesteigert worden ist« (Bloch). Die reproduktionstechnische Befreiung des Körpers von aller Naturlaune, »damit die Menschen nicht Leibeigene ihrer selbst bleiben, nachdem sie es in der Gesellschaft nicht mehr sind« (Bloch), war der versprochene Lohn für die Zeit nach dem bestandenen »qualitativen Sprung« und nicht als Drohung gedacht.

Natürlich Naturbeherrschung

Die Eugenik war zu keiner Zeit ein Projekt ausschließlich von reaktionären Kräften oder bekennenden Rassisten. Für die Linke kam das Thema flächendeckend da auf die Tagesordnung, wo eine lineare Rationalisierung aller Verhältnisse, in denen der Mensch eben nicht nur ein einsames und verächtliches, sondern auch ein gebrechliches und dementes Wesen war, den Fortschritt nach Fahrplan garantieren sollte. Abweichungen vom Fahrplan waren nicht vorgesehen, weil die Einheit von Natur- und Gesellschaftsgeschichte stets als unproblematisch vorausgesetzt wurde.

Den Gedanken, daß eine bewußte Form der gesellschaftlichen Organisation die bewußte Kontrolle der materiellen Grundlagen der Gesellschaft befördern müsse, hat bereits Engels formuliert. Er hielt fest, daß die Menschen »zum ersten Mal bewußte, wirkliche Herren der Natur, weil und indem sie Herren ihrer eigenen Vergesellschaftung werden« (MEW 20, S. 264). Selbst Marx hatte in der *Deutschen Ideologie* die »Einheit des Menschen mit der Natur« in der Industrie als gegeben behauptet, als »ein empirisches Faktum«.

Die Befreiung von Naturabhängigkeiten mußte daher per se als emanzipativ gelten: Der ideologiekritischen Entmystifizierung der Gesellschaft als zweiter Natur korrespondierte die Entmystifizierung der Natur durch die Naturwissenschaften. Die emanzipative Seite dieses Aufklärungsprojekts, nämlich die Natur nicht mehr unbefragt als moralische Instanz anzuerkennen, wurde dabei in seinem Fortgang, wie Adorno und Horkheimer festhielten, allerdings von der Tatsache überschattet, daß diese fortschreitende Emanzipation von Naturabhängigkeiten immer weniger die Freiheit des Menschen von allen Zwängen garantierte, sondern an der Verewigung der Herrschaft arbeitete. Diese Erkenntnis einer Dialektik der Naturbeherrschung ist in den Reihen der orthodoxen Linken nie so recht heimisch geworden. Die Natur interpretierte man sich eher als Erfüllungsgehilfin der geschichtlichen Vollendung zurecht.

Dieser geschichtsphilosophische Optimismus, der den Übergang von der Vorgeschichte in die Geschichte nach dem Modell der Naturbeherrschung dachte, klammerte die Nicht-Identität von Natur und Gesellschaft aus. Die Möglichkeit, daß die gesellschaftliche Aneignung der Natur nicht nur Entwicklung bedeutet, sondern sogar die Grundlagen der Modernisierung selbst in Frage stellen kann, wurde dabei systematisch ausgeschlossen. Zu verführerisch erschien der Gedanke, vermittels der Fortschritte einer zweckfreien Naturwissenschaft könne man zur Bewältigung des Lebenskampfes aus der Naturgeschichte aussteigen. Die totale Transformation der Natur als historischen Auftrag formuliert, war es nur noch ein kleiner Schritt, dieses Fortschrittsmodell auf den Prozeß einer planlos ablaufenden Reproduktion zu übertragen.

Zu keiner Zeit fand der Sozialismus wirklich zu einem die Begrenzungen der kapitalistischen Vergesellschaftung transzendierenden Begriff des Fortschritts. Obwohl er sich subjektiv als radikaler Gegenentwurf zu den Intentionen, Motiven und Mitteln der Moderne verstand, beschränkte sich das eigene Programm in weiten Teilen auf die

Radikalisierung der traditionellen Versprechen: rationeller zu verwalten, besser zu planen, gründlicher zu technisieren, kurz: den letzten Rest an Spontanem, Irrationalem und Zufälligem, den das kapitalistische Management dulden mußte, zu tilgen – schneller und besser als die Konkurrenz.

Literatur:

Ludger Weß: *Die Träume der Genetik. Gentechnische Utopien von sozialem Fortschritt*. Frankfurt a. M. 1998

Michael Schwarz: *Sozialistische Eugenik.* Bonn 1995

Konkret 12/99, S. 56

Eike Stedefeldt

Der ewige Schwule?

Die bürgerliche Schwulenszene fühlt sich durch den Beschluß des Bundestags, den ermordeten Juden Europas ein Denkmal zu setzen, diskriminiert und reagiert antisemitisch

Funktionäre und Wortführer der veröffentlichten schwulen Meinung interessieren sich plötzlich für das Mahnmal, darum besorgt, *wir Schwulen* könnten bei seiner Errichtung vergessen werden. Klassische Identitätspolitik betreibend, verfechten sie den Status der Schwulen als *gleichermaßen* von den Nazis Verfolgte; das sichert Karrieren und strategische Vorteile im Kampf um Teilhabe am Staat, aktuell um die Homo-Ehe.

Das nun beschlossene Mahnmal steht dieser Lobbypolitik entgegen. Es war von Anfang an den Hauptbetroffenen des Hitlerfaschismus gewidmet. Die Juden konnten sich der völligen Entwertung ihrer Existenz und der totalen Verfolgung nicht entziehen, Schwulen, Kommunisten, Zeugen Jehovas oder Sozialdemokraten war das oft möglich. Mauthausen, Buchenwald und Sachsenhausen, wo viele Schwule umgebracht wurden, sind nicht Auschwitz, Majdanek und Treblinka.

In der Juli/August-Ausgabe des in Frankfurt/Main, Hamburg und Berlin verteilten »Gay Express« beklagt Jürgen Bieniek das geplante Berliner Mahnmal als ein »Monument der Ausgrenzung« – der Ausgrenzung Homosexueller. Den Artikel illustriert das Foto eines Transparents, getragen auf den letzten Berliner und Münchner Christopher Street Days etwa von Rainer Schilling, dem Schwulenreferenten der Deutschen Aids-Hilfe, und Albert Eckert, dem einstigen Vizepräsidenten des Berliner Abgeordnetenhauses und jetzigen Pressechef der Heinrich-Böll-Stiftung. Eckert hatte noch Ende 1996 in einem Interview der »jungen Welt« gegen ein »offizielles« Mahnmal für die homosexuellen NS-Opfer plädiert. 1999 läßt er ausgeschnittene Winkel jene »nichtjüdischen Opfer« (»Gay Express«) symbolisieren, die »beim Votum über das Holocaust-Mahnmal« durchgefallen (!) seien. Nur ein gelber Winkel, nicht etwa ein Davidstern, steht für die Juden. Aber wen kümmern schon die Details der Shoa, wenn's darum geht, *unsere homosexuellen Opfer,* und also uns alle, mit den jüdischen auf eine Stufe zu stellen?

Dieser Anmaßung huldigt ein weiterer Beitrag derselben Ausgabe. In einem Zitat wird »homosexuelle Minderheit« durch »Angehörige der jüdischen Glaubensgemeinschaft« ersetzt und gefragt: »Wäre Scharping noch Verteidigungsminister, hätte er sich so tatsächlich über Juden statt Homosexuelle geäußert?« Freilich nicht, denn, so der Schluß: *Die Juden* werden vom deutschen Staat gehätschelt, und wir werden diskriminiert. Dazu paßt im Kommentar »Monument der Ausgrenzung« ein Satz zugunsten jener Abgeordneten, die »nicht wagten, gegen die politische Korrektheit zu verstoßen«: »Deutscher und gegen ein Mahnmal für ermordete Juden sein, das geht nicht.« Wär's schön, wenn's ginge?

Bieniek, Hofschreiber des konservativen Lesben- und Schwulenverbandes in Deutschland (LSVD), läßt sein Ressentiment gegen die jüdischen Opfer im Bedauern gipfeln: »Schwule und Angehörige anderer drittklassiger Opfergruppen werden sich auf dem Mahnmal-Gelände in bester Citylage nicht wiederfinden können.« Im Klartext: Noch im Tod nehmen *uns* die Juden die besten Grundstücke weg. Da ist er wieder, der verschlagene Spekulant mit der krummen Nase. Und sein postumes Opfer ist – »der ewige Schwule«?

Der Kombination von antisemitischen und antikommunistischen Stereotypen widmete sich hingegen im August das Berliner Terminblatt »Sergej«. Seinen Kommentar überschrieb Verlagsleiter Carsten Heider mit »Schwule sterben leiser« – natürlich leiser als Juden, die selbst um ihre knapp verpaßte Ausrottung noch Aufhebens machen. Der bewußt irreführende Untertitel »Kein Mahnmal für alle Opfer des Nationalsozialismus« führt Heider zu der Klage: »CDU/CSU-Abgeordnete konnten die Forderung, das Mahnmal auch den übrigen Nazi-Opfern zu widmen, nicht durchsetzen.«

Wir erleben eine Premiere: Erstmals erhebt ein schwules Periodikum offen die Nationalkonservativen zur *eigenen* Interessenvertretung, zu Fürsprechern der eigenen »gequälten Minderheit«, für die »auf einer zentralen Gedenkstätte kein Platz ist, nur weil die Zahl der Opfer unter ihnen nicht ausreicht«. Analog zu Bieniek betreibt Heider eine propagandistische Gleichsetzung: »Auch nichtjüdische Opfer wurden mit gleicher Härte und gleichem Haß verfolgt.« Doch »gleiche Härte« und »gleicher Haß« reichen noch nicht: »Schwule wurden in den Lagern zudem oft schlechter behandelt.« – Der Jude war selbst im KZ noch privilegiert.

Diese Tendenz zur Relativierung ist keineswegs neu, sie gewinnt aber zunehmend an Kraft. Ein in der Szene gängiger Argumentationsstrang ist denn auch, Juden wie Homosexuelle seien gleichermaßen nicht für etwas verfolgt worden, was sie *taten,* sondern für etwas, das sie *waren.* Aber Schwule konnten tarnen, was sie waren, durch etwas, das sie taten (z. B. heiraten) oder ließen (z. B. Sex mit Männern), Juden nicht. Deren Herkunft blieb jüdisch, die Herkunft der Homosexuellen aber heterosexuell.

»Noch ist die Diskussion nicht beendet«, hofft Heider. Zu ihrer Weiterführung mobilisieren vor allem die in die Volksgemeinschaft drängenden schwulen Sachwalter. Und da sie weder auf das Einsehen des Förderkreises zur Errichtung

eines Denkmals für die ermordeten Juden Europas e.V. bauen können, der eine Anfrage von »Sergej« als unseriös abwies, noch auf die Kronzeugen der Lesben- und Schwulengruppe Yachad Berlin e.V., deren Vorsitzender das beschlossene Mahnmal-Konzept befürwortet, greift man halt zur offenen Denunziation: »Die Gedenkstätte wird in ihren monumentalen Ausmaßen und ihrer Gestaltung – rechteckige Säulen waren ein bevorzugtes Architekturmerkmal der Nazis – eher an stalinistische Gedenkmaschinen wie in Riga erinnern.« Ganz selbstverständlich relativiert so auch der inzwischen bei der »Berliner Zeitung« gelandete Heider den Nationalsozialismus. Der Amerikaner Peter Eisenman wird dank »rechteckiger Säulen« kurzerhand zum Jünger Albert Speers, und das Memorial in Salaspils, wo im größten KZ des Baltikums 100.000 Menschen ermordet wurden (es überlebten 500), wird zur »stalinistischen Gedenkmaschine« abqualifiziert.

»Die Umsetzung des Holocaust-Mahnmals bleibt umstritten / Homosexuelle ausgeschlossen« lautete schließlich im September eine Unterzeile in »Queer«, der auflagenstärksten deutschen Homo-Gazette. Das bundesweit verteilte Zentralorgan der neuen schwulen Mitte, das bereits 1998 in einem Kommentar ihres Kolumnisten Michael Sollorz den Massenmord an den europäischen Juden verharmloste, schlägt sich darin indirekt auf die Seite von Kulturstaatssekretär Naumann. Dieser hatte Lea Rosh Naivität vorgeworfen. Sie solle ihm doch mal erklären, wie sie des Holocausts gedenken wolle, wenn die ermordeten Behinderten, Homosexuellen und politisch Andersdenkenden »ausgespart würden«. Betitelt ist der von »Queer«-Hausanwalt Markus Danuser verfaßte Artikel mit der im aktuellen Klima nur als Forderung zu verstehenden Parole »Gleiches Recht für alle Opfer«.

Den Wert »der Juden« für rechte Ziele »der Schwulen« bewies in der September/Oktober-Ausgabe des »Gay Express« nochmals Jürgen Bieniek, der in seinen Kommentaren kaum mehr ohne sie auskommt. Daß sich bei emanzipatorischen Schwulen und Lesben Widerstand gegen die (Homo-)Ehe regt, kontert er ähnlich wie beim Thema Bundeswehr: »Niemand käme auf die Idee, Juden wegen ihres Glaubens oder Türken wegen ihrer ethnischen Zugehörigkeit das Heiraten zu verbieten. Genau das passiert den Schwulen und Lesben wegen ihrer sexuellen Orientierung.« Für Bieniek sind »Juden« (hier im Verein mit »Türken«) eine wohlfeile Münze, im politischen Streit nach Belieben einsetzbar. So sieht er aus, der praktizierte schwule Antisemitismus im Rektum der erstarkenden Nation.

Konkret 12/99, S. 57

Armin Schreiber

German Open

Der Geist im Endspiel: nach Georg Seeßlens Beitrag »Triumph der Eventkultur« (KONKRET 11/99) ein zweiter Blick auf die Berliner Ausstellung »Das XX. Jahrhundert – Kunst in Deutschland«

»Am Ende des 20. Jahrhunderts blickt die Berliner Nationalgalerie zurück auf die Kunst der vergangenen hundert Jahre. Was immer in dieser Zeit in Deutschland an Kunst wahrgenommen wurde und Wirkung hatte, stellt sich« – so die vielfach wiederholte Ankündigung – »in der Jahrhundertausstellung in einem grandiosen Gesamtpanorama dar.«

Grandios ist diese Schau ohne Zweifel: ein hauptstadtwürdiges Super-Spektakel, eine kunst-, ja kulturpolitische Großgeste unter der Schirmherrschaft des Bundeskanzlers, an der auch Wilhelm II. – mit einer Zeichnung im Katalog vertreten – seine Freude gehabt hätte. Mehr als 200 natio- und internationale Artisten, darunter so kunstsinnige Namen wie Baargeld und Lorbeer! Über 600 Arbeiten! Vom konventionellen Artefakt, wie es die legendäre Jahrhundertschau von 1906 im Programm hatte, bis hin zur Rauminstallation allerneuester Provenienz ist vorrätig, was Kunst und erweiterter Kunstbegriff hergeben. Und der Zwei-Kilo-Katalog mit ca. 850 Abbildungen plus 78 Texten signalisiert, daß unbedingt »mehr« intendiert ist als eine konventionelle Exposition: ein Essay nämlich, ein quasi begeh- bzw. durchwandelbarer Großraum-Essay, der sich hier in drei Häusern entfaltet und für Fußnoten und Ergänzungen drei zusätzliche Gebäude in Anspruch nimmt.

Bis zum 9. Januar noch kann man sich in der Riesenepistel die Beine vertreten, aber schon jetzt – ein Blick ins Register des Katalogs zerstreut jeden Zweifel – steht fest, wer deutscherseits in diesem Jahrhundert das Rennen gemacht haben wird: Joseph Beuys natürlich, und damit erfährt meine von ihm während der 72er documenta signierte »Plastik«-Tüte ihre xte Wertsteigerung. Einen regelrechten Narren muß die Nationalgalerie an ihm gefressen haben. Mit phänomenalem Vorsprung auf den zweitplazierten Max Beckmann und weit vor Wassily Kandinsky, dem höchstnotierten unter den ausländischen Gästen, belegt Beuys uneinholbar den ersten Rang. Dem kann man, bitte sehr, widersprechen. Auch der ältere Herr, der die von Leni Riefenstahl gefilmte Turnübung am Seitpferd (»Fest der Völker – Fest der Schönheit«) während der Vorführung – mitten hinein ins aufmerksame Ausstellungspublikum – mit »8,6« bewertete, mußte sich korrigieren lassen. Aber wer sonst hat die »FAZ« (11.2.69) je zu solchen Sätzen animieren können: »Beuys ist als einmaliger Anthropos zu begreifen, der zu uns gekommen ist, um Kunde zu bringen vom Mut zu den Mythen, zur Kreativität und zum gesellschaftsformenden geistigen Willen, als einer der Seltenen, der in glücklicher Reinkarnation Leib und Ätherleib für ein Menschenleben, nicht ohne Krisen und anstrengende Selbstheilungen, zur Deckung gebracht hat, als Therapeut und Künstler, um zum Sender zu werden.«

Unter den ersten zehn und somit sicher plaziert im Säkulum finden sich auch Gerhard Richter, Sigmar Polke, Georg Baselitz, wie überhaupt und offensichtlich das markt- und medienrelevante Kunstschaffen der letzten zwei Dekaden beim Kuratorenteam nachhaltige Wirkung hinterlassen hat, so daß selbst Vertreter der vierten Konstruktivisten-Generation noch in der VIP-Loge des Jahrhunderts landen. Andere Beispiele: Kiefer besetzt mit mehr als zehn Großformaten einen ganzen Saal. 424 Blätter DIN A3 von Hanne Darboven sind zu studieren, 275 Fotodrucke des Filmemachers Heinz Emigholz: eine bemerkenswerte Hochschätzung der gegenwärtig reüssierenden Fine-Art-Produktion auch insofern, als das jahrzehntelang tönende, die Rezeption der Moderne begleitende Dauergelächter über die Juroren der offiziellen Salons des ausgehenden 19. Jahrhunderts gelegentlich noch heute zu hören ist.

Mit Hilfe von »Blickachsen«, die »das Kaleidoskop der künstlerischen Entwicklungsweisen dieses Jahrhunderts bündeln« sollen, werden drei Hauptkomplexe angepeilt. Im Alten Museum offenbart sich »Die Gewalt der Kunst«. Die Abstrakten – unter der Oberüberschrift »Geist und Materie« – finden Quartier in der Neuen Nationalgalerie. Und der Hamburger Bahnhof informiert via »Collage-Montage« über »das Herstellen von Bildern aus anderen Bildern«: beginnend mit Picassos »Frauenkopf« (1912) über Dada & Co. bis hin zu Dieter Roths »Grosser Tischruine« (1970/98).

Wenn auch diese Blickachsen über weite Strecken zur Rennbahn werden, auf der die Epigonen, allen voran die Enkel der Expressionisten, ihr sanktioniertes Wesen und Unwesen treiben, so erweist man andererseits den großen Namen durchaus Reverenz. Kandinsky, Klee, Macke, Marc – die Maler der klassischen Moderne generell – sind hinreichend präsent. Christian Schad allerdings, Hauptakteur der Neuen Sachlichkeit, ist nur mit drei Arbeiten vertreten. Und je vier bzw. fünfmal erscheinen Max Ernst und Pablo Picasso, was ihrer Sonderstellung keinesfalls gerecht wird.

Schwerer indessen wiegt, daß bis auf Picassos »Sylvette« tatsächlich nur periphere Werke dieser Künstler auftauchen,

d. h. Collagen aus den 10er und 20er Jahren. Wo bleiben Picassos großartige Figuren-, Kinder- und Tierbilder? Die phantastischen Landschaften und Städte von Max Ernst oder Schads sezierende Porträts? Fehlanzeige! Man muß nicht von Orientierungslosigkeit oder mangelndem Qualitätsempfinden sprechen, aber zumindest fragen, ob diese Ausstellungsform vom Typ »Essay« – sie mag unter anderen Umständen durchaus sinnvoll sein – für das avisierte Jahrhundertpanorama die

angemessene Infrastruktur bietet. Denn durch die starre Fixierung auf bestimmte, zum Teil ja durchaus auch modische Aspekte geraten andere Tendenzen, selbst wenn sie zehn Jahre und länger »wahrgenommen wurden und Wirkung hatten«, aus dem Blickfeld ins Off. Und wo es primär um Auswahl und angemessene Plazierung von visuellen Trittsteinen für diese oder jene Blickachse geht – ein VW Baujahr 43 oder Nam June Paiks »Zen for TV« – , wo also das Phänomen interessiert und als Beweisstück gemeint ist, wo es Kunst sein kann oder Kunstgewerbe oder beides nicht, läßt sich die Frage nach der künstlerischen Qualität zu den Akten legen – mit der allerdings gravierenden Folge, daß Marksteine der Epoche auf der Strecke bleiben. Ersatzweise und damit sich entsprechende Lücken nicht zum Horror vacui weiten, hängen hochgradig tiefsinnige Worte in subtilem Grau an den weißen Wänden. Mit »art must become a metaphysical exercise« hilft Barnett Newman seinem »Who's Afraid of Red, Yellow and Blue IV« auf die Beine, und Polke textet total cool: »Wer lebt denn schon ohne Vorlage?« Die Skatbrüder wird es freuen, wenn ihre gute alte Regel – »Wer schreibt, bleibt« – nun auch von Artisten beherzigt wird.

Verblüffenderweise tritt die gesamte Bildhauerei des Jahrhunderts nur mit 20 Arbeiten in Erscheinung und hat hier – was die figürliche Plastik im engeren Sinne betrifft – ihren Geist bereits Anfang der 50er Jahre aufgegeben. Verblüffend auch, daß unter den Malern einige fehlen, deren Originalität und Klasse evident ist und deren Werk und Wirkung durchaus den eingangs zitierten Kriterien entspricht. Dazu gehört Richard Oelze, neben Max Ernst wichtigster deutscher Vertreter des Surrealismus, dessen »Erwartung« (1936), sein wohl bekanntestes Werk, die bedrohliche Atmosphäre der unmittelbaren Vorkriegszeit eindringlich zum Ausdruck bringt und von Werner Hofmann, dem vormaligen Leiter der Hamburger Kunsthalle, mit Recht zu den Jahrhundertbildern gezählt wird. Ebenso Richard Lindner, »Vater der Pop Art«, dessen stark stilisierte, grellfarbig-aggressive Frauen- und Männerfiguren in den 60er Jahren nachhaltige Begeisterung auslösten. Ferner Wolfgang Mattheuer, der das Formenrepertoire der Neuen Sachlichkeit anspitzt zu einer für die zweite Jahrhunderthäfte tragfähigen Bildsprache. Konrad Klapheck, erster Künstler der ersten Nachkriegsgeneration (Jg. 35), der dem seinerzeit allseits akzeptierten Diktum, die Kunst sei, wenn auf der Höhe der Zeit, abstrakt und flächig, mit plastisch dargestellten »menschlichen Maschinen« widerspricht. Des weiteren Dieter Asmus: Ausgehend von Picasso, Francis Bacon, Jean Dubuffet revitalisiert er das bildsprachliche Abc und kommt zu komplexen, zugleich kompakten, zeitgenössischen Figurenbildern. Johannes Grützke schließlich, der bis dahin kaum registrierte menschliche Befindlichkeiten – eine spezifische Ausprägung moderner Einfältigkeit u. a. – mit der eigenen Person als »Kronzeugen« authentisch und stilsicher ins Bild bringt. Er – ebenso Oelze und Asmus – hätte mit seinen gänzlich anders gearteten Künstlerporträts der hochgezogenen »Artistenmetaphysik«, dem 1. Kapitel und Einstieg in »Die Gewalt der Kunst«, den dringend erforderlichen Konter verpassen können!

Was durchgängig als entschuldbare Nachlässigkeit oder eben spezifisches Manko jener Essay- bzw. Blickachsenprogrammatik gesehen und entsprechend kommentiert wird, entpuppt sich als ideologische Lektion. Daß die 70er Jahre und ihr zentrales Thema – die »Befragung der Realität« und die Antworten des Neuen, Kritischen und Fotorealismus – vom Rückblick der Nationalgalerie nicht erfaßt sind; daß von der Neuen Sachlichkeit allein die Sektion der Expressiven auftaucht, durchweg Gegenständlichkeit nur in Betracht kommt, wenn Dinge und Figuren per Deformation (Nolde, Kirchner, Baselitz) oder Definition (Richter) oder übergewichtige Einlagerung emblematischer Bedeutungen (Beckmann, Tübke) quasi gegenstandslos werden; daß Picasso primär als Anreger für Willi Sitte genannt und ansonsten mit einem – ja: heimtückischen – Text bedacht wird, der von Michel Seuphor, dem Erzpriester abstrakter Kunst der 50er Jahre stammen könnte, deutet auf eine Phobie hin. Eine Phobie als Folge eines offenbar noch immer wirksamen Verdikts aus den ersten Nachkriegsjahren, das allein die sog. Gegenständlichen mit dem NS-Regime in Verbindung brachte und damit pauschal disqualifizierte, die »Non-Figurativen« und Expressionisten hingegen – unter Verweis auf ihre Ausgrenzung während der Nazi-Zeit – gleichsetzte mit Freiheit, Fortschritt, Geistigkeit.

Nun hat sich, was die Erblasten der NS-Zeit betrifft, inzwischen herumgesprochen, daß die Zwangsteilnahme an der Ausstellung »Entartete Kunst« für sich nicht als »Persilschein« gelten kann. Edvard Munch, Emil Nolde, Ernst Barlach z. B. unterschrieben 1934 einen »Aufruf der Kulturschaffenden«, der – abgedruckt im »Völkischen Beobachter« – für Hitler als Reichpräsidenten plädierte. In Albert Speers Tagebuch findet sich die Notiz, vom Propagandaministerium seien zahlreiche Gemälde der »Munch-Nolde-Richtung« für Goebbels' renovierte Wohnung zusammengestellt worden. Und Georg Lukács konstatierte, daß Goebbels »das expressionistische Wegabstrahieren von der Wirklichkeit«, »die expressionistische Verzerrung als Methode der Gestaltung der Wirklichkeit für ein passendes faschistisches Propagandamittel hält«.

Auch Walter Gropius, Oskar Schlemmer, Wassily Kandinsky waren, wie Jean Clair in seinem Essay *Die Verantwortung des K□ nstlers. Avantgarde zwischen Terror und Vernunft* (Dumont 1998) darlegt, mehr oder weniger involviert und die Bauhaus-Theorien mit »nicht-demokratischen Inhalten durchaus kompatibel«, wobei Mies van der Rohe die ironische Pointe liefert: Er, dessen Unterschrift jenen 34er-Aufruf ebenfalls ziert, der sich als Architekt für den deutschen Pavillon zur Weltausstellung 1935 andiente, baute 20 Jahre später die Neue Nationalgalerie, die nun – dem »Prinzip des sprechenden Ausstellungsortes« folgend – das Segment »Geist und Materie« zur Entfaltung bringt ...

Und den Besucher vor die Frage stellt, was es denn nun mit der Geistigkeit der Kunst auf sich hat. Steckt sie in Richters »48 Portraits« insofern, als es sich hier um Lexikon-Köpfe von sog. Geistesgrößen handelt? Wird sie angelockt von Titeln wie »Prometheus I« oder eher – des freieren Zugangs wegen – durch Bilder »Ohne Titel«? Steht sie mehr auf »geformte Farben« oder »gefärbte Formen«? Oder stellt sich Geist – aus purem Trotz sozusagen – gerade dann ein, wenn Hersteller wie Ernst Wilhelm Nay etwa davon gar nichts wissen wollen: Farbe, so der Künstler, sage nichts anderes, als daß sie Farbe sei. Und wie verhält es sich – von wegen der Nähe zur Geometrie – mit den Konstruktionen des Kasimir Malewitsch? Als »Kitsch der Vernunft« bezeichnete Carl Einstein dessen Arbeiten. Also keine Geistigkeit dortselbst? Andererseits: Potenziert sich ihre Präsenz, wo es um Kunst über Kunst oder gar Kunstphilosophie geht? Sollten sich – letzter Anlauf – die Vorstellungen hin zum »Heiligen Geist« oder eher – abwegig ist das nicht – in Richtung »ghost« wegbewegen?

Heiliger Lukács! Höchste Zeit, daß endlich Schluß ist mit diesem gespenstischen Jahrhundert und seiner esoterischen Vergeistigung.

Konkret 12/99, S. 59

Armin Schreiber

Herzkranke Hochkunst

Über Robert Gernhardts »letzten Zeichner« und seine Dilettantenparade

Drei, vier Seiten – über die Schweine von Sowa etwa oder Beuyssche Hasen – und der Leser weiß: Hier schreibt kein Kurator, kein Kritiker, üblicherweise zuständig für die Belieferung der Szene mit kunstbezüglichen Erhellungen, sondern der Maler, der Zeichner. Ein Profi also, der neben der Außen- auch die Innensicht des Herstellers kennt und der famos formuliert.

Für Brisanz indessen sorgt ein anderes Faktum: Die »großen Initialgesten« der Herren Kandinsky, Malewitsch und Duchamps, mehr noch die als Folgeerscheinung im letzten Drittel des Jahrhunderts herumwuchernden art-Kreationen, ihre Nobilitierung durch den erweiterten Kunstbegriff, ihren Alleinvertretungsanspruch und ihre flächendeckende Präsenz bei Bi- und Triennalen sieht Gernhardt mit wachsendem Widerwillen. Und er bringt dies unmißverständlich zum Ausdruck, besonders deutlich in der Titelgeschichte »Der letzte Zeichner«.

Ergänzt wird dieser Text durch Aufsätze zu Kunst und Karikatur, von denen die meisten zwischen 1988 und 1999 u. a. in »Titanic« und »FAZ« erschienen sind. Hier bereits, wenn Gernhardt die Beuys-Rezeption z. B. oder den am 15.1.82 gemalten »Adler« des Georg Baselitz aufs Korn nimmt, zeigt sich seine Aversion gegenüber den Hervorbringungen der jeweils angesagten Avantgarde und ihrer Exegeten. Und selbst wo dies nicht expressis verbis zutage tritt, ist sie wirksam als Motiv. Denn die Texte, ob sie selten erwähnte Bilder alter Meister in neues Licht stellen oder seinen Zunftbrüdern, den Cartoonisten, ein Denkmal setzen, sind immer auch, indem sie ihr Sujet mit dem Blick des Künstlers fassen und beschreiben und damit jedenfalls vorübergehend dem Urteil großmächtiger Zeitgeistpropheten entziehen, Akt der Befreiung von Bevormundung durch – so Gernhardt, der Experte – : Dilettanten.

Von der Geschichte ihrer Emanzipation oder anders herum: vom Niedergang der Kunst und der fragwürdigen Rolle, die »der ewige Dilettant« dabei spielt, handelt »Der letzte Zeichner«: kein Essay, sondern Story. Mixtur aus *fiction* und *faction,* die dem Autor u. a. die Möglichkeit gibt, via Rollenprosa die Wirkung seines Beweisganges zu sichern. Umgesetzt wird diese Strategie durch einen fiktiven letzten Zeichner, der seinem letzten Schüler in den allerletzten Minuten vor dem definitiven Ende der bildenden Kunst einen Vortrag hält. Wie weiland Michelangelo auf Antonio Mini eingeredet haben mag, nimmt »der Alte« seinen Adlatus »Antonio« ins Gebet und die bauchige Korbflasche (typisch Künstler eben!) zur Hand.

»Nichtfachmann«, »Halbwisser«, »(Kunst-)Liebhaber« bietet der Fremdwörter-Duden an und bezeichnet treffend des Dilettanten Fluch, Künstler sein zu wollen, aber Kunst nicht zu können. Daß dieses Dilemma genug destruktives Potential in sich birgt, der Kunst den Garaus zu machen, kündigt sich bereits – Gernhardts Protagonist geht weit zurück – in den Höhlen von Lascaux an. Hier erstmals muß der kunstliebende Nichtfachmann, weil er einfach nicht rafft, daß Rentiere hinten keine Knie haben, die Sticheleien der Könner wegstecken und

-verdrängen, wenn er am Ball bleiben will. Und er bleibt!

Die Dilettanten-Revue des letzten Zeichners präsentiert neben anonymen Amateuren, die sich bei den alten Ägyptern und Griechen ebenso wie bei den Freskenmalern der Renaissance unter die Profis mischen, u. a. den »Meister der aufgerissenen Augen«, der um 1470 im Palazzo Schifanoia (Ferrara) drei Monatsbilder mit Pferden ausstattet, »die Sandsäcken auf Stützen gleichen«. Beispielhaft auch ein gewisser Joseph Visconti aus »Mayland«, der 1750 für 6.000 fränkische Gulden den Kaisersaal zu Würzburg ausmalen soll, ein »Apellesstück« verspricht, aber »elend schlecht mahlet(e)« und schließlich wegen Stümperei suspendiert wird. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, bei den Nazarenern in Rom, wird nicht mehr suspendiert, sondern integriert, sofern der Betreffende hohe katholische Gesinnung nachweisen kann. Als Prachtexemplare neuerer Zeit werden Cézanne – was doch ein Perspektivwechsel ans Licht bringt! – und Mondrian gewürdigt und natürlich Joseph Beuys, der dem »ewigen Dilettanten« in Düsseldorf zu Durchbruch und Inthronisation als Künstler verhilft.

Bis dahin jedoch kommt es zu zwei sog. einschneidenden Veränderungen, für die Signore Visconti gewissermaßen das Startzeichen gibt. Zwar verfangen *seine* »vilen blauderyen« noch nicht, über eine Liaison jedoch – sie bahnt sich 20 Jahre später an – des Dilettanten mit seinem »Complement« von der Sektion Literatur gewinnt das »Schönreden« neue Qualität und Bedeutung: Goethes junger Werther – 89 Briefe und 2 Zeichnungen hat er verfertigt während seiner Leidenszeit – bringt es auf den Punkt und formuliert damit das Credo für unzählbare Nachahmer: »Ich könnte jetzo nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin niemahlen ein größerer Mahler gewesen als in diesen Augenblicken«: Fast schon ein Konzeptkünstler, ein Minimal Artist auf jeden Fall!

Fatum Nr. 2, die Fremdeinwirkung durch Platon, Hegel & Co. und einige der heutigen Fachvertreter, bringt Gernhardts letzter Mann nur punktuell zur Sprache. Auf Hegel z. B., der den Abstrakten posthum zu einer 1-a-Apologie verhalf und

seinen späten Schüler Danto aus Amerika, der die Kunst durch »seine vilen blauderyen«, per definitionem also, in Philosophie verwandelte, in Philosophie ausgerechnet, die nur noch ihre »Inkompetenzkompensationskompetenz« (Marquard) verwaltet, geht er nicht ein. Dafür kommt Schopenhauer zu Wort: »Vor ein Bild hat jeder sich hinzustellen wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und was es zu ihm sprechen werde; und wie jenen auch dieses nicht selbst anzureden: denn da würde er nur sich selbst vernehmen.« Unselig mißverständliche Sentenz! Denn die Interpretation dieses Apophthegmas führt letztlich – nur wer den Kontext kennt, darf kucken! – zur Entmündigung des Betrachters und zur Beförderung des schriftgelehrten Dilettanten zum Vormund in Sachen Kunst.

Zur Selbsterhaltung gegenüber den »Großen Nummern« (Fontane) wird dem konsternierten »Antonio« ein Bücherbündel mit u. a. Lichtenbergs Sudelbüchern und Fontanes Briefen gepackt und geraten – »Da geht's lang, Antonio!« – , jenen »legendären Commandante Bernstein« aufzusuchen, bei dem noch gezeichnet wird: besessen vom Gestaltenreichtum der Welt und in souveräner Beherrschung der Mittel. Eine weitsichtige Empfehlung!

Gernhardts Texte vergegenwärtigen Kunst, wie sie den Beteiligten vor den »großen Initialgesten« in Kopf und Gemüt saß, und vermitteln, welche desaströsen Verluste ein Austrocknen des *strengen Systems Kunst* mit sich brächte. Sie zeigen zudem – und bejammern nicht nur den Status quo – , wie und wo sich dessen Ausdrucks- und Erkenntnismöglichkeiten fit- und bereithalten für eine Revitalisierung der herzkranken Hochkunst.

Und ausgerechnet »Witzezeichner« liefern die Infusionen? Eine von zwei, drei denkbaren Optionen ist dies – und hier bringt *Der letzte Zeichner* seine besten, seine schönsten Trümpfe ins Spiel.

Robert Gernhardt: *Der letzte Zeichner*. Haffmans, Zürich 1999, 288 S. , 48 Mark

Konkret 12/99, S. 60

Kay Sokolowsky

filmtheater

Nina Schindler (Hg.): Flimmerkiste. Ein nostalgischer Rückblick. Gerstenberg Verlag, Hildesheim 1999, 464 Seiten, 49,80 Mark

Martin Wiebel (Hg.): Deutschland auf der Mattscheibe. Verlag der Autoren, Frankfurt a. M. 1999, 422 Seiten, 38 Mark

Das Fernsehen der BRD hat eine Geschichte, die vor allem vom Bemühen handelt, so zu werden wie das Fernsehen in anderen Ländern: ahistorisch. Die alten Nazis und noch älteren Patriarchen, die Weihnachten ’52 wieder aufnahmen, was die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft 1935 weltexklusiv begonnen, der Krieg allerdings unbezahlbar gemacht hatte, diese Kamarilla aus Ultramontanpfaffen, PK-Veteranen und Halbbildungsbürgern, verstanden darunter noch, neben den einzig TV-würdigen Sujets, nämlich Sex, Crime, Fun, zumal die jüngste Zeitgeschichte aus dem Reflexionskreis des »Zauberspiegels« zu verbannen. »Der erste Sendeabend«, referiert Alf Mayer-Ebeling in *Flimmerkiste*, »dauert 158 Minuten: Ansprache, ein Fernsehspiel über die Entstehung des Liedes ›Stille Nacht ...‹ und das Tanzspiel ›Max und Moritz‹.« An dieser Art Programm änderte sich während der Adenauerjahre im Grunde nichts. In den 60ern verlor das westdeutsche Fernsehen zwar seine demonstrative Abscheu vorm Trivialen, aber die alten Frontschweine, die weiterhin das Sagen hatten, sorgten dafür, daß die tausend Jahre, in denen sie groß geworden waren, weiterhin allenfalls kurz vor Sendeschluß Erwähnung fanden. Die Pimpfe, die derweil das Programm gestalteten, schielten neidisch zur BBC, zu NBC und CBS und importierten, was mondäner und lässiger wirkte als der schwerblütige und verklemmte Plunder, den ihre eigenen Studios hergaben, also alles. Daß die »große Samstagabendshow«, mit der ARD und ZDF auf Las Vegas machten, ihre Herkunft aus Goebbels’ »Wunschkonzert«, daß die Stars, die fürs Amüsement sorgten, ihre Zeit in der Truppenbetreuung nie ganz verleugnen konnten, sorgte für den Rest an brauner Erdenschwere, den das Fernsehen gleichwie die ganze Republik trug, ohne ein Wort darüber verlieren zu mögen. Lou van Burg, Chris Howland und Caterina Valente, eher drittklassige Entertainer, aber erwiesene Ausländer, konnten damals zu Stars aufsteigen, weil Macher sowohl wie Zuschauer sich heftig nach Erlösung sehnten von dem Dreck, der an den eingeborenen Clowns klebte (allein aus diesem Grund auch adoptierten sie den herzlich unbegabten Hans Rosenthal). Als van Burg, der populärste Showmaster, den das deutsche Fernsehen je hatte, beim Fremdgehen ertappt wurde, haßte man ihn weniger für seine Promiskuität als dafür, daß er seine »Unschuld« verloren hatte. Der dicke, grienende, brabbelnde Holländer war der ideelle Gesamtsäugling, als den die Deutschen sich wunschträumten; daß er in Wirklichkeit eine Libido besaß und ihr nachgab, nahmen sie ihm daher übler als je einem KZ-Kommandanten seine vier Jahre im »Befehlsnotstand«.

Die 70er und frühen 80er vollenden die Enthistorisierung des deutschen Fernsehens. Dieweil die alten Pgs in Pension gehen, werden Tabus gebrochen sonder Zahl, halbnackte Frauen spazieren durch die »große Samstagabendshow«, und sogar eine Serie namens »Holocaust« darf zur Prime time passieren, riecht sie doch mehr nach Seifenoper als nach Geschichtsstunde: Der »Bildungsauftrag«, den das Öffentlich-Rechtliche mal reklamierte, ist längst ein Kabarettwitz geworden, und als ’82 Kohl die Geschäfte übernimmt, wissen alle, was sein vornehmstes Regierungsprojekt sein wird: das Privatfernsehen zu installieren, in dem das Medium endlich zu sich selber kommt und nur mehr da ist, um da zu sein, amorph, amoralisch, ahistorisch.

Soweit die Kurzfassung der westdeutschen TV-Geschichte. Es gibt hier eigentlich nichts, um sentimental zu werden. Dennoch zeigen Einwohner dieses eigenartigen Landes, die in den 60er Jahren aufgewachsen sind, gerne Rührung, wenn sie sich an ihre ersten TV-»Erlebnisse« erinnern: Die Bundesrepublik muß damals noch viel vermuffter und dumpfer gewesen sein als ihre Samstagabendshows; und der matte Abglanz einer weiten, freien Welt, den der Bildschirm bisweilen bot, verklärt sich in der Rückschau nachgerade zur Epiphanie. Kaum anzunehmen, daß die Kids, die heute zwischen dreißig Sendern wählen können und das Fernsehen nur mehr als ein Dauergeräusch ihres Alltags wahrnehmen, dereinst verklärt an ihre erste »Peep«-Sendung zurückdenken werden. Und schon gar nicht vorstellbar, daß es im Jahr 2020 einen Markt geben wird für Bücher wie *Flimmerkiste* oder *Deutschland auf der Mattscheibe*.

Für letzteres gibt es hoffentlich nicht mal heute einen. Allen Ernstes überschreibt Herausgeber Wiebel sein Vorwort mit diesem Satz: »Im Bildschirm als dem Spiegel der Zeit erschien die Zeit im Spiegel«, und schon ist klar: Man darf ihn nicht ernst nehmen. Ein Buch, das sich vermißt, so der Untertitel, »Die Geschichte der Bundesrepublik im Fernsehspiel« nacherzählen zu wollen, sollte doch einiges mehr anbieten als hingerotzte Produktionsnotizen der beteiligten Regisseure und Redakteure, ein paar zeitgenössische Kritiken und nichtige Interviews. Der historische Wert der vorgestellten Filme wird mehr behauptet als belegt; das vorgeblich »hilfreiche Nachschlagewerk«, maßgeblich vom WDR gesponsert, ist eine Mogelpackung vom Ärgerlichsten: Hier klopfen Fernsehleute einander begeistert auf die Schulter und sind offenbar fest

überzeugt, daß der Leser es ihnen unbedenklich nachtun wird. Für die Chefobszönität der obsoleten Schwarte sorgt Schmidts Schnauze Klaus Bölling anläßlich des »Todesspiels« von Heinrich Breloer: »Das mitdenkende Publikum hat verstanden, daß, wie in der attischen Tragödie, die handelnden Personen ... auf ihre Weise in die Schuld verstrickt sind.« Denn die rächenden Götter haben die RAF erfunden, und einem Schmock wie Klaus B. gilt so ein Breloer gleich wie Euripides.

Flimmerkiste ist eins jener Bücher, die es ohne Desktop publishing nie gegeben hätte: Jede Menge todöder Designerschriften, ein Layout, das mit der digitalen Kettensäge geschnitzt wurde, Pseudo-Wasserzeichen und auch sonst alles, was einem gelernten Metteur im Leben nicht einfallen würde. Die Beiträge sind mehrheitlich von strahlender Witzlosigkeit und Banalität (allein Georg Seeßlen, Fritz Wolf und Harald Keller fallen durch den Willen und das Talent zur Analyse auf); doch wirklich übel wird es, wenn die Herausgeberin selber eingreift. Nina Schindler glaubt nämlich, einen Humor zu haben und ihn ausstellen zu müssen, und leider war da kein Lektor, ihr die Blamage zu ersparen: »Quick-Check Vorabendserien / Die Botschaft: Tiere sind die besseren Menschen. / Die Kinder: Süß. / Die Tiere: Noch süßer. / Kultfaktor: Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Pflegeanleitung, und fragen Sie ihren Zoohändler oder Tierarzt.« Da bleibt kein Brechbecher trocken; und falsch ist es überdies: Wo, bitte, waren denn bei »Percy Stuart« oder »Lou Grant« Tiere zu besichtigen? Und, übrigens, Frau Schindler: Einen Text von Ror Wolf nachdrucken, ohne den Dichter ins Autorenverzeichnis aufzunehmen, sogar ohne Quellenangabe, dafür aber mit einem völlig infantilen Titel – das sollte, ginge es nach mir, Sie teuer zu stehen kommen.

Wer aber unbedingt erinnert werden möchte an die Steindummzeit des Fernsehens, der greife zum ungeniert plagiierten Vorläufer von *Flimmerkiste*, das bestens ausgestattete, von Bernd Müllender und Achim Nöllenheit herausgegebene Vademecum *Am Fuß der blauen Berge* (Klartext, Essen 1994); oder lese Harald Kellers exzellent recherchiertes, kurz- und bündiges Handbuch *Kultserien und ihre Stars* (Bertz, Berlin 1996). Zumindest beim Trivial Pursuit kann’s nützen.

Konkret 12/99, S. 61

Georg Seeßlen

Das entflochtene Band

David Lynchs neuer Film »the Straight story« überwindet das postmoderne Kino

Das »klassische« Mainstream-Kino, der amerikanische Genre-Film und seine zumeist eher trashigen Ableger in Europa, und das bürgerliche Erzählkino des »psychologischen Realismus« befinden sich spätestens seit Mitte der fünfziger Jahre in einer Form der permanenten Krise. Das Bedürfnis nach Wiederkehr des Gleichen, nach ideologisch-ästhetischer Kontinuität, wurde vom Fernsehen besser bedient, die Konkurrenz des einen Mediums mit dem anderen äußerte sich schließlich vor allem auch als Konkurrenz des einen Films mit dem anderen: Statt einen Sinn-Markt zu konstruieren und zu stabilisieren, mußte nun jeder einzelne Film auf diesem Markt überhaupt überleben, und er konnte es nur, indem er versprach, irgend etwas »anderes« zu bieten. Mehr Stars, größere Schauwerte, technische Innovationen, moralische Grenzüberschreitungen, schließlich sogar »unerhörte Botschaften«. Auf der anderen Seite war die Industrie hoffnungslos überaltert, das Studio-System in den USA und die »Tradition der Qualität« in Europa begannen, am Publikum vorbeizuproduzieren, und gerade die Prestige-Produktionen, die den nach wie vor beträchtlichen Reichtum der Traumfabrik ausstellten, zogen kaum noch junge Leute an. Zwischen 1957 und 1966 betrug das Durchschnittsalter der Regisseure, die bei der Oscar-Verleihung für den »besten Film« ausgezeichnet wurden, 52 Jahre. Der Nachwuchs konnte unter den Bedingungen einer versteinerten Gerontokratie nun nicht mehr aus dem Zentrum der Produktion selber stammen, er entwickelte sich zum einen bei den Independents, wie Roger Corman (sein Einfluß auf die Entwicklung eines »New Hollywood« ist in doppeltem Sinne »legendär«), zum anderen bildeten die neuen Film-Hochschulen eine Generation von Filmemachern heran, die in der Lage waren, europäische Einflüsse zu absorbieren, und sich durch eine genaue Kenntnis der Filmgeschichte auszeichneten. Einige überraschende Erfolge kleiner, unabhängiger Produktionen führten zum Konzept der »Wunderkinder« in der amerikanischen Film-Industrie. Zwischen 1972 und 1979 betrug das Durchschnittsalter der Oscar-Gewinner 38 Jahre.

Einstige Wunderkinder wie Steven Spielberg und George Lucas bildeten in den siebziger und achtziger Jahren neue Produktionszusammenhänge aus, in denen effektvolle, selbstreferentielle und jugend-orientierte Filme entstanden. Andere, z. B. Michael Cimino, verursachten heftige ökonomische Katastrophen, die bis zum finanziellen Ruin »alter« Studios führten. Wenige indes konnten sich entweder jenseits von Hollywood etablieren wie Jim Jarmush oder eine Art der künstlerischen Doppelexistenz führen wie John Cassavetes, der als Schauspieler in Mainstream-Produktionen die Basis für eigene, »moderne« Projekte schuf, oder wie John Sayles, der Drehbücher für die Studios schrieb und eigene Filme in unabhängiger Arbeitsweise herstellte. Schließlich gelang es einigen Regisseuren, als »Autoren« zu reüssieren, wie Martin Scorsese oder David Lynch, die einen prekären Außenseiter-Status einnehmen.

Am Ende aller dieser parallelen Entwicklungen hatte sich Hollywood modernisiert, vor allem, um sich gleich zu bleiben. Ein modernes Kino nach dem Vorbild der europäischen »Neuen Wellen« war zwar gescheitert, aber die Produktion und der Markt selber hatten sich zeitgemäß geöffnet. Zur gleichen Zeit war das Kino in Europa, gerade weil es sich ästhetisch, ideologisch und ökonomisch als Gegenmodell anbot, zu einer subventionierten Kulturware geworden, der das »Moderne« auf ganz andere Weise ausgetrieben wurde. Der Kampf der »neuen« gegen die »alten« Bilder im Kino wurde nationalisiert, während sich der Mainstream-Markt zunehmend globalisierte. Die wirtschaftliche Gesundheit der amerikanischen Filmproduktion war ursprünglich durch die Stärke des Binnenmarktes gesichert, seit den achtziger Jahren aber sind die Export-Erlöse keine Extraprofite mehr, sondern die Grundlage der Amortisationsrechnung. Die Auslands-Erlöse übersteigen längst die Einnahmen aus dem heimischen Circuit, so wie das Merchandising, die Verwertung der Zweitrechte, die topographische wie semiotische Ausbreitung also, mediale Gesamtkonzepte produziert, für die der Film eher Auslöser ist. Aber auch die Ansätze des »jungen«, »modernen« und »unabhängigen« Kinos in Amerika können nur durch die Aufmerksamkeit vor allem in Europa existieren.

Das Kino hatte sich damit modernisiert, gleichwohl aber war der Angriff der Moderne auf das Kino, ästhetisch wie politisch, abgeschlagen oder marginalisiert worden. Der dynamische Markt des Kinos konnte nicht als ein entropisches System weiterexistieren wie das Fernsehen (*more of the same* als Überbietungsstrategie), aber es konnte auch nicht »revolutioniert« werden. In dieser Situation mußte das »Postmoderne« als einzig mögliche Moderne im Kino erscheinen, von dem sich allenfalls in Einzelfällen sagen ließ, ob das Moderne als Schmuggelware in den Mainstream gelangte oder ob umgekehrt der Mainstream Impulse der Moderne gefressen und verdaut hatte.

David Lynch gehört zu den prominentesten Vertretern dieses postmodernen Kinos, das das Körperliche und das Mechanische, Abbild und Sinnbild, Text und Bild in eine neue Beziehung brachte. Filme wie »Blue Velvet« oder »Wild at Heart« waren zugleich Kult-Stücke des Neo-Pop-Diskurses und cinematographische Seitenstücke zu einem mehr oder minder neuen Philosophieren. Sie gingen, oft ganz buchstäblich, »unter die Haut« und setzten, statt einer mythischen Rekonstruktion der Wirklichkeit, auf eine filmische Untersuchung neuer Wahrnehmungsweisen: Das Detail des Realen

wurde so fragmentiert und genau angesehen, daß es seine eindeutige Lesbarkeit verlor, und die Realität wurde als Kulisse einer gesellschaftlichen Konstruktion durchschaut, die man freilich nicht nur als Maske von Korruption und Wahn verstand, die es zu »entlarven« gilt, um die »Wahrheit« dahinter zum Vorschein zu bringen. Keine »echte« Realität hinter der falschen. Lynchville war der (amerikanische) Ort, der förmlich cineastisch aufgebrochen wurde, ein Bild- und Text-Cracking, das auch die letzte Einheit der Erzählung, die bürgerliche »Person«, nicht heil ließ. Während der Mainstream-Film mit den mehrfachen Codierungen ein mehr oder weniger intelligentes, mehr oder weniger frivoles Spiel trieb, wurde das Codieren bei Lynch selber zum Thema. Der Leitfaden dazu war die in den Filmen fortlaufend entwickelte Geschichte eines »nicht zu Ende geborenen Mannes«, der unter die Haut seines eigenen Familienromans, unter die Haut seiner selbst gelangte und in dem sich die fundamentalen Ereignisse, Geburt, Liebe und Tod, in endlosen Schleifen bewegten. Unter der Haut gibt es die ordentlichen Beziehungen von Traum und Wirklichkeit, von Transzendenz und Materialität nicht mehr. In Lynch-Filmen »dachten« wir in den Körpern und in den Mythen, das Ich und die Welt flossen ineinander. Daher konnten sich die Verhältnisse der Menschen und Dinge nicht mehr (allein) durch Erkenntnis und Interesse organisieren. So wie in den Denkspiralen neuer Philosophen gelangte auch hier die Aufklärung gleichsam über sich selbst hinaus, und es war höchst schwierig zu bestimmen, ob dieser Weg vorwärts oder zurück führte.

Immerhin war es, wie bei einigen anderen Vertretern des postmodernen Kinos, bei Atom Egoyan oder Pedro Almodovar zum Beispiel, auch bei Lynch sehr deutlich, daß es sich weder um eine zynische noch um eine nur ironische Auflösung handelte. Lynchs Filme haben den Verlust des Menschlichen in seiner Realität nicht zelebriert, sie haben ihn zugleich analysiert und betrauert.

Die Wahrnehmung des Realen, des Dings, des Körpers, des Geschehens, das nicht identisch ist mit seiner Bedeutung, beschrieb eine Suche nach dem Menschen in seiner Nach-Zeit. Fast noch naiv betrieb Lynch in »The Elephant Man« diese Suche nach dem Menschlichen in der Gestalt eines Wesens, das so sehr aus Realem (einem ungestalten, »unsinnigen« und wuchernden Körper) bestand, daß ihm die Teilhabe an der gesellschaftlichen und moralischen Realität verweigert wird. Wie wird der Körper zur Realität? Gewiß wie alle Dinge durch die Konstruktion einer Oberfläche. Wenn das Reale aus ihm hervorbricht, verliert er seine Realität. Nie hat jemand auf der Leinwand einen Menschen so nackt gezeigt wie David Lynch Isabella Rossellini in »Blue Velvet« (und die Grausamkeit dieses Aktes haben manche Menschen dem Regisseur so wenig verziehen wie die Blicke unter die Haut, die *flashes* zwischen Gewalt und Kindertraum in »Wild at Heart«: Die Begeisterung, die Lynchs postmoderne Filme auslösten, ist nicht zu denken ohne die reichlich hysterischen Abwehrversuche gegen ihren Skandal). Was Lynch betreibt, ist nicht mehr das Projekt der Überführung des Realen in die Realität, insofern mögen sie weder in klassischer Weise Sinn produzieren, noch in der modernen Weise die Kritik dieser Realität betreiben.

Die Fernsehserie »Twin Peaks«, die einer Ordnung der Genres so wenig mehr gehorcht wie einer konsistenten Erzählhaltung, mag einerseits als Höhepunkt von Lynchs höchsteigener Anwendung der postmodernen Ästhetik erscheinen. Andrerseits beginnt er darin aber auch bereits damit, den Knoten zwischen dem Realen und der Realität aufzulösen, die Fäden in der Vernetzung auszubreiten. Zwar geht es auch hier wieder um eine Investigation eines jungen Mannes, der ganz buchstäblich unter die Haut einer »elterlichen« Realität gelangt – es ist eine lange Reise durch den »heiligen« Körper des Mädchens als erster und letzter Einheit der gesellschaftlichen Realität: durch das Geschlecht, das nicht eines ist – , aber andererseits läßt er hier auch den Blickwechsel zu. Statt der undeutlichen und überdeutlichen Wesen, die sich zeigen, wenn zwischen Ich und Welt keine »Haut« steht, sehen wir fremde Subjekte, Erscheinungen des Realen, die Mensch werden wollen und sich dabei unendlich spalten und vereinigen, sezieren und übermalen. Niemandem gelingt es, ein »Individuum«, ein ungeteiltes oder gar unteilbares, zu werden, auch dem Helden nicht, und die Ökonomie schafft es schon gar nicht, den »ganzen Menschen« zu erzeugen. Doch die Vielzahl der Erzählungen in »Twin Peaks«, die Lynch auch nicht mehr als alleinigen Autor haben, verwandelt das mysteriöse Grundrauschen des Realen in ein Stimmengewirr der Subjekte. Nachdem der Whodunit-Punkt der Erzählung passiert war, verlor »Twin Peaks« so rapide an Zuschauerzuspruch, daß die Serie abgesetzt wurde. Die Geschichte des nicht zu Ende geborenen Mannes war nun paradoxerweise eine nicht zu Ende erzählte Geschichte geworden.

Lynch kehrte in dem Kinofilm »Twin Peaks – Fire Walk With Me« zu ihr zurück und überforderte dabei nicht nur durch seine Erzählstruktur, prospektiv und retrospektiv zugleich, seine Gefolgschaft. In der Mitte dieses Filmes gibt es einen radikalen Stimmungswechsel; das ironische Spiel mit den Mehrfachcodierungen weicht einem nachgerade heiligen Ernst. Wir sehen einer Figur und einem Künstler zu, die zwar nicht zu Ende geboren, nicht erlöst werden konnten, aber dennoch erwachsen werden mußten. Das vollkommene Scheitern dieses Prozesses schilderte dann »Lost Highway«, eine filmische Erzählung in Form eines endlos geflochtenen Bandes, in dem sich das innere nach außen kehren und der Weg von Spaltung und Vereinigung sich um die beiden Zentren Sexualität und Mord ewig weiterbewegte. »Lost Highway« war kein überkompliziertes Spiel mit Figuren und Erzählungen, sondern viel eher ein weiterer Schritt der Entknotung. Der Held ist erwachsen, und das heißt unter vielem anderen, daß er von seiner Einsamkeit weiß. Und der Künstler David Lynch weiß, daß er in die polymorphe Welt von »Blue Velvet« nicht wird zurückkehren können. Anders gesagt: Mit »Twin Peaks« begann David Lynch sich von der postmodernen Phase seiner Arbeit zu trennen.

In »the Straight story« löst er das Band weiter auf, es ist, scheinbar, nur noch ein einziger Faden, das letzte Stück einer Lebenslinie, in dem sich das Subjekt weder spaltet noch mehrfach codieren läßt. Dieser alte Mann, dessen Reise auf einem kleinen Mähtraktor durch einen Teil des mittleren Amerika der Film begleitet, scheint der Prototyp eines Mannes, der ist, was er ist, der tut, was er tun muß, die Wiederkehr des Cowboys. Einfacher kann auch ein Plot kaum konstruiert werden, der überdies auf eine wahre Begebenheit zurückgeht: Alvin Straight, bewundernswert verkörpert von Richard Farnsworth, dem ehemaligen Rancher, Stuntman und Schauspieler, der schon vor zwanzig Jahren alte Männer spielte, die das Ende ihres Lebens in Würde und Eigen-Sinn erleben, erfährt vom Schlaganfall seines Bruders Lyle, mit dem er sich vor zehn Jahren zerstritten hat, und weil auch er körperlich höchst dezimiert ist – seine Augen sind so schlecht, daß er keinen Führerschein mehr besitzt, seine Hüfte ist kaputt, Herz und Lunge sind krank, Diabetes beeinträchtigt ihn – macht er sich auf seinem Rasenmäher mit einem Anhänger auf den 600-Kilometer-Weg, um sich mit Lyle zu versöhnen, noch einmal mit ihm in den Sternenhimmel zu sehen, wie sie es als Kinder taten. Auf seinem Weg begegnen ihm eigenartige, doch im Wesen freundliche Menschen: eine Busladung voll Witwen auf dem Weg zur Besichtigung der »Grotto«, eine schwangere jugendliche Ausreißerin, der er den Weg zurück in die Familie nahelegt, eine Schar sportiver Biker, eine Frau, die auf ihrem täglichen Weg zur Arbeit immer wieder Hirsche auf der Straße totfährt, obwohl sie die Tiere so liebt, eine freundliche Neighbourhood, in deren Vorgarten er campiert, als seine Maschine kaputtgeht, ein Weltkriegs-Veteran, der, wie er selbst, unter den Erinnerungen leidet, streitsüchtige Zwillinge – und am Ende sitzt er wirklich mit seinem Bruder vor dessen Hütte, und die beiden schauen, Tränen in den Augen, in den Sternenhimmel. Die Geschichte ist so straight und anrührend, daß der Film in den USA von Walt Disney in den Verleih genommen wurde. Schnell war man sogar bei der Hand, den Film zu feiern als das Werk eines, der, nachdem er so lange Amerika als Hort des verborgenen Grauens durchreist hatte, nun heimgekehrt war ins Land der Väter und der in dieser Reise, die voller Verweise auf seine früheren Filme steckt, eine Selbstrevision per Leitfaden der Zärtlichkeit vorgenommen hätte.

Selbst wenn man den Film auf diese Weise sieht, bleibt er verstörend schön. Jede Einstellung, jeder Übergang, jede Geste der Kamera, die ihren Helden in respektvoller Nähe begleitet und sich zugleich immer wieder in die Lüfte erhebt, wie ein Vogel, der mit seinem Helden zieht, über die Felder und die riesigen Mähdrescher darin, die kleinen Städte und bewaldeten Hügel, jeder dieser poetisch-verschobenen Dialogsätze voller biblischer, historischer, geographischer Anspielungen, die genauen Porträts, allen voran das von Sissy Spacek als Alvins Tochter, die ihre Kinder verlor und beinahe auch ihre Sprache – sind Kunstwerke im Kunstwerk. Selbst wer auf die Versprechungen der Einfachheit hereinfällt, vergißt diese Bilder nicht so leicht.

Aber schon wie Lynch uns in diese Geschichte, wie er uns in den Ort Laurens einführt, dessen Name gewiß nicht umsonst beinahe identisch ist mit der Figur des mysteriösen Toten in »Lost Highway«, nähren Zweifel an dieser beinahe parodistisch konzentrierten Einheit von Zeit, Raum und Person. Laurens ist so fremd und seltsam wie Lynchville seit eh und je, eine Kulisse der Realität, hinter der das Reale verborgen bleibt. Schon erwarten wir, daß die Kamera in den Schlund der dicken Dame fährt, mit all den üblen Süßigkeiten, die sie in sich hineinstopft, Dorothy heißt sie – ist dieser fettgepanzerte Körper, was aus der Dorothy von »Blue Velvet« wurde? Aber die Kamera geht nicht unter die Haut. Im Gegenteil, sie geht so sehr auf Distanz, daß wir den Fall, den Alvin in seiner Küche tut, nicht einmal sehen. Wir haben ihn nur gehört, und dann sehen wir Alvin da liegen. Sein Tod ist sicher. Wir bräuchten die Ausführungen des Arztes nicht mehr, kaum noch diese Lynchschen Nahaufnahmen auf das ärztliche Gerät, nicht einmal die Abschiedsgesten, den ersten Anlauf der Reise, der an der »Grotto« endet, um zu wissen: Dieser Film ist ein einziges, großes Todesbild: die Reise eines Mannes, der das Gespaltene vereinen will, ein Abschiedstraum von Vater und Tochter, ein Weg, den man, wie Alvin mehrmals betont, allein gehen muß, aber doch im Blick der anderen. So begegnet er weniger den netten Menschen von *middle america* als seltsamen Engeln, die ihm ein Stück dieses Weges erleichtern, jedem gibt er etwas, von jedem erhält er etwas, das ihn auf diesem Weg weiterbringt, am Ende tatsächlich über den großen Fluß, zum Mount Zion, zur Vereinigung mit dem verlorenen Bruder, zum Blick in den Sternenhimmel. Schon immer hat Lynch in seinen Filmen die Toten mit einer Zärtlichkeit angesehen, die er den Lebenden verweigern mußte, waren seine Bilder am intensivsten, wo es um die Übergänge ging. Nun dehnt er den Augenblick des Sterbens auf 111 Minuten, darauf bedacht, jede davon kostbar zu machen.

Versöhnung also? Erlösung gar? Nur, wenn wir blind sein wollen. Wir werden durch diesen Film getragen wie Walter Benjamins Angelus Novus, rückwärts, mit dem Blick auf das Grauen, das wir hinterlassen, auf die furchtbaren Verletzungen des Familienromans, den Verlust der Liebe, den Krieg, in dem man so nachhaltig den Bruder ermordet hat, die ewigen Ketten der Schuld, das groteske Töten dessen, was man liebt, das Feuer, das man legte, den Zwang des Blickes auf das Böse. Und auch Amerika ist in diesem sanften, herbstlichen Blick des Engels der Geschichte keineswegs ein geheiltes Land, es ist ein Land, in dem alle einander Fremde bleiben, dessen Realität nur ein obskures Spiel der Bilder und Begriffe ist. Amerika ist in diesem Abschiedsblick nicht etwas, das verloren wird, Amerika ist etwas, das nie wurde. Man muß wahrlich blind sein, um nicht zu sehen, wie wenig Chancen zur Versöhnung diese Geschichten bieten: die von der Frau, der man die Kinder nahm, weil jemand das Feuer nicht bewahren konnte (wer es war, erfahren wir nicht, aber wir können das Schlimmste nur vermuten), die von dem Mann, der als Scharfschütze den eigenen Scout erschoß, die von der

Frau, die immer wieder den Hirsch überfährt (als verzweifeltste Umkehrung des »Deerslayer«-Mythos), die von den Zwillingen, deren ganze Lebens- und Arbeitskraft in törichten Kämpfen draufgeht. Bilder der Lähmungen, Bilder der Verdammnis, Bilder von Menschen, die nicht Menschen werden können. Lynchs Film beginnt mit langen Blicken auf eine Frau, die sich vollstopft und durch eine dieser Sonnenschutzmasken blind macht, die sich obendrein mit einem Reflektor blendet und dann noch in aller Unschuld behauptet, sie habe ihren Nachbarn nicht gesehen. »Cheap laughs« meinten die amerikanischen Kritiker und Kritikerinnen zu dieser Szene, um sodann »the Straight story« als *feelgood-movie* eines einstigen Rebellen zu goutieren. Konnten oder wollten sie nicht sehen, wie genau Lynch in dieser Eingangssequenz das vollgestopfte und blinde Amerika porträtierte, und wie sehr er hier schon davor warnt, »the Straight story« als *straight story* mißzuverstehen?

Lynchs Blick auf den Menschen, auf das Land, die Geschichte und den Mythos, ist so genau geworden, daß er den Umweg über die postmodernen Brechungen nicht mehr benötigt. Aber ohne sie hätte er nicht hierher gelangen können: zu einem Blick, der den Menschen liebt, ohne sich mit seiner Geschichte zu versöhnen. David Lynchs schönster Film ist zugleich sein grausamster. Oder umgekehrt.

Konkret 12/99, S. 64

Klaus Smit

Melodie & Rh□ thmus

Diverse: Warp 10+1 Influences; Warp 10+2 Classics 89-92; Warp 10+3 Remixes; alle Warp Records/Zomba

□ Jede Form ist das erstarrte Momentbild eines Pro□ esses. Also ist das Werk Haltestelle des Werdens, nicht erstarrtes Ziel.□

El Lissit□ k□ 1924 in der □ on Kurt Sch□ itters herausgegebenen Zeitschrift □ Mer□ □

Mit der Entwicklung der Elektronica hat eine nicht nur stilistische, sondern auch inhaltliche Verschiebung in der Pop-Musik stattgefunden. Die Produzentinnen und Produzenten verstehen sich und ihre Musik schon lange nicht mehr als Erfahrungen vermittelnd oder ihr Innerstes zur Schau stellend. Es geht vielen der Musikerinnen und Musiker zum einen um den Einbezug anderer Disziplinen wie Architektur, Philosophie, Design, Typografie, Fotografie, Videokunst und natürlich der Musik-Geschichte selbst und damit um ein neues Verständnis von Musik. Zum anderen aber auch um ein alternatives Verhältnis zwischen Musik und Öffentlichkeit: Musik ist das, was die Rezipientinnen und Rezipienten – und das schließt andere Musikerinnen und Musiker mit ein – damit machen. So erklären sich auch die vielfach nur rudimentären Strukturen vieler Tracks: Ein Stück ist niemals fertig, sondern nur zu einem bestimmten Zeitpunkt fixiert, in eine Form gebracht worden und dann der Öffentlichkeit überlassen, die damit frei verfahren kann. Dabei spielen technische Entwicklungen der vergangenen Jahre wie das Komprimierungsverfahren MP3, der Sampler und die Informationsdistribution über das Internet eine gewichtige Rolle.

Ohne die Bedeutung dieser Musik überbewerten zu wollen, kann man einigen der auch auf dem Sheffielder Warp-Label veröffentlichenden Künstler ähnliche Utopien einer anderen Gesellschaft, eines anderen Miteinanders zuschreiben, wie sie das Köln/Düsseldorfer Duo Mouse On Mars im Zuge seiner großartigen neuen Platte »Niun Niggung« zu propagieren versucht. Bei der Vermittlung jener begnügen sich die Produzierenden aber nicht mit dem Eintrichtern bestimmter Perspektiven; sie arbeiten eher selten auf der Basis der sprachlichen Ebene (»Wenn wir behaupten würden, unsere Musik wäre subversiv, dann wäre sie es spätestens dann nicht mehr«, meinen etwa Sean Booth und Rob Brown von Autechre). Vielmehr beinhaltet diese Musik Angebote und Möglichkeiten, sich mit sozialen und ökonomischen Realitäten zu beschäftigen, und zwar mehr als ihr oftmals bewußt sind: Ihre Klänge und Rhythmen sind nicht an einer einzelnen Achse oder gar Hierarchie orientiert; ihren kontinuierlich unter Spannung stehenden Strukturen sollte man nur selten vertrauen, denn schon im nächsten Moment kann alles aus den Fugen geraten, schon an der nächsten Biegung, dem nächsten Break, kann ein Richtungswechsel stattfinden. Defekte wohnen den Strukturen inne, können zum Prinzip erhoben, aber nicht beseitigt werden, ohne die Strukturen zu zerstören; und nicht zuletzt beruhen viele Sounds auf einer Ablehnung der traditionellen Definition von Werten wie Harmonie, Einheit und Stabilität.

Andererseits bedarf es keiner besonderen Transferleistungen, um hierin das Vokabular der Flexibilität ausbuchstabiert zu sehen. Informationen wie Produkte kommen rasend schnell auf den Markt respektive ins Hirn und verschwinden ebenso schnell wieder. Eine feste Ordnung sucht man meist vergeblich, Ausgangspunkt ist nicht selten das Chaos, das zu einer wahnwitzigen (aber künstlerisch nicht uninteressanten) Überflutung der Reize führt. Wer dabei nicht mitkommt, die Fragmentierungen nicht akzeptiert oder ihnen nicht folgt, ist verloren – immerhin läßt sich die Musik aber noch abschalten.

Auf der Suche nach neuen Formen sind sich die Musiker dabei der Geschichte ähnlich bewußt oder nicht wie dekonstruktivistische Architekten, deren Werke einem besonders beim Anblick vieler Cover, aber auch beim Hören der Musik schnell in den Sinn kommen. So haben die Architekten Zaha Hadid, Rem Koolhaas, Coop Himmelsblau und Lebbeus Woods von ihren historischen Vorläufern Kasimir Malewitsch, Wladimir Tatlin und selbstverständlich El Lissitzky wahrscheinlich gehört; Verbindungen zu deren Arbeiten stellen sie aber nur selten her.

Mit drei Doppel-CDs bzw. Vierfach-LPs stoßen Rob Mitchell und Steve Beckett, die Gründer von Warp Records, nun auf den zehnten Geburtstag ihrer Firma an, die eine der einflußreichsten und bedeutendsten auf diesem Sektor geworden ist. Mit Hilfe von Fördermitteln der Thatcher-Regierung aus der sogenannten »Enterprise Allowance Scheme«, das junge Unternehmen auf den Weg bringen sollte, eröffneten sie 1987 zuerst einen Plattenladen, zwei Jahre später gründeten sie das Label. Bereits im vergangenen Jahr konnten Mitchell und Beckett die hundertste 12-Inch-Veröffentlichung mit dem Sampler »We Are Reasonable People« feiern, der den aktuellen Stand des Labels wiedergab. Die »Warp 10+...«-Compilations sind – nicht nur hinsichtlich ihrer Erscheinungsform – ein ganz eigenes Format; sie spiegeln die Geschichte der Plattenfirma wider.

»10+1 Influences«, der erste Teil der Reihe, versammelt Stücke aus den Jahren 1986 bis 1990, die nicht bei Warp veröffentlicht wurden, die Beckett und Mitchell aber erst dazu brachten, ihr eigenes Label zu gründen (bis heute geht das Gerücht um, die beiden hätten ihre Anschubfinanzierung auch dem Verkauf von Raubpressungen einiger dieser Platten zu verdanken). Darunter befinden sich vor allem Veröffentlichungen aus Detroit und Chicago, wie Phuture, Reese & Santonio (Kevin Saunderson), Model 500 (Juan Atkins) und Rhythim Is Rhythim (Derrick May), aber auch britische Projekte wie 808 State und A Guy Called Gerald – allesamt inzwischen Klassiker des House- und Techno-Genres.

Einen Überblick über die ersten Warp-Platten, die zwischen 1989 und 1992 erschienen sind, verschafft »10+2 Classics«. Da fast alle Stücke bereits auf alten Label-Samplern zu finden sind, wohl die unspektakulärste der Reihe. Damals infolge einiger metallischer Klänge und des vielen Gepiepes als Bleep□n□Clonk-Stil kategorisiert, zielten die Tracks auf die Tanzböden der Welt und sicherten das Überleben des Labels. Dies gilt besonders für Nightmares On Wax□ »Dextrous« und »LFO« vom gleichnamigen Duo mit Verkäufen von über 100.000 Stück. Warp schlug danach eine andere, vermeintlich ruhigere Richtung mit den beiden Samplern »Artificial Intelligence 1 & 2« ein. Erstmalig waren darauf junge Musiker wie Aphex Twin, Autechre, The Black Dog und B12 zu hören, die bis heute beim Label unter Vertrag sind.

Das Schmuckstück dieser Sammlung ist aber »10+3 Remixes«. Von den ältesten bis zu den jüngsten Veröffentlichungen des Labels wurden die Stücke durch die Kabel rund um die Welt geschleust. Hatte sich in den vergangenen Jahren bereits eine mittelschwere Ermüdung im Remix-Bereich breitgemacht, nachdem sich jeder und jede die eigenen einfallslosen Arbeiten von irgendwem veredeln ließ, befinden sich auf »10+3 Remixes« einige Perlen. Herausragend dabei: Isans Version eines Seefeel-Stücks, Plaids Interpretation des Autechre-Klassikers »Vletrmx«, der Verehrer des deutschen Waldes, Mike Ink (Wolfgang Voigt), in den Kinderhänden von Wechsel Garland alias Wunder (Jörg Follert) und die alles überstrahlende Überarbeitung von Autechres »Characi« durch Jim O□Rourke.

Die eingangs zitierte Äußerung El Lissitzkys würden wahrscheinlich alle der vertretenen Künstler unterschreiben. Wenn sie sie nur kennten.

Konkret 12/99, S. 65

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

An Allerheiligen

Die Kerze auf dem Grab der Eltern im bayerischen Wildenroth hatte ich ferngezündet / Strawanzte ich mit meinem theuren Mauntnbeik durch den Bismarckforst vor den Toren der Stadt / Ein Bad im Laub und im Zweifel an mir selber nehmend:

Warum bin ich kein jahreszeit- und stimmungsunabhängiges Kopfkraftpaket wie so viele andre, nimm alles nur in allem Struppi Thierse vom Bundestag (»Meine Damen und Herren!«) oder Mister L. Webher (»Cats« und Konsorten) oder den im Dienst seines Jagdherrn, der evangelischen Kirche Bayerns, eine Subsekte nach der andern aufstöbernden und im Genick zu fassen kriegenden Teckel Timotheus von Pasing? Sondern trage in der dunklen Zeit des Jahres an Weltekel wie an Versagensängsten schwer, ha?

Nach Stunden an einer Luft, deren modrige Süße in mir die Erinnerung an ein paar gefährliche, weil apathiebefördernde Zeilen eines desderwegen namentlich vom »Bundesverband der Managerschulen Deutschlands e.V« militant befehdeten Philophen* weckte, kehrte ich zur Betäubung meines Derangements in eine S-Bahn-Destille auf ein klitzkleines Bierchen ein. Illustrierte lagen neben dem Münzfernsprecher. Ich griff mir eine und blätterte sie durch bis zum Kreuzworträtsel, an welchem ich mich wortfindungsmäßig abzuarbeiten trachtete. Schaade, es war schon ein bißchen entjungfert. Hier ein korrektes MAINAU für die Insel im Bodensee, dort ein richtiges OZEAN für das in Frage stehende Weltmeer. Doch was war das?? Warten Sie, ich mach Ihnen eine ausschnittsweise Hochvergrößerung von Hand.

Fällt Ihnen was auf? Nichts? Wirklich nichts? Nun, dann will ich Sie bekanntmachen mit den Notizen, die ich angesichts dessen meinem Oktavheftchen anvertraute, & zwar folgendermaßen:

Senkrecht Gefrorenes E H E ?
Waagerecht Lebensbund E I S ?
Ja so jemand muß doch die Mutter
Gebadet haben einst zu heiß

Solchen Rätselfreund muß doch die Dummheit
Reiten als ihr Steckenpferd
So einer hat doch nicht alle Töpfe
Auf dem intellektuellen Herd

Das Gefrorene sei gleich EHE ?
Und der Lebensbund laute auf EIS ?
Ja hier schiebt man doch richtige Wörter
Aufs falsche Bedeutungsgleis!

EHE heißt Liebe und Lachen
EIS heißt Frust und Frost
Evidenzen sind dies doch wie die zwi
schen Itzehoe und Soest

Das EIS ist Wasser in Würfeln
Im Kühlschrankseparee
Die EHE ist der bewußte
Tandem ritt übern Bodensee

Das EIS hat den Saturdaynightcharme,
Einer Distel am Bahndamm die murrt
Die EHE strahlt über die Backen
Wie Maria nach Kristi Geburt

Dem EIS all sein $innen und Trachten
Auf Kälte und Starre steht
Die EHE definiert sich durch die Weichheit
Und die Wärme vom Leberkäsbrät

Ist das EIS aus kühlen Molekülen
So ist die EHE aus glimmender Glut
Und tut anders als der Gefiierbrand der Roulade
Den Leuten in der EHE gut

Das EIS hat keine Ahnung
Nicht mal von Bohnenstroh
Die EHE ist der sakrifizierte
Ententanz Po an Po

Immer wieder läßt sich bestechen
Von der Frühlingssonne das EIS
Doch noch niemals gab Vorteils wegen
Die EHE den Partner preis

Wie aus verstorbenen Herings Augen
Blickt das EIS den Menschen an
Die EHE i .....

Hier enden die Aufzeichnungen, denn die Wirtin, eine überüppige, vom Haarsprayabusus strohige Endsechzigerblondine sagte seinerzeit: »So, nun is aber wirklich Schluß!« Ich zahlte mein Klein-Bierchen (27 Mark) und radlte, beschwingt von den Klängen ausm Radio im Lenkertäschchen, heim. Heim. Sagt man so. Aber was ist das schon: »Heim«, ha? Ich finde wir sollten bei Gelegenheit ruhig einmal nachdenken darüber.

---

* Wenn nicht der nächste und unmittelbare Zweck unsers Leben das Leiden ist; so ist unser Daseyn das Zweckwidrigste auf der Welt. Denn es ist absurd, anzunehmen, daß der endlose, aus der dem Leben wesentlichen Noth entspringende Schmerz, davon die Welt überall voll ist, zwecklos und rein zufällig seyn sollte. Unsere Empfindlichkeit für den Schmerz ist fast unendlich, die für den Genuß hat enge Gränzen. Jedes einzelne Unglück erscheint zwar als eine Ausnahme; aber das Unglück überhaupt ist die Regel.

Konkret 12/99, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Der Ruhm wie alle Schwindelware hält selten über hundert Jahre, dichtet der Dichter, der auch weiß, daß meist vergeht noch etwas eh'r die Haltbarkeit und die Couleur. Zwölf Monde ist es gerade her, da eine neue Zeit ihre Zeitung fand und ihrer Redakteurin Ute Scheub so pfingstlich ums Mieder ward, daß ihr alles überlief:

Die verhaltene Fröhlichkeit, die jetzt allenthalben herrscht ... Weil alles so neu scheint, so wunderbar, so leichter Hand machbar ... Mit welch undeutscher Gelassenheit sich die Politiker präsentieren ... eine samtene Reformation ... diese neue Leichtigkeit ... daß nach langer Blockade die politische Energie nun wieder frei fließen kann ... Der Reformstau ermangelte zwar wohl der Reformen, nicht aber des Staus.

Ich hatte damals versucht, die Schwärmerin mit dem Zuruf zu beruhigen, daß auch der Intelligenzquotient zwar wohl mitunter der Intelligenz ermangle, nicht aber des Quotienten bzw. der Quote. Doch als ein Jahr vergangen, simsalabimbambaseladuseladim, da war die Ute wieder da, aber nicht wiederzuerkennen:

In Rekordzeit haben es Rot und Grün geschafft, ihre wichtigsten Themen strategisch zu verfehlen, ja sogar gänzlich zu vergessen, daß es sie überhaupt gibt.

Das finde ich sehr, sehr ungerecht. In Wahrheit haben die Grünen keines der drei wichtigsten Themen, die ich ihnen vor der Wahl abgenommen habe, verfehlt oder gar gänzlich vergessen – weder das Vorzimmer, noch die Flugbereitschaft und den Dienstwagen schon gar nicht. Ute die Gute aber läßt sich weder dreinreden noch drausbringen:

Die Regierung hat in Windeseile Politikverdrossenheit verbreitet ... resignierte Illusionslosigkeit, Passivität, Ressentiments und manisches Gartenzaunstreichen. Politik wird igitt, Engagement erscheint sinnlos. Die Grünen haben sich in einen ganz normalen staatstragenden Verein verwandelt.

Und so weiter, das Zeilenhonorar Seufzer um Seufzer in ozonlöcherige Höhen schreibend, das unsterbliche Wort der Gräfin Dönhoff, daß jeder Vorteil den ihm spezifischen Nachteil habe, zum eigenen Nutzen umkehrend. Jeder Nachteil hat den ihm spezifischen Vorteil: Dumm verdient doppelt – zuerst an dem Stuß, den der Depp in die Welt setzt, und sodann am Widerruf, in welchem, weil er unterstellt, die Sache habe sich geändert und nicht bloß die Stimmung des Betrachters, die Dummheit sich ein weiteres Mal feiert.

Ich weiß, daß sie nichts wissen, aber daß eine Erklärung wie die ihres Bundesgeschäftsführer Bütikofer, irgendwas (hier: Panzerlieferungen an die Türkei) sei ausgeschlossen, weil es die »menschenrechtliche Identität« seiner Partei »destruieren würde«, schon in der Wahl des gespreizten Wortes die spätere Zustimmung vorwegnimmt, müßte sogar einer Autorin der »Tageszeitung« irgendwann auffallen. Oder wie liest man, wenn man nichts gelernt hat als Neues Denken, folgende Nachricht?

Etwa 300.000 Kinder, so die Schätzungen der Vereinten Nationen, nehmen weltweit an bewaffneten Konflikten teil. Gestern hat die Europäische Konferenz über den Einsatz von Kindern als Soldaten ein Mindestalter von 18 Jahren für den Militärdienst gefordert. »Kinder sind keine Soldaten«, hieß es übereinstimmend auf der Tagung, die gemeinsam von der Uno, europäischen Regierungen und Nichtregierungsorganisationen abgehalten wurde. Es sei eine »perverse Form, Kinder als Tötungsmaschinen abzurichten«, sagte Bundesaußenminister Joschka Fischer.

Liest man das anders als: Soldaten unter 18 sind abgerichtete Tötungsmaschinen, Soldaten ab 18 sind humanitäre Missionare, die unseren sind über 18, und die 252 Soldaten der Bundeswehr, die erst 17 und also vom Kollegen Scharping pervers abgerichtete Tötungsmaschinen sind, werden durch unsere, der grünen Minister Politik bald 18 werden? Und wie liest man diese Nachricht?

Fischer sieht die Notwendigkeit, das Grundsatzprogramm der Partei aus den achtziger Jahren an die »veränderten Bedingungen« anzupassen. Er räumte Probleme seiner Partei ein. Die Grünen befänden sich mitten im Übergang von der Oppositions- zur Regierungspartei,

von der Dagegen- zur Dafürpartei.

Zu den neuen Zielen im Grundsatzprogramm müsse die Erneuerung des Sozialstaats gehören. Nötig sei außerdem eine Umweltpolitik, die sich nicht auf Protest beschränke,

sondern auch mal Beifall spendet.

Nach dem Ende des Ost-West-Konflikts müsse zudem eine neue Friedenspolitik formuliert werden.

Weil die alte Friedenspolitik aus der Zeit des Ost-West-Konflikts den erheblichen Mangel hatte, daß mit ihr jahrzehntelang kein einziger Krieg zu führen war. Und wie liest man die Wehklagen der grünen Menschenrechtswächterin Claudia Roth?

Es hat mit grüner Glaubwürdigkeit zu tun, auf die negativen Folgen von Rüstungsexporten hinzuweisen.

Liest man sie so, daß Frau Roth Rüstungsexporte, die negative Folgen haben, ablehnt bzw. verhindert, oder so, daß sie sich aus Gründen grüner Glaubwürdigkeit aufs Lamentieren bzw. Hinweisen beschränkt? Corporate identity-Geräusche dieser Art verbreitend:

Ich bin darüber sehr wütend ... Außerdem habe ich diese Entscheidung auch nicht für möglich gehalten, weil sie auch die richtige Türkei-Politik von Außenminister Fischer in ein falsches Licht rückt ... Man hat die Türkei 36 Jahre lang am ausgestreckten Arm vor sich hergetrieben ...

Wie? Sie hatte sagen wollen »am ausgestreckten Arm verhungern lassen«, aber dann fiel ihr im letzten Moment ein, daß die Verhungerten gerade ein paar Milliarden für Panzer übrig haben. Sie ließ also Sinn Unsinn sein und fuhr fort:

Die Ebene der Partei und der Fraktion müssen reagieren und klarmachen,

reagieren und klarmachen, die Mühen der Ebene,

daß es zum momentanen Zeitpunkt völlig undenkbar ist, in die Türkei Waffen zu liefern.

Zum momentanen Zeitpunkt völlig undenkbar – läßt sich das auch anders lesen als: ein andermal gern? Und bis dahin:

Ich bin wütend und enttäuscht. Das wird ein Nachspiel haben müssen. Unsere Partei wird das nicht einfach so hinnehmen können.

Soll ich alter Spielverderber ihr sagen, wie das Nachspiel ausgehen wird? Und daß »nicht einfach« nur der sprachliche Reflex der unbewußten Gewißheit ist, ihre Partei werde am Ende auch der doppelten Liefermenge zustimmen?

An anderer Stelle reißt Utes »Tageszeitung« eine Generationenkluft auf:

Links müssen sich lohnen

Die Älteren vermuten ein sprachlich geniuslocimäßiges Bekenntnis zum gesellschaftlichen Aufstieg, die Jüngeren wissen, daß es um Kohle im Internet geht. Und so verstehen sich beide am Ende doch. Wie der Fischer un sin Fru Roth.

Das »Kommando Demokratie« des Berliner Regierungsbulletins »Tageszeitung« fordert:

Ukrainer an die Urnen

Wenn ich die Menschenrechtspolitik ihres Außenministers richtig verstehe, könnte im Fall der Nichtbefolgung dem *an* leicht ein *in* folgen.